

# Er bricht die Bahn

Arno Pagel

EDICION C







# Er bricht die Bahn

Herausgegeben  
von  
Arno Pagel



Verlag der  
Francke-Buchhandlung GmbH  
Marburg an der Lahn

ISBN 3 88224 140 3

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten

© 1979 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

3550 Marburg an der Lahn

Umschlagentwurf: Egon Schwartz

Gesamtherstellung:

St.-Johannis-Druckerei, 7630 Lahr-Dinglingen

Printed in Germany 16829/1979

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	7
Ludwig Nommensen .....	9
<i>von Heinrich Berghäuser</i>	
Otto Stockmayer .....	18
<i>von Kurt Zdunek</i>	
Johannes Seitz .....	28
<i>von Arno Pagel</i>	
Georg von Viebahn .....	37
<i>von Arno Pagel</i>	
Hermann Menge .....	46
<i>von Arno Pagel</i>	
Dora Rappard .....	55
<i>von Edgar Schmid</i>	
Christian Dietrich .....	65
<i>von Helmut Bornhak</i>	
Andreas Klein .....	73
<i>von Bernhard Bez und Arno Pagel</i>	
Remmer Janßen .....	82
<i>von Ernst Decker</i>	
Samuel Keller .....	91
<i>von Arno Pagel</i>	
Johannes Kuhlo .....	100
<i>von Arno Pagel</i>	
Christoph Köhler .....	109
<i>von Ernst Schrupp</i>	

Albert Hoffmann .....	118
<i>von Ernst Decker</i>	
Friedrich Blecher .....	128
<i>von Arno Pagel</i>	
Gustav Friedrich Nagel .....	137
<i>von Waldemar Brenner</i>	
Johannes Warns .....	149
<i>von Ernst Schrupp</i>	
Konrad Bussemer .....	158
<i>von Hermann Ruloff</i>	
Karl Immer .....	167
<i>von Robert Steiner</i>	
Anhang .....	177
Carl Heinrich Rappard .....	178
<i>von Edgar Schmid</i>	
Francis Edward Clark .....	188
<i>von Arno Pagel</i>	
Christa von Viebahn .....	197
<i>von Hans Brandenburg</i>	



# Vorwort

Die Reihe der Kurzbiographien aus dem Bereich des neueren deutschsprachigen Pietismus wird mit diesem fünften (vorletzten) Band fortgeführt. Der Titel heißt dieses Mal: »Er bricht die Bahn.« Gott macht im Leben der Seinen Bahn und Raum, so daß sie unter seiner Gnade, Geduld und Treue ihm dienen können.

Die Beschränkung des vierten Bandes, daß der Heimgang der dargestellten Persönlichkeiten in die Jahre 1914–1945 fällt, ist beibehalten worden. Zwei Ausnahmen wurden gemacht und einem Anhang zugewiesen.

Georg von Viebahn hat unter seinen Kindern die Tochter Christa gehabt, die von Gott in einen ganz bestimmten Lebensauftrag in der missionarischen Diakonie geführt worden ist. Sie hat aber auch ein wichtiges Stück des väterlichen geistlichen Erbes bewahrt, indem sie den bekannten Bibellesezettel fortgeführt hat. Vater und Tochter in diesem Buch zu vereinen, erscheint richtig und sinnvoll.

Ähnliches gilt von Dora Rappard, der »Mutter von St. Chrischona«, und ihrem Lebensgefährten Carl Heinrich Rappard. Beide haben in einer gottgeschenkten Einheit des Glaubens und Geistes das ihnen anvertraute Werk geführt und geprägt.

Der Anhang enthält noch eine dritte Ausnahme anderer Art. Es ist dieses Mal ein Ausländer aufgenommen worden. Zu den im Buch Dargestellten gehört Friedrich Blecher, der Begründer des Jugendbundes für entschiedenes Christentum (EC) in Deutschland. Es lag nahe, auch den Mann zu berücksichtigen, der in seiner Heimat USA und in vielen Ländern der Welt der EC-Bewegung als erster die Bahn gebrochen hat: Francis Edward Clark.

Es ist zu hoffen, daß dieser Band die freundliche Aufnahme seiner vier Vorgänger findet und daß dem im nächsten Jahr folgenden Schlußband dasselbe Los beschieden ist.

Arno Pagel



# Ludwig Nommensen



*Geb. 6. 2. 1834 auf der nordfriesischen Marschinsel Nordstrand. Unregelmäßiger Schulunterricht. Arbeit auf verschiedenen Bauernhöfen. Hilfslehrer in Risum. 1857 Aufnahme ins Seminar der Rheinischen Mission in Barmen. Dezember 1861 Ausreise nach Sumatra. Im Volk der Batak jahrzehntelanger Dienst in Saat und Ernte. 1904 Ehrendoktor der Theologie der Universität Bonn. 1911 Offizier des niederländischen Ordens von Oranien-Nassau. Gest. 23. 5. 1918.*

Im Jahr 1834 starben die amerikanischen Missionare Munson und Lyman als Märtyrer in Nordsumatra. Im selben Jahr wurde Nommensen geboren. 1934, kurz nach meiner Ankunft in Sumatra, fand in der Nähe von Lobupining eine Gedenkfeier anlässlich des Geschehens vor 100 Jahren statt. Der schon früher errichtete Gedenkstein am Tatort trägt die Inschrift: »Das Blut der Märtyrer ist der Same der Christenheit.« Für die Richtigkeit dieses Satzes waren die vielen Tausende von Christen und Heiden, die erschienen waren, der sichtbare Beweis. Nommensens Einsatz und Opfergang fand besondere Würdigung.

Wenige Wochen später wurde ich zur weiteren Einführung in die Arbeit seinem Sohn, dem verwitweten Missionar Jonathan Nommensen, zugeteilt. Wir wohnten zusammen im bereits baufällig gewordenen Stationshaus in Sigumpar. Hier hat der »Ompu« (= Großvater, Ahn; höchster Ehrentitel) gelebt. An diesem herrlichen Fleckchen Erde am schönen Tobasee ist er auch gestorben. Hier stand seine zweiemporige Kirche. In unmittelbarer Nähe davon liegt er begraben, an der Seite seiner zweiten Frau.

Jonathan Nommensen sprach mit größter Hochachtung und Verehrung von seinem Vater. In unsern Gesprächen kamen wir auf die Frage zurück: Wo nahm der Mann Gottes die »übermenschliche Kraft« her, die ihn durch 57 Jahre, unter schwierigsten Umständen,

vom Gänsejungen von Nordstrand zum Apostel der Batak in Sumatra hat werden lassen? Ich möchte weiter nichts tun als diese Frage zu beantworten versuchen. Dabei soll Nommensen selber häufig zu Worte kommen.

### *Die Vorschule*

Diese war äußerst hart. Die Eltern waren arme Leute, der Vater oft krank. Als Schleusenwärter verdiente er wenig. Verständlich, daß Schmalhans oft Küchenmeister war. Das Häuschen lehnte sich an den Deich und ragte kaum über ihn hinaus. Die Kinder mußten mitverdienen. Trotzdem geriet die Familie manchmal in Schulden.

Trost und Hoffnung bot in solchen Situationen das Wort der Bibel und der Glaube an den lebendigen Gott. Als Ludwig noch klein und einmal mit der Mutter allein in der Wohnung war, kam ein Schuldeneintreiber herein. Er redete hart auf die Mutter ein: Wenn sie nicht zahlen würde, wolle er Haus und Inventar verkaufen lassen. Als er gegangen war, fragte der Junge ängstlich: »Mutter, ist das der liebe Gott?« Die Antwort lautete: »Mein Sohn, wenn der es wäre, hätten wir verloren.« Früh lehrte die Mutter ihren Jungen beten. In stillen Abendstunden wurden biblische Geschichten vorgelesen und erzählt. Für die harte Schule der Armut und Not aber wollte sich kein Ausweg finden. Miteinander lernten sie geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen.

In einem später eingereichten Lebenslauf schildert Nommensen diese Zeit: »Ich war ein Junge armer, kränklicher Eltern, der bei trockenem Brot und Salz, Pferdebohnen und Erbsensuppe, trockenen Kartoffeln und Roggenbrei groß geworden ist, der als Leckerbissen des Sonntags Pferdefleisch zu den Kartoffeln oder grüne Winterkohlsuppe bekam, der sieben Jahre alt lieber Gänsehirt anderer Leute war, als die Schule besuchte, der 8jährig Schafhirte, 9jährig Dachdeckerlehrling und 10jährig Pferdeleiter beim Pflügen war, 11jährig wieder Dienstjunge, 13jährig krank zu Hause fast ohne Hoffnung, jemals wieder gesund zu werden, 14jährig den Vater verlor und 15jährig konfirmiert wurde, 18jährig wieder Knecht und 19jährig so krank wurde, daß ich als wahnsinnig der Mutter zurückgebracht wurde. Nach der Genesung wurde ich Bahnarbeiter.«

Wahrlich, Ludwig Nommensen hat sein Joch in der Jugend tragen müssen. Ein Doppeltes wurde ihm dabei wichtig: Die führende Hand Gottes und das Hören auf sein Wort, wie ein Jünger hört.

## *Das Gelöbnis*

Auch in Nommensens Brust wohnten zwei Seelen. Als Knabe konnte er sich ausgelassenen Streichen hingeben. Die besorgte Mutter wußte ihn aber zu nehmen. Im Gotteshaus dagegen packte ihn die Verkündigung des Pfarrers oft so, daß er Lust bekam, Prediger zu werden. Die Entscheidung kam schneller als erwartet.

Beim Spiel mit den Kameraden stürzt er eines Tages vor einem Fuhrwerk so unglücklich, daß ein Pferd ihn trifft und beide Beine überfahren werden. Alle Medizin hilft nichts. Die ärztliche Kunst ist am Ende. Ein ganzes Jahr muß der Junge zwischen Hoffen und Bangen liegen. Dann schlägt der Arzt vor, die Beine abzunehmen. In letzter Not klammert sich der Dreizehnjährige an Gottes Wort. Da findet er zu Weihnachten 1847 die Stelle: »Was ihr mich bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun« (Joh. 14, 14). Er fragt die Mutter, ob das wahr sei. Sie bejaht es. Von da ab bittet er inständig um die Heilung und gelobt seinem Herrn: »Wenn du mich gesund machst, will ich Missionar werden.« Von der Mission hatte ihm sein frommer Lehrer Callsen schon viel erzählt. Und siehe da, das Wunder der Genesung geschieht! Fortan stehen zwei Dinge für Nommensen unverrückbar fest: die Wunderkraft Gottes und sein Entschluß, Missionar zu werden.

Es gab noch manche Hindernisse zu überwinden, bis er im Jahre 1857 mit der Ausbildung im Seminar der Rheinischen Mission in Barmen beginnen konnte. Ende 1861 reiste er dann nach Sumatra aus.

Auf hoher See bekräftigte er sein Gelöbnis noch einmal in Gebetsform: »Heute am 13. April 1862 erneuere ich im Indischen Ozean den Bund, den ich mit dir, mein Gott und Vater, durch deinen Sohn Jesus Christus gemacht habe. Tausendmal sage ich dir Dank, weil du deine Hand nicht von mir abgezogen hast wegen meiner Mängel und Sünden. Vielmehr hast du deinen Knecht ausgezeichnet vor vielen Menschen. Du hast mein Ohr empfänglich gemacht, zu hören deine Stimme, die mich antreibt, mich selbst dir zu übergeben zum Preise deines Namens. Du hast mich erwählt, getragen und gelehrt von meiner Kindheit an, daß ich ein Bote des Evangeliums zu den Heiden werden durfte. Darum gebe ich dir mein Leben, meine Zeit, meinen Leib, Geist und Seele sowie alle Kräfte und alle deine Gaben an mich, wieder. Hilf mir, Herr, daß ich treu werde im Kleinen und im Großen, daß ich dich immer mehr erkenne, wie du mich erkannt hast und meine Seele genese durch Gemeinschaft mit dir. O Herr Jesus, du hast mich selbst dir versiegelt, durch dein

Wort und deinen Tod auf Golgatha. Ich glaube daran und sage dazu Amen.«

In Padang (Sumatra) betrat Nommensen erstmals den jetzt indonesischen Boden. Sein Schiff, die »Pertinax«, setzte ihre Reise fort und ging irgendwo im Indischen Ozean mit der gottlosen Mannschaft unter, ohne das Ziel ihrer Bestimmung zu erreichen.

### *Der Missionar*

Hören wir, was Nommensen unter rechten Missionaren versteht: »Es müssen die tüchtigsten Leute sein, die wir haben, keine heißblütigen, cholerischen Naturen, sondern langmütige, freundliche aufopferungsfähige, liebevolle Männer, auch keine Sanguiniker, die den einen Augenblick jauchzen und nachher zu Tode betrübt den Kopf sinken lassen über kleine Widerwärtigkeiten. Es müssen Leute sein, die dem lieben Gott aufs Wort glauben, wie Abraham, der nach Morija ging, seinen Sohn zu schlachten und dennoch seinen Knechten sagte: Wir kehren wieder zu euch zurück. Also Leute, die mit Gottes Wort wie mit Zahlen rechnen und am Anfang der Schlacht schon sich des Sieges freuen.«

Hier schauen wir dem vom Herrn berufenen und gesandten Missionar mitten ins Herz. Nommensen hat den Wert einer theologischen und wissenschaftlichen Ausbildung wohl zu schätzen gewußt, und für die systematische Schulung im Barmer Seminar war er dankbar. Diese aber selbstsüchtig zu verwenden und karrieresüchtig zu mißbrauchen, war für ihn undenkbar. Er war der selbstloseste Mensch, den man sich denken konnte. Die innere, geistliche Zurüstung hat ihm mehr am Herzen gelegen. Er war von Gott gelehrt. Alle Mittel und Gaben standen für ihn nur im Dienste des kommenden Reiches Gottes. Er lebte in der »Einbahnstraße« des drängenden Geistes Gottes und seiner Liebe (agape). Dieser missionarische Geist hört niemals auf. Darum wollte Nommensen auch von einem »wohlverdienten Ruhestand« nichts wissen. »Wenn sie mir mein Amt nehmen, dann treibe ich auf eigene Faust Mission weiter«, so konnte er sagen. Aber niemand schob ihn beiseite. Sein Präsesamt in der Batakirche konnte er neidlos und dankbar in jüngere Hände legen. Missionar ist er bis zum letzten Atemzug geblieben.

### *Der Seelsorger*

Bei allem Interesse für große Zahlen und Scharen wußte Nommensen, daß jeder für sich mit seinem Gott und Heiland ins Reine kommen muß. Er kannte das batakische Sprichwort: »Wenn das

Herz nicht will, gibt es viele Entschuldigungen«. Hier fielen für ihn die Entscheidungen. Darum warb er, oft ohne Worte, aber doch seelsorgerlich, um Vertrauen. Dafür einige Beispiele.

Beim Einstieg in Silindung besuchten ihn einige aufdringliche Radjas (Fürsten). Auf allerlei Weise wollten sie ihn herausfordern und mürbe machen. Sie spuckten den Saft ihres Priems in die Gegend, stellten ihm verfängliche Fragen und beschlossen schließlich, die Nacht bei ihm zu verbringen. Auf einer Matte schlafen sie in einer Ecke seiner Hütte ein. Am kühlen Morgen werden sie wach und entdecken mit Staunen, daß sie zugedeckt sind. Beschämt schleichen sie von dannen. Sie sind gewonnen.

Bei einem ersten großen Treffen in Toba nimmt Nommensen am Schluß mehrere führende Häuptlinge »in einer Ecke besonders«: »wo ich noch einmal ihnen unseren Herrn Jesus Christus als Gottes- und Menschensohn, als unseren Erlöser und Seligmacher verkündigen konnte.« Sein Sohn Christian wird im Süden der Insel von Chinesen ermordet. Er läßt es sich nicht nehmen, diese im Gefängnis zu besuchen und ihnen die Vergebung und das Heil in Jesus Christus anzubieten. Die Mörder der Missionare Munson und Lyman und ihren Anführer Radja Pangalamai sucht er in Lobupining auf und bietet ihnen die Versöhnung an. Pangalamai ist erschrocken und verschwindet heimlich.

Besonders bezeichnend für Nommensens geistliche Vollmacht, in der er keine Rücksicht auf Stand, Rasse und Person kennt, ist folgende Begebenheit: In Padang wartet Nommensen mit seiner Familie auf die Abfahrt in den ersten Heimaturlaub nach fast 18 Jahren. Der Dampfer hat Verspätung. Da hört er von einem zum Tode verurteilten holländischen Kolonialsoldaten. Vom Kommandanten erbittet er die Erlaubnis zu einem Besuch. Er wird ausgelacht, weil dieser Fall hoffnungslos sei. Nommensen geht trotzdem hin. Taktvoll und behutsam fragt er den jungen Mann, ob er noch Eltern habe. Das bejaht der 22jährige: »Mein Vater ist psalmensingend gestorben. Meine Mutter ist eine betende, fromme Frau. Ich aber bin ganz von diesem Weg abgekommen. Nicht mal das Vaterunser weiß ich noch.« Auf die Frage, ob seine Mutter ihn wohl noch liebe, bricht er in Tränen aus. Nach dieser Einfühlung weist Nommensen auf den Sünderheiland. Der Junge nimmt Jesus im Glauben an und freut sich dankbar der Gewißheit der Vergebung. Auf dem Weg zur Richtstätte ist er sehr getrost. Vor den tödlichen Schüssen betet er noch: »Herr Jesus, erbarme dich meiner, vergib mir alle meine Sünden, um deines Blutes willen.« Kniend und mit verbundenen Augen

hält er das Neue Testament hoch und spricht: »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.« Tiefe Ergriffenheit bemächtigt sich der Umstehenden.

Die Folge davon war, daß Soldaten sich zusammentaten und ein christliches Soldatenheim gründeten, von dem viel Segen ausgegangen ist. Der in Holland wartenden Mutter konnte Nommensen berichten, daß ihr Sohn heimgefunden habe. Ihre Antwort unter Tränen: »O wie gut ist Gott!«

### *Tole!*

Tole ist ein Wort der Bataksprache und heißt »vorwärts«. Es ist das Stichwort, mit dem im Jahre 1903 die Erlaubnis von der Leitung der Rheinischen Mission telegraphisch erteilt wurde für den Beginn der Arbeit an der Ostküste von Sumatra.

»Tole« trifft aber auch auf den missionarischen Geist Nommensens insgesamt zu. Man nannte ihn den »Marschall Vorwärts«. So sehr ihm die Einzelseelsorge und die persönliche Entscheidung am Herzen lag, so sehr war er auch davon überzeugt, daß sein Herr ihm geboten hatte, das Netz weit auszuwerfen. Die geschichtliche Entwicklung hat ihm recht gegeben.

Die Christianisierung des Bataklandes hat sich aufs Ganze gesehen in drei Phasen vollzogen. Sie können mit den Stichworten *Silindung*, *Toba* und *Simalungun* = Ostküste bezeichnet werden.

Der erste Versuch von Barus aus über die Berge ins Innere des Landes vorzustößen, scheiterte, weil die holländische Kolonialregierung Nommensen zurückholte und die Kontaktmöglichkeiten sehr ungünstig waren. Von den Forschungsreisenden Dr. van der Tuuk und Dr. Junghuhn wußte Nommensen, daß die volkreiche Hochburg des Bataklandes und des Heidentums Silindung und Toba waren. Nach Silindung unternahm er zunächst eine Erkundungsreise, auf der er freundlich aufgenommen wurde. Als er vom östlichen Hochland her zum erstenmal in das weite Silindungstal mit den vielen versteckten Dörfern hinunterschaute, kniete er nieder und betete: »Ob es zum Leben oder zum Sterben geht, bei diesem von dir erkaufte Volke will ich wohnen und dein Wort und dein Königreich ausbreiten.«

Ein Jahr später zog er endgültig in Silindung ein. Diesmal begegnete man ihm nicht so freundlich. Er schrieb nach Hause: »Betet für uns! Die Stillen im Lande schlagen die Schlachten auf dem Gebiet der Mission, nicht wir.« Unerschrocken hielt er Kopf und Herz hin.



## *Der Durchbruch*

Dieser erfolgte im Silindungtal anlässlich des großen Ahnenfestes zu Ehren des Richtergottes Siatasbarita. Die Volksmenge war versammelt. Auf dem Marktplatz von Sitahuru waren alle Vorbereitungen getroffen: der Büffel angebunden, die Medien bestellt, der Tanz der bewaffneten Häuptlinge im Gange. Man schrieb den 23. September 1864. Nommensen bemerkt dazu: »Es klang zuweilen in meinen Ohren: ›Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben.« Ich konnte mir aber nicht vorstellen, daß der Herr, der mich so wunderbar bisher geführt hatte, mich hier elendig umkommen lassen werde. Darum hatte ich keine Angst. Freunde hatten mich gewarnt. Mir aber war klar, daß es hier nicht nur um meine Person, sondern meines Herrn Sache geht.« Darum schritt er ruhig und fest unter die aufgewühlte Menge. Den führenden Häuptlingen ließ er ein kurzes Schreiben zugehen. Fast alle nahmen es an.

Dann begannen die schwerbewaffneten Gegner zu tanzen. Der Sprecher geriet in Ekstase und forderte schreiend das Opfer. Wer gemeint war, war nicht zweifelhaft. Mit ruhiger und starker Stimme antwortete Nommensen: »Der Geist, der einen Erschlagenen fordert, kann unmöglich euer Großvater sein. Denn ein Großvater wünscht nicht den Tod seiner Enkel. Es ist der Teufel, der so spricht und euch verderben will. Gott aber hat euch lieb und will, daß ihr gerettet und selig werdet.« Das machte Eindruck. Von den nahen Bergen her hörte man schießen. Es kam zum Streit und zu einem großen Durcheinander. Ein mächtiger Sturzregen ging nieder und trieb alle auseinander. Der Sieg war auf Nommensens Seite. Einer der klügsten Häuptlinge von Silindung schloß sich ihm an, der Raja Pontas. Silindung konnte immer mehr für das Evangelium gewonnen werden. Der Feind aber gab sich so schnell noch nicht geschlagen. Nommensen mußte noch manche Glaubensproben bestehen.

Der erste Hausbau stürzte ein, weil man heimlich die Rotangseile (Rotang: eine Palmenart) durchgeschnitten hatte. Bevor das Haus zusammenbrach, war Nommensen durch ein Erdbeben gewarnt worden. Ein Hauptgegner tat ihm Gift in den Reis. Der Hund fraß davon und ging ein. Nommensen blieb am Leben. Tage später meldete sich der Giftmischer bei ihm, bekannte, kam zur Umkehr und ließ sich auf den Namen Nikodemus taufen. Seine beiden Söhne wurden Prediger des Evangeliums.

Auch für Toba wurde der Weg geöffnet. Hier halfen schon die batakischen Christen missionieren. Von Anfang an hat Nommensen Älteste, Lehrer und Evangelisten schulen lassen. Auch an den Ein-

satz von Frauen hat er schon gedacht. Verwandte, Freunde und Händler taten das ihre. Die letzte Auseinandersetzung fand hier mit dem Singamangaradja (Löwenkönig) statt. Nach dem Sieg über ihn war auch der Weg übers Tobameer und die Ostküste frei. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

### *Erfolg und Ernte*

Nach Erfolg fragt die Welt, nach der Ernte der Herr der Welt. Erfolg geht auf die menschliche Leistung zurück. Die Ernte in der Kirche Jesu Christi ist die Frucht seines Geistes. Diese will wachsen in der Verbindung mit ihm. Wir können sie wahrnehmen. Die letzte Beurteilung steht aber bei Gott, und diese steht noch aus. Davon war der »Ompu« überzeugt.

In zunehmendem Alter ist Nommensen Anerkennung und Ehre in reichem Maße zuteil geworden. Man wertete auch seinen »Erfolg.« Sein 50jähriges Ordinationsjubiläum und sein 70. Geburtstag wurden im Batakland und in Deutschland groß gefeiert. Von der niederländischen Regierung bekam er das Offizierskreuz des Oranien-Nassau-Ordens. Die Bonner Universität verlieh ihm den Doktor der Theologie ehrenhalber. Darüber schrieb er an einen Freund: »Man mußte das nun einmal über sich ergehen lassen, um ihnen die Freude nicht zu stören. Sonst bin ich nicht gewohnt, irgendein Geschenk anzunehmen. Doch das alles ist nichts. Mir macht es keine Freude. Nichts soll mir am Herzen kleben, was die Erde in sich birgt. Ich bin nichts als ein armer Sünder, der gern ums Lösgeld selig wär.« An einer anderen Stelle: »Der Teufel will mich wohl noch in meinen alten Tagen eitel machen.«

Um so mehr aber freute er sich über das innere und äußere Wachstum der Gemeinde Jesu im Volk der Batak. Was sein prophetischer Blick vorausgesehen hatte, ging in Erfüllung: »Im Geist sehe ich schon überall christliche Gemeinden, Schulen, Kirchen und Scharen von Batakchristen, groß und klein zum Hause Gottes eilen. Ich schaue sumatranische Prediger und Lehrer auf allen Kanzeln und Kathedern, die den Weg zum Himmel weisen.« Die Freude in der Ernte ist ihm reichlich geschenkt worden.

### *Die reife Garbe*

Nommensen ist in den Sielen gestorben. Er war und blieb Missionar seines Herrn. Nie war er außer Dienst. Über die letzten Tage seines Lebens hat sein Sohn Jonathan ergreifend berichtet.

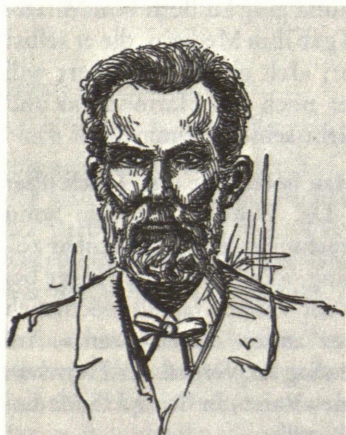
Der »Ompu« war zum Missionsfest in Pangururan auf der Insel Samosir eingeladen. Von Balige aus gab es eine fröhliche Bootsfahrt. Viel Jugend und auch Posaunenbläser waren mit von der Partie. Am Abend vor dem Fest hatte er noch in alter Frische erzählt. Dann fühlte er sich plötzlich unwohl und ging zu Bett. Um Mitternacht klopfte er. Man eilte herbei und gab ihm Medizin, die er selbst anordnete. Zwischendurch meinte er: »Ich glaube, der Herr will mich holen.« Gegen Morgen ging er noch ans Harmonium und spielte: »Der Pilger aus der Ferne zieht seiner Heimat zu.«

Das Fest wurde ohne ihn gefeiert. Man betete für ihn. Doch über der Versammlung lag tiefe Trauer. Dr. Winkler und sein Sohn konnten noch gerufen werden. Sie brachten ihn nach Sigumpar zurück. Allein ging er noch zur Wohnung. »Du mußt noch lange bei uns bleiben«, sagte sein Sohn. Darauf der Vater: »Ja, das möchte ich auch, aber diesmal hat der Herr es anders beschlossen.« Am Schreibtisch suchte er noch das Lied: »Sag an, vergoß der Herr sein Blut . . .« Seine letzten Worte waren: »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst.«

Am 23. Mai 1918 ist Nommensen im Alter von 84 Jahren in fröhlichem Glauben an seinen Heiland und Erlöser heimgegangen. Im Herzen der Batakirche und im gesamten Batakvolk hat und behält der verehrte »Großvater« einen unumstößlichen Platz als der »Apostel der Batak«.

Heinrich Berghäuser

# Otto Stockmayer



Geb. 21. 10. 1838 in Aalen am Kocher (Württ.). Studium der Theologie in Tübingen. Im Herbst 1860 erstes theologisches Examen. Danach Hauslehrer in der französischsprachigen Schweiz. Durch die Mutter seiner Zöglinge Anstoß zur Bekehrung. 1862 Beitritt zur »Eglise libre«, der Freien Kirche des Waadtlandes. 1862 Hilfsprediger in Tavannes im Berner Jura. 1866 Einsegnung zum Pfarrer. Als Evangelist in Genf tätig. 1872–1875 Pfarrer der Freien Gemeinde in L'Auberson. 1874 Teilnahme an den Heiligungsversammlungen in Oxford. Einige Jahre im

freien Reisedienst. Vom Jahre 1878 an geistliche Leitung des Seelsorgeheims Schloß Hauptwil im Kanton Thurgau. Gest. 11. 4. 1917.

## Ein gesegneter Spaziergang

Wer das reiche Leben eines gesegneten Mannes in aller Kürze darzustellen versucht, muß vor allem den Anfang des neuen Lebens beachten. Im Anfang liegt vielfach schon der Keim für alles Folgende.

Es war ein sonniger Tag im Wonnemonat Mai des Jahres 1911, an dem Jakob Vetter, der wortgewaltige Evangelist und Gründer der Deutschen Zeltmission, im Schwarzwald seinen um viele Jahre älteren Freund Otto Stockmayer traf. Stockmayer war ein Prophet. Und mit einem Propheten spazierengehen zu dürfen, ist ein geistliches Ereignis. Der Ältere tat sein Herz dem Jüngeren weit auf und beschenkte ihn aus dem Schatz seiner reichen Erfahrung.

Diese Gelegenheit benutzte Vetter, um von dem Freunde etwas zu erbitten: »Bruder Stockmayer, dein Leben ist so reich durch die Gnade geworden. Dein Erleben ist wert, zum Besten der Gemeinde Christi aufgeschrieben zu werden. Sieh, du bist alt und wirst wohl bald vom Herrn abgerufen werden, und da wäre es gut, wenn du uns etliche Lebenserinnerungen hinterlassen würdest. Sei doch so lieb und schreibe uns etwas . . .«

Stockmayer verhielt seinen Schritt und schaute mit seinen blitzenden Augen Vetter an, der nicht mehr weitersprach. Stumm standen sich beide gegenüber. Stockmayer brach das Schweigen und sagte: »Du willst, daß ich Lebenserinnerungen schreibe? Sie sind schon geschrieben, doch nicht auf Papier und mit Tinte, sondern in den Herzen Tausender, die mein Leben gesehen und meine Zeugnisse gehört haben. Deshalb ist nicht not, daß ich mit Tinte und Feder mein Leben beschreibe. Was Gott für sich brauchen kann, das mag er in den Herzen lebendig machen, alles andere mag vergessen werden.«

Vetter wollte widersprechen, aber seine Worte konnten den demütigen Diener Gottes nicht überzeugen. Schließlich sagte Stockmayer: »Etwas will ich tun. Ich erzähle dir, wie ich ein Christ wurde.«

Nun erfuhr der Freund, wie die Gnade Gottes diesen Starken überwand und für den besonderen Dienst zubereitete, den Stockmayer der Gemeinde Jesu Christi tun durfte.

Hören wir, was dieser damals im Schwarzwald Jakob Vetter erzählte, der es gleich nach dem Gespräch seinem Tagebuch anvertraute!

### *Im Banne der Wissenschaft*

»Ich hatte einen hohen, titanenhaften Geist. Alle Höhen des Wissens und alle Abgründe menschlichen Erkennens wollte ich erforschen. Meine Seele war mit gigantischen Träumen und mit einem verzehrenden Wissensdurst erfüllt. In Stuttgart fand ich einen alten Freund, der war Professor und Maler. Er war ein grundgescheiter Mann und gehörte zu den Freimaurern. Er besaß große Macht über mich. Dieser Mann half meinen Wissensdurst stillen. Er führte mich in die geheimen Künste des Freimaurerordens ein und bewirkte bei den sieben Meistern des Ordens meine Aufnahme. Mein Glück war groß. Man gab mir Unterricht über die Geheimzeichen des Ordens. Ich entwickelte mich zu einem rechten Freimaurer.

Im Jahr 1859 wurde in Württemberg der Kriegszustand ausgerufen. Ich war Student der Theologie in Tübingen. Mir kam die Mobilmachung gerade recht. Man stellte mich vor die Wahl: entweder Landwehr oder Offizier. Mein Vater gab mir die Erlaubnis, Offizier zu werden. Ich war froh, mit meiner Theologie so schnell und leicht ein für allemal aufzuräumen. Zum Krieg kam es aber nicht. Nun wünschte mein Vater, daß ich doch wieder zur Theologie zurückkehren möchte.

Das war eine harte Nuß. Ich besuchte meinen Freund, den Professor. Er sagte: ›Herr Stockmayer, Sie wollen doch nicht Ihr Lebtage einen Säbel neben sich herschleppen. Folgen Sie Ihrem alten Vater und machen Sie ihm die Freude, Ihr Theologiestudium zu beenden. Später können Sie ja noch immer machen, was Ihnen gefällt.‹

Ich sagte: ›Gut, ich werde es tun.‹ Nebenbei nahm ich mir vor, tüchtig Französisch und Englisch zu lernen. (Anmerkung: Stockmayer sprach später beide Sprachen fließend.) Nach meinem Examen wollte ich dann nach Ägypten und dort an den geweihten Stätten der Pyramiden die Geheimnisse der alten Freimaurer studieren. Mir blieb also vorerst nichts anderes übrig, als wieder nach Tübingen zu gehen. Dann machte ich mein Examen. Nun war ich am Ziel meiner Wünsche.

### *Gott stellt die Weiche*

Da trat etwas Neues in meinen Weg. Repetent Kapf (theologischer Unterleiter am berühmten Tübinger Stift) bekam von seinem Vater, dem Prälaten in Stuttgart, einen Brief, in dem er um einen jungen, frommen Kandidaten für eine Hauslehrerstelle in der französischen Schweiz bat. Er kam zu mir mit dieser Bitte. Als ich die Worte ›frommer Kandidat‹ las, sagte ich mir: ›Ich bin kein frommer Kandidat, folglich kann ich diese Stelle nicht annehmen.‹ Ich pilgerte nach Stuttgart zu meinem Freund, vor dem ich keine Geheimnisse hatte. Ironisch teilte ich ihm mit, daß mir eine Stelle als Hofmeister angeboten worden war, aber ich könnte sie nicht annehmen, da ich kein frommer Kandidat sei. Da fuhr er mich an: ›Meinen Sie, man werde Ihnen jeden Tag auf dem Präsentierteller eine solche Stelle antragen? Seien Sie doch dankbar und froh, daß Sie unter allen Studenten diesen Vorzug erhalten haben.‹

›Ja, aber ich bin doch nicht fromm!‹

›Was, Sie sind nicht fromm? Sie sind frömmer als die ganze Gesellschaft im Tübinger Stift.‹

Ich war fromm! Aber wie? Am Morgen studierte ich Theologie, und am Abend saß ich im Theater. Dabei war ich, wie man sagte, ernst und lebte in einer gewissen Zucht. Das war damals meine Frömmigkeit.

### *Bei Dorothea Trudel*

Ich ließ mich überreden und nahm die Stelle an. Auf der Hinreise besuchte ich einen Verwandten. Er war Superintendent und das

Haupt der damaligen Rationalisten (= Menschen, die nur der Vernunft das letzte Urteil zubilligen). Bei ihm blieb ich vierzehn Tage. Unbefriedigt verließ ich sein gastliches Haus. Von dort reiste ich nach Männedorf zu Dorothea Trudel. Ich hatte von dieser frommen Frau mit dem häßlichen Gesicht viel gehört.

Nun wollte ich sie kennenlernen. Die liebe Trudel mit ihrem glühenden Herzen voll Jesusliebe gab sich viel Mühe, mich Christus zuzuführen. Eine ganze Nacht betete sie mit mir. Ich ließ mir diese Prozedur gefallen, aber mein Herz blieb unbekehrt. Als ich Männedorf wieder verließ, führte sie mich in ihr Zimmer, legte mir die Hände auf und segnete mich für den Dienst Gottes. Das machte einen großen Eindruck auf mich. Es war ein Lichtschimmer, der in mein Herz fiel.

### *Die zwei Blicke*

Als ich in die französische Schweiz kam, fand ich die Dame des Hauses als ein liebes, gläubiges Gotteskind. Ihre Kinder standen bisher unter der Leitung einer Erzieherin. Ich war und blieb ihr ein Rätsel. Bald waren die Kinder in strenger Zucht und gewöhnten sich an Ordnung und Sitte. Beides hatte mir mein Vater beigebracht. Als Oberamtmann verstand er es, sich Gehorsam zu verschaffen. Kam er nach Hause, so verließ die Katze den Platz unter dem Kachelofen. Hätte sie es nicht getan, dann hätte er ihr mit einem Pantoffel Respekt beigebracht, der gewiß auf ihren Kopf geflogen wäre.

In diesem Haus schenkte mir Gott zwei Blicke: einen in den Himmel und einen in die Hölle. Der Himmelsblick wurde mir durch Professor Clemens geschenkt, den Bruder der Hausfrau. Er hatte einen edlen Geist und war ein ernster Christ. Ich sah an ihm Dinge, die ich sonst nie sah und selbst nicht hatte. Er lebte nicht für sich selbst, sondern für Gott und seine Mitmenschen. Ach, wie häßlich, schal und verrückt kam mir mein eigenes Leben vor! Ich erkannte, daß meine titanischen Pläne und all der glühende Durst nach Wissen in der Selbstsucht und im Eigennutz ihre Quellen hatten. Bei dem Professor sah ich Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung. Das war mein erster Lichtstrahl. Ich hatte einen Himmelsblick.

In jener Zeit las die Mutter meiner Schüler ein Buch über die Hölle. Es war von einer Frau geschrieben. Ich hatte beim Zuhören eigenartige Gedanken. Mein Innerstes protestierte gegen das Gelesene. Hölle? Gibt's nicht! Lauter Phantasie und eitle Fabelei! Weg mit dieser Weiberphilosophie! Da durchkreuzte der Gedanke mein

Herz: ›Wenn die Frau aber doch recht hätte und es eine Hölle gibt, was dann? Ja, was dann? Dann bin ich ein Kind der Hölle!‹ Da tat ich einen Blick in den Abgrund, vor dem ich leichtfertig wandelte. Das war der zweite Lichtstrahl. Ich bekam einen Blick in die Hölle.

### *Wie ein dürrer, zerbrochener Ast*

Nach zwei Jahren war meine Aufgabe an den Kindern erfüllt. In der Erziehung war erreicht, was man gewünscht hatte. Beim Abschied war ich recht rührselig. Artig und höflich sagte ich zu der Dame: ›Es tut mir von Herzen leid, daß ich Ihr Haus verlassen muß.‹ Mit erbarmender Liebe und Schmerz schaute sie mich an und erwiderte: ›Herr Stockmayer, mir ist es noch mehr leid, wenn ich daran denke, was aus Ihnen wird.‹

Diese Antwort hatte ich nicht erwartet. Wie vom Schlag gerührt stand ich da. Kein Wort kam über meine Lippen. Bald ging ich in mein Zimmer. Am Bett stand ich lange still und starrte in die Ecke. Nun hieß es in mir: ›Gib dein Leben Gott! Tue es jetzt, oder du tust es nie!‹ Da nahm ich mein Leben« – dabei bückte sich Stockmayer und nahm einen dürrer Ast vom Boden, zerbrach ihn und warf ihn fort – »sieh, so nahm ich mein Leben! Wie ein trotziger Junge warf ich es Gott vor die Füße mit den Worten: ›Da hast du mein Leben, mach mit mir, was du willst!‹ Das war meine Bekehrung. So wurde ich ein Christ.«

Stockmayer schwieg, auch Jakob Vetter hatte keine Worte. Schweigend verabschiedeten sie sich.

Vetter fügte dem Bericht hinzu: »Ich betete die Gnade Gottes an, die Titanen zerbrechen, begnadigen und erneuern kann, daß sie Werkzeuge in seiner Hand werden.«

### *Durch Leiden geprägt*

Ehe Stockmayer im Segen dienen konnte, ging er durch viele Dunkelheiten und körperliche Nöte. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß sein ganzes Leben Zubereitung und Umgestaltung durch Leiden war.

Von Kindheit auf an Strenge gewöhnt, trug sein Leben und Wesen lange Zeit das Gepräge der Strenge. Was er sich abverlangte, das erwartete er auch von den Brüdern und Schwestern, die ihm nicht immer folgen konnten, weil sie nicht die Erkenntnis und Erfahrung Stockmayers hatten. Aber es wirkte die Gnade und verwandelte die Strenge mehr und mehr in Güte. Es ging dabei durch viel inneren



Kampf, bis ihm das einfache Leben mit Christus erschlossen wurde:  
Ich vertraue dir, Herr Jesus!

Im Blick auf die verschiedenen Leiden, die Stockmayer persönlich durchzustehen hatte, meinte er einmal: »Wenn andere ohne einen Heiland fertig geworden wären, ich hätte meinen Weg ohne ihn nicht gefunden, so stolz und trotzig auch meine Natur und so hochfliegend auch meine Pläne waren. Ich war kein Held, sondern eher ein Feigling, der vor jeder Berührung mit dem Leid und Schmerz zurückschreckte wie vor einer Flamme.«

Ein anderes Mal bezeugte er: »Ich habe das nicht aus Büchern. Ich habe Zeiten der Schwermut durchgemacht. Ich weiß, was Leiden sind. Aber damit ist niemand geholfen, daß wir uns an Leid und Schwermut nähren. Sage es Jesus!«

Stockmayer reifte zur Vollendung hin im Leiden. Das hatte nicht nur Bedeutung für ihn selbst, sondern auch im gleichen Maße für die Gemeinde. Nichts konnte ihn niederdrücken, schon gar nicht zerbrechen; denn er kannte den, der ihn hielt.

Einst nahm er an der Gemeinschaftskonferenz in Nakel, in der Nähe von Vandsburg (Westpreußen), teil. Da wurde ihm, kurz bevor er die Kanzel besteigen wollte, ein Telegramm gereicht. Er las es und steckte es ruhig in die Tasche. Dann hielt er in Vollmacht seinen geistlichen Vortrag. Als er fertig war, eilte er sogleich zum Postamt, um mehrmals zu telegrafieren. Danach erst teilte er der Konferenzleitung mit, daß er abreisen müsse, da sein einziger Sohn mit eigener Hand seinem Leben ein Ende gesetzt habe. Es folgte ein schwerer, schmerzlicher Weg für Stockmayer.

Als er nach geraumer Zeit wieder in den Andachtssaal von Hauptwil trat, waren seine Augen tränenumflort. Aber mit fester Stimme gab er das Lied an, von dem er alle Strophen singen ließ:

*Amen, Amen, lauter Amen hat des treuen Gottes Mund.  
Ewig führet er den Namen, daß er aller Wahrheit Grund.  
Was er sagt, trifft alles ein, es muß Ja und Amen sein.*

So ging Stockmayer den Glaubenden als ein Glaubender voran, obwohl das Leid tief ins Herz schnitt und die bittere Frage ihn bewegte: »Warum mußte es solchen Ausgang nehmen, nachdem ich meinen Sohn unablässig dem Herrn anbefohlen habe?« Er glaubte über das Grab hinaus und vertraute seinem Herrn auch in der dunkelsten Stunde seines Lebens. Darum ging er als ein Gesegneter und Aufgerichteter aus ihr hervor.

## *Drei Folgerungen*

Nach seiner Bekehrung meinte Stockmayer, drei Konsequenzen ziehen zu müssen. Die erste war, daß er sich durch Untertauchen noch einmal taufen ließ. Er wollte dadurch das »Mit Christo begraben und auferstanden sein« praktizieren und den Akt rückhaltloser Hingabe an den Auferstandenen besiegeln. Doch später trat für ihn die Taufhandlung hinter dem Wesen der Taufe zurück. Er hörte es dann gar nicht gern, wenn Gläubige sich noch einmal taufen lassen wollten. Als guter Kenner des Griechischen und sorgfältiger Schriftforscher erkannte er mehr und mehr, daß *Taufe* nicht ohne weiteres mit *Wasser* verbunden werden dürfe. Die weitverbreitete Auffassung, Taufe sei gleich *Wassertaufe*, finde in der Schrift keine Bestätigung. Wer mit Christus gekreuzigt, gestorben und begraben sei, brauche nun nicht mehr zum Wasser zu gehen:

Die zweite Konsequenz, die Stockmayer aus seiner Bekehrung zog, kann mit dem Wort aus dem ersten Johannesbrief ausgedrückt werden: »Wir wissen, daß wir aus dem Tod in das Leben gekommen sind; denn wir lieben die Brüder.« Fortan suchte er die Gläubigen ohne Unterschied der kirchlichen Zugehörigkeit und hielt mit ihnen Gemeinschaft.

Die dritte Konsequenz war, daß er sich nach einer Kirche umsah, die seiner damaligen inneren Stellung am meisten entsprach und in der er als Pfarrer wirken konnte. Er fand sie in der Freien Kirche des Waadtlandes. Als aber auch dort die Bibelkritik überhandnahm, trat er aus und blieb fortan in bezug auf eine äußere Kirchenorganisation ungebunden. Um so mehr pflegte er die Gemeinschaft der Heiligen, vornehmlich in seinem Seelsorgeheim Hauptwil, aber auch auf vielen Konferenzen und bei besonderen Begegnungen der Kinder Gottes. Er diente ihnen, wie es ihm Gott aufgetragen hatte, und ließ sich ebenso von ihnen dienen. Er liebte und meinte die ganze Gemeinde, ohne Ansehen ihrer Sonderbekenntnisse.

## *Der Ruhm der Gnade*

Dieser durch Leiden geprägte Mann war ein Verkündiger der allumfassenden Gnade, die bis in den Grund des menschlichen Herzens hineinreicht. Sie reinigt und heiligt das ganze Wesen, auch die Gedanken und Hintergedanken. Sie heilt die Krankheit der inneren Persönlichkeit, was auch leibliche Heilung zur Folge haben kann. Stockmayers Zentralbotschaft läßt sich in *einem* Satz zusammenfassen: »*Die Gnade ist erschienen.*« Er verstand die Gnade als lebengestaltende und lebenumgestaltende Macht. Die Gnade ist der alles

beherrschende Faktor im Leben der Kinder Gottes von ihrer Bekehrung bis zu ihrer Vollendung. Er verkündigte die Gnade als vergebende, reinigende, innewohnende und vollendende Gnade.

Von den Gläubigen schreibt er: »Die Sünde ist wohl noch in ihnen und bleibt in ihnen, aber sie selbst sind weggezogen. Sie leben wohl noch, aber nicht mehr ihr eigenes Leben. Christus ist es, der in ihnen lebt. Unter der Gnade leben, heißt, nicht mehr für sich selbst leben.« – Wer von der Gnade lebt, »sieht ab vom Sichtbaren, sucht nichts mehr in sich selbst, sucht nichts mehr für sich.« – »Die Gnade gibt auch den rechten Dienesinn, der abwarten kann, wann und wo sich in den Bedürfnissen des Nächsten eine Lücke zeigt.« – »Lücken ausfüllen dürfen ist eine große Gnade für uns. Solche Lücken sind ja immer vorhanden, wäre es nur ein freundliches Wort, ein liebevoller Blick oder Händedruck in schwerer Stunde.«

Die Gnade, die wohlwollende Zuneigung Gottes zum Menschen, hat bei diesem als Gegenüber den Glauben. Gott schenkt die Gnade. Der Mensch nimmt sie im Glauben an. Glauben hieß für Stockmayer: wie ein Kind vertrauen. Dem Herrn können und dürfen wir in allen Lagen und in allen Fällen und zu jeder Stunde unbedingt vertrauen. Seine Losung lautete: *»Ich vertraue dir, Herr Jesu!«* Er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn. Sein allzeit gegenwärtiger Herr war sein Leben und darum auch seine Vollmacht.

Der Glaube Stockmayers war unerschütterlich, gerade auch in Stunden tiefster Anfechtung, wenn die Wasser der Trübsal bis an die Seele gingen. So konnte er die Kleinmütigen stärken, die Ängstlichen ermutigen, die Gebeugten aufrichten. Er war ein kraftvoller und verstehender Tröster: *»Je tiefer eine Not, desto tiefer darf man hineingreifen in den Reichtum des Evangeliums: Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst! Der uns erlöst hat und deshalb in Feuer und Wasser bei uns ist, hält in seiner Hand den Schlüssel für jede Situation, auch für die erschütterndste.«*

Einer, der ihm nahestand, berichtet: »Kurz nachdem sein Sohn gestorben war und er noch in einsamem Schmerz durch tiefes Leid ging, besuchte er mich. Weil er etwas warten mußte, nahm er ein Buch, es war das vom ›Alten Fritz‹. Eingehend betrachtete er jenes Bild, das das bekannte Gespräch mit Zieten darstellt. Der König, in sorgenvoller Stimmung, fragt den Husarengeneral: ›Nun, Zieten, wie steht's? Wo nimmt er nur immer seine freudige Zuversicht in so trüber Zeit her? Hat er etwa einen neuen Alliierten gefunden?!‹ – ›Nein, Majestät, aber der alte Gott dort oben lebt noch!‹ – ›Ach, der tut keine Wunder mehr!‹ – Worauf Zieten glaubenskühn entgegen-

te: »Der Wunder bedarf's nicht; er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken!« – Da blickte mich Stockmayer mit seinen tiefblauen Augen kindlich an und sagte unter Tränen: »Ja, Bruder, er lebt und läßt uns nicht sinken!«

So, wie Stockmayer sich selbst ermutigte und im Glauben stärkte, so sprach er auch den Brüdern und Schwestern zu, glaubensfroh zu kämpfen. Ihm war es eine frohe Gewißheit: »*Wir kämpfen nicht zum Sieg hin, sondern vom Sieg aus!*«

Sein Leben war ein Ruhm der Gnade und des Glaubens. Immer mehr strahlte sein ganzes Wesen Güte und Milde aus. Trotzigen, unliebenswürdigen Leuten begegnete er, anstatt mit der früheren unerbittlichen Strenge, je länger je mehr mit großer Geduld und Behutsamkeit. Er meinte: »Gerade sie bedürfen unserer Liebe am meisten«. Sein ganzes Leben wurde einfacher, aber auch heiterer und mitteilbarer, wie seine Umgebung es bezeugte.

### *Die Weite des Dienstes*

Obwohl Stockmayer seine eigentliche Lebensaufgabe in Schloß Hauptwil fand, im seelsorgerlichen Bemühen um seine Gäste, um sie hineinzuführen in die Freudenbotschaft der Bibel, so gewann sein Dienst doch eine ungewöhnliche Weite. Es gab zwar auch im Gästehaus eine große Mannigfaltigkeit, denn die Besucher kamen aus vielen Ländern und aus den verschiedensten sozialen Gruppen. Aber aus der bedingten Enge eines Hauses mit seinen begrenzten Möglichkeiten führte Stockmayers Weg fast über die ganze bewohnte Erde. Der Kreis seiner Wirksamkeit erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Er wurde von seinem Standort aus weit über die Grenzen seines Landes geführt.

An den Gnadauer Konferenzen nahm er regelmäßig teil. Mindestens einmal im Jahr besuchte er England, wo er in Keswick und Oxford ein gern gesehener und anerkannter Redner war. In Indien besuchte er Missionare, um sie im Glauben zu stärken und teilhaben zu lassen an seiner Siegesbotschaft. Zweimal durchreiste er die ganze Welt. Mehrmals war er in Amerika.

Für alle Brüder, gleich welcher Denomination, hatte er ein offenes Herz. Er war erhaben über jeden parteiischen und haarspalterischen Geist. Den Bruder in Christus suchte er, nicht seine kirchliche Firmierung, nicht seine religiöse Auffassung. Diese Unbekümmertheit war für ihn als »Botschafter an Christi Statt« selbstverständlich. Nach seiner Überzeugung können nur mit Christus gestorbene

Leute echte und wahre Allianz haben, ohne jede Verkrampfung.

Zu seinen engsten Freunden gehörten neben vielen anderen Markus Hauser, Samuel Zeller, Friedrich Dändliker, Carl Heinrich Rappard, Leopold Wittekindt, Graf Eduard von Pückler, Theophil Krawielitzki, Jakob Vetter.

Nicht immer ging es in Stockmayers Versammlungen friedlich zu. So gelang es einst in einer Großstadt einigen Störenfrieden, sich lauthals Gehör zu verschaffen. Es wurde getobt und geschrien. Auf den Rednertisch wurde sogar geschossen. Stockmayer zuckte mit keiner Wimper, hielt ruhig auf seinem Posten als Redner aus und rief den Feinden des Evangeliums zu: »Mich könnt ihr zum Schweigen bringen, aber das Wort Gottes niemals!« Den Gegnern imponierte die entschlossene und doch maßvolle Haltung Stockmayers, so daß sie sich still zurückzogen.

Daß zu der Botschaft dieses Mannes auch die Wiederkunft Christi gehörte, entsprach der Fülle seiner Schrifterkenntnis. Einer seiner Freunde äußerte sich: »Die Wiederkunft Christi stand leuchtend am Horizont seiner Seele.« Er war ein Wartender, der gern entrückt worden wäre, aber er stellte es Gott anheim: »Ob wir entrückt werden, wenn unser Herr Jesus Christus kommt, oder ob wir durch den Tod zu gehen haben, ist von nebensächlicher Bedeutung. Der letzte Feind, der überwunden wird, ist der Tod. Der letzte Sieg, die letzte Frucht des Erlösungswerks Christi, die noch der Offenbarung harret, ist, wenn unsere Leiber nicht mehr durch den Tod müssen, sondern verwandelt werden.«

Kurt Zdunek

# Johannes Seitz



Geb. 7. 2. 1839 in Neuweiler im württembergischen Schwarzwald (Kreis Calw). Aufgewachsen in einem Elternhaus, das stark von der Erweckung in Möttlingen (Johann Christoph Blumhardt) geprägt ist. 1861 Eintritt in die Missionsschule der Tempelgesellschaft auf dem Kirchenhardthof zwischen Ludwigsburg und Marbach. 1863 bis 1868 Prediger und Evangelist der Tempelgesellschaft in Murrhardt und Umgebung. Dann in ähnlicher Tätigkeit in Stuttgart. 1872 Besuch der Tempelgemeinden in Palästina. 1873 Versetzung nach Schlesien mit Wohnsitz in Liegnitz. 1878

Trennung von der Tempelgesellschaft und Gründung des »Evangelischen Reichsbrüderbundes«. 1886 auf einer Reise nach Palästina Mitbegründer der Evangelischen Karmelmission. Wohnungswechsel nach Preußisch Bannau bei Heiligenbeil (Ostpreußen). Von dort winterlicher Reisedienst auf den weitverzweigten Arbeitsfeldern des Reichsbrüderbundes. Im Sommer Dienst in einem Seelsorgeheim, der immer mehr zur Hauptaufgabe wird. 1898 Übersiedlung nach Sachsen, zunächst nach Limbach am Fuß des Erzgebirges, dann 1900 nach Teichwolframsdorf (Vogtland). Weit- und tiefgreifende Tätigkeit als Hausvater des dortigen Erholungs- und Seelsorgeheims. Bedeutender Einfluß als einer der Väter der deutschen Gemeinschaftsbewegung (Gnadauer Verband). Gest. 4. 7. 1922 in Bad Brambach (Elstergebirge).

## Geistesregen im Schwarzwald

Johannes Seitz ist der Sohn eines Schwarzwaldbauern gewesen. Der Vater erlebte unter der machtvollen Verkündigung von Pfarrer Johann Christoph Blumhardt in Möttlingen eine klare Bekehrung vom liederlichen Trinker und Schuldenmacher zu »einem mächtigen Glaubensmann, durch dessen Glauben und Gebete in jener Zeit Dinge geschehen sind, die mitunter fast an Wunder grenzten«. Er scheute mit seiner Familie fünf Stunden Fußweg über die Höhen des Schwarzwaldes nicht, um Blumhardt predigen zu hören und etwas von den Gebetserhörungen und Machttaten über Krankheiten und dämonische Bindungen zu sehen, die damals in Möttlingen geschahen.

Die »Stunde«, die sich im Elternhaus von Johannes Seitz bildete, wurde seine geistliche Heimat. Als er fast zwanzig Jahre alt war, wurde er von einer merkwürdigen Krankheit befallen, einer Art Knochenfraß. Die Ärzte trugen sich schon mit dem Gedanken, Hand und Arm zu amputieren, um dem Kranken das Leben zu retten. In der Not seines Herzens schrie er zu Gott: »Wenn du mich vor dem Schicksal bewahrst, mein Leben lang als Krüppel in der Welt herumlaufen zu müssen, so soll mein Leben mit allem, was ich bin und habe, nur dir gehören und nur für dich allein da sein. Ich will mit allem, was Sünde und unheilig ist, gänzlich brechen. Du sollst mit mir machen, was du willst. Ich will ein willenloses Werkzeug für dich sein, das du drehen, wenden und gebrauchen kannst, wie du nur willst.«

Die Hingabe an Gott in diesem jugendlichen Gelübde war die eigentliche Entscheidungsstunde im Leben von Johannes Seitz. Gott erbarmte sich seiner. Der Arm brauchte nicht abgenommen zu werden. Bald konnte er wieder die schwersten bäuerlichen Arbeiten verrichten. Doch war nicht die neugewonnene Gesundheit sein eigentliches Glück, sondern die Glaubensstellung des ungeteilten Lebensopfers: »Ich durfte schon damals erfahren, welche Seligkeit es zur Folge hat, wenn aller Widerstand gebrochen ist und Herz und Wille mit Gott eins geworden sind.« Als später auf sein Gebet hin manche Krankenheilung geschah, hat Seitz nie unterlassen, darauf hinzuweisen: Es geht zuerst nicht um leibliche Dinge, sondern um die wahre Gesundheit der Seele, wie sie eben beschrieben wurde.

Blumhardt verzog im Jahre 1852 von Möttlingen nach Bad Boll und entfaltete in seinem dortigen Seelsorgeheim eine gesegnete Wirksamkeit an vielen leiblich und seelisch Kranken. Sein geistliches Erbe im weitreichenden Möttlinger Erweckungsgebiet schien von einer Bewegung aufgenommen und bewahrt zu werden, die sich der »Deutsche Tempel« oder die Tempelgesellschaft nannte. Die Männer an ihrer Spitze waren Christoph Hoffmann und Christoph Paulus. Bei diesen tauchte der Gedanke auf, es sei an der Zeit, die wahre Gemeinde Gottes in Deutschland zu sammeln und mit ihr nach Palästina auszuwandern. Dort sollten deutsche Tempelsiedlungen gegründet werden. Jerusalem, der Ort des alttestamentlichen Tempels und des Ursprungs der christlichen Gemeinde, sollte das Zentrum sein. Dort wollte man auf den bald wiederkehrenden Christus warten, dort hoffte man auf eine reiche Austeilung der in 1. Korinther 12 genannten Geistesgaben. Viele fromme Schwaben wanderten ins Heilige Land aus, darunter mancher aus dem Heimatdorf von Johannes Seitz.

Wenn in solchen Plänen und Aktivitäten ein Schuß Enthusiasmus nicht zu verkennen war, so überwogen zunächst in der Tempelbewegung doch die biblisch begründeten Leitlinien. In einer Ausbildungsstätte für Prediger auf dem Kirchenhardthof sollten Männer ausgebildet werden, die in der Heimat und in Palästina der Botschaft von dem wiederkommenden Herrn die Bahn bereiten helfen sollten. Dorthin führte auch der Weg des inzwischen 22 Jahre alt gewordenen Johannes Seitz.

### *Im Dienst der Tempelgesellschaft*

Es war eigentlich an eine vierjährige Ausbildungszeit gedacht, aber sie endete schon nach zweieinhalb Jahren. Zur Ausbildung der »Missionszöglinge« gehörte es, daß sie zusammen mit älteren bewährten Brüdern Versammlungen halten mußten. Seitz tat das in Dörfern des Welzheimer Waldes. Seine Botschaft schlug so durch, besonders unter der Jugend, daß die Schulleitung gebeten wurde, ihn sofort als Prediger und Evangelist für Murrhardt und Umgebung abzugeben. Es wurde daraus eine fünfjährige Tätigkeit.

Die wichtigste Lehre, die Johannes Seitz auf seinem ersten Arbeitsfeld erhielt und die seinen lebenslangen Dienst prägte, hat er in die folgenden Sätze gefaßt: »Ich war gezwungen, ein anhaltendes Gebetsleben zu führen, in ein Heiligensleben einzudringen und mit allem zu brechen, was auch zu den noch so kleinen und feinen Banden zählen mochte. Ich mußte alles aufsuchen und hinwegräumen, was die Erhörung des Gebetes hindern konnte. Das tiefe Verderben dieser Gegenden, in welchen ich tätig sein mußte, war für mich der mächtige Antrieb und Sporn, nach der Heiligung, der Demut, der Liebe und den Geisteskräften der apostolischen Zeit zu trachten. Ich war oft gezwungen, an das von Hesekiel geschaute große Totenfeld zu denken, das nur durchs ›Weissagen‹ lebendig wurde. Es sagte mir immer wieder: ›Du Menschenkind, wenn man solche verdorrten Totenfelder zu neuem Leben erwecken will, dann darf man nicht nur lehren oder predigen, sondern es muß das Predigen ein Weissagen sein.‹ Die Wortverkündigung muß in der Kraft des Geistes geschehen, wenn in solchen versunkenen Gegenden die Macht des Todes gebrochen werden und das Reich Gottes durchbrechen soll.«

In seiner Murrhardter Zeit kam Seitz weit umher. Bis in das Hohenloher Land, das schwäbische Franken, führten ihn seine Wege. Er predigte nicht nur. Er half den Leuten auch in ihren Feldern und Höfen. Er wollte niemandem zur Last fallen. Dieser persönliche



Einsatz und seine Bescheidenheit half mit, dem Evangelium die Bahn zu den Herzen der Menschen zu brechen. Auf dem ganz anders geprägten zweiten Arbeitsfeld in der württembergischen Hauptstadt Stuttgart zog er auch die Gebildeten an. Auch hier war es wieder das anhaltende Gebet, das verspernte Türschlösser sprengte.

Im Jahre 1872 machte Johannes Seitz seine erste Reise nach Palästina. Die Auswanderer der Tempelgesellschaft hatten in Haifa, Jerusalem, Jaffa und an andern Orten blühende Siedlungen errichtet. Ihre Pionierarbeit war dem damals noch sehr rückständigen Land sehr zum Nutzen. Doch in geistlicher Hinsicht sah es wenig hoffnungsvoll aus. Christoph Hoffmann, der einflußreichste Leiter der Tempelgesellschaft, hatte immer mehr seine pietistischen Ursprünge verleugnet und sich zu einem Rationalisten entwickelt. Er verwarf die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, leugnete die Gotte Sohnschaft Jesu und wußte mit der Erlösung durch das Kreuz Christi nichts mehr anzufangen. Taufe und Abendmahl hielt er nicht für nötig, von kirchlichen Sitten wie Konfirmation und Trauung ganz zu schweigen. Von Palästina aus rief er seine Anhänger in der Heimat zum Kirchenaustritt auf.

Hoffmann, der inzwischen Bischof geworden war, hatte natürlich auch Gegner, die seinem Kurs widerstanden. Johannes Seitz gehörte ganz eindeutig zu ihnen. Noch aber scheute er vor der letzten Konsequenz, der Lösung von der Tempelgesellschaft, zurück, und auch diese wollte den tüchtigen Evangelisten, dem sich viele Türen auftaten und der überall viel Vertrauen genoß, nicht verlieren. Man schlug ihm vor, den Auseinandersetzungen zu entgehen und in Schlesien eine Neulandarbeit zu beginnen. Das tat er zusammen mit seinem älteren Glaubensbruder und Freund Martin Blaich. Es kam zu zahlreichen Gemeinschaftsgründungen. Auch andere der östlichen Provinzen des damaligen Deutschen Reiches taten sich den beiden auf.

Doch die Krise der Tempelgesellschaft war nicht mehr aufzuhalten. Blaich und Seitz wurden als Evangelisten abgesetzt. Hoffmann scheute sich nicht, die beiden ihm unbequemen Wahrheitszeugen öffentlich schmähdlich zu verleumden. Nun zerschnitten auch diese endgültig das Band mit einer Bewegung, in der sie anfänglich viel Segen empfangen und der sie mit Hingabe gedient hatten. Mit ihrem Weggang verlor die Tempelbewegung ihr bestes Blut und kränkelte fortan – immer mehr an Bedeutung verlierend – dahin.

Was sollte aus Seitz und Blaich werden? Eine Zeitlang bewegte sie der Gedanke, nach den USA auszuwandern. Aber dann folgten sie der Bitte und Ermunterung vieler Brüder und Mitarbeiter, aus der Konkursmasse der Tempelgesellschaft die bibel- und bekenntnistreuen Glieder in einem neuen selbständigen Verband zu sammeln. Das war der »Evangelische Reichsbrüderbund«. Dieser wurde zahlenmäßig nie ein bedeutendes Werk, erstreckte sich aber quer durch ganz Deutschland, wenn er auch im Osten seinen Schwerpunkt hatte. Er wurde ein Glied der sich in jener Zeit immer mehr ausbreitenden deutschen (Gnadauer) Gemeinschaftsbewegung. Blaich und Seitz wurden als gesegnete Evangelisten an viele Orte gerufen.

Die Tempelgemeinde in Haifa trat dem Reichsbrüderbund bei. Der Gedanke entstand, auf dem Karmel eine Missionsstation zu gründen, die der einheimischen Bevölkerung wie auch den eingewanderten Europäern mit dem Evangelium dienen und ihnen zugleich Erholung für Leib und Seele bieten sollte. Zur Gemeinde in Haifa gehörte der deutsche Vizekonsul Keller, ein Landsmann und Schulfreund von Johannes Seitz. Er setzte sich für den neuen Plan tatkräftig und unermüdlich ein. Es wurde zunächst das für die Arbeit nötige Grundstück erworben. Seitz reiste 1886 zum zweitenmal nach Palästina, um der Arbeit das geistliche Fundament zu geben. Zusammen mit Keller erlebte er unter unsäglichen Widerständen und Schwierigkeiten Wunder der Führung und Hilfe Gottes. Die »Evangelische Karmelmission« begann ihren gesegneten Weg. Johannes Seitz war der Vorsteher in der Heimat bis zu seinem Tode.

Inzwischen hatte Seitz seinen Wohnsitz von Schlesien nach Ostpreußen verlegt, und zwar in das Dorf Preußisch Bahnau, in der Nähe von Heiligenbeil. Er wohnte, immer noch unverheiratet, bei der wohlhabenden Familie Döpner und wurde von ihr wie ein Sohn gehalten und mit allem versorgt. Zusammen mit Martin Blaich war er nach wie vor auf den weitverzweigten Arbeitsfeldern des Reichsbrüderbundes unterwegs, vor allem im Winter. Im Sommer sammelten sich in dem Döpnerschen Haus allerlei Kranke und Angefochtene, die bei Seitz Hilfe und Seelsorge suchten. Es zeigte sich, daß er eine besondere Gabe im Umgang mit solchen Menschen hatte, und einer empfahl dem andern das Haus in Preußisch Bahnau weiter. Bald kam eine »Hausmutter« dazu, der schon über 50jährige Johannes Seitz verheiratete sich. Vom Verhältnis der beiden Eheleute zueinander sagte er später: »Es machte keines Ansprüche an

den andern. Wir gingen nie ineinander auf, sondern wir gingen beide auf in der Arbeit für den Herrn.«

Diese gemeinsame Arbeit wurde bald im eigenen Gedinge getan; denn das Ehepaar Döpner verkaufte das ganze Anwesen unwahrscheinlich billig an seine »Pflegekinder«. Das Haus mußte aufgestockt werden, ein Gästehaus wurde neu errichtet. Kranke wurden gesund, Erholungsbedürftige neu gestärkt, Gemütskranke durch die Kraft des Evangeliums ins frohe Leben zurückgeführt. Etwa sieben Jahre lang dauerte diese gesegnete Wirksamkeit.

### *Das Seelsorgeheim Teichwolframsdorf*

Dann mehrten sich die Rufe aus Sachsen, wo die landeskirchlichen Gemeinschaften sehr im Aufblühen begriffen waren. Man wollte dort ein Heim im Bahnauer Stil haben. Martin Blaich war bereit, die Arbeit in Ostpreußen weiterzuführen, und Familie Seitz sah den Weg nach Sachsen von Gott freigegeben. Später wurde Bahnau die Heimstätte des bekannten »Evangelischen Gemeinschafts-Brüderhauses Preußisch Bahnau«, das nach dem Zweiten Weltkrieg in Unterweissach (Württemberg) Zuflucht fand.

Nach einem zweijährigen Provisorium in Limbach wurde Teichwolframsdorf im Vogtland die endgültige Heimat des neuen Erholungs- und Seelsorgeheims. Es war merkwürdig, wie der Platz gefunden wurde. Eine großzügige Spende von 50 000 Mark war Seitz für einen Bau zur Verfügung gestellt worden. Er reiste im Sachsenland umher, konnte aber keinen passenden Ort entdecken. Hören wir ihn:

»Betäubt fragte ich Gott: ›Weshalb bist du so freundlich gewesen und hast uns 50 000 Mark gegeben und läßt mich keinen geeigneten Platz finden?‹ Da bekam ich die innere Weisung: ›Ich habe dir 50 000 Mark gegeben, weil du mich ernstlich darum gebeten hast. Hast du mich auch ebenso ernstlich um einen guten Platz gebeten?‹ Ich hatte ja gedacht, den Platz könne ich mir allein aussuchen. Ich erkannte, wenn Gott um eine Sache gebeten sein will, dann will er auch um alles gebeten sein. Und so betete ich ernstlich um den rechten Platz. Da hatte ich einen Traum. Ich sah ganz deutlich einen schönen Platz in nächster Nähe eines schönen Waldes. Ich war über diesen Traum so freudig erregt, daß ich darüber aufwachte.

Nun mußte ich noch einmal einen Platz besichtigen, der mir sehr empfohlen worden war. Aber er erwies sich nicht als der richtige. Da sagte der mich begleitende Bruder: ›Geht doch morgen mit mir

nach Teichwolframsdorf! Da ist ein schöner Wald, der große Werdauer Wald. Am nächsten Morgen gingen wir dorthin. Als wir vom Bahnhof dem Dorf zogen und aus dem Wald aufs Feld hinaustraten, schlug ich die Hände zusammen und sagte: »Du, das ist der Platz, den ich im Traum gesehen habe!« – Es hat sich dann auch erwiesen, daß der Platz nach manchen Richtungen hin sehr günstig ist. Gott hat es so geführt, daß wir gerade genug Land kaufen konnten für das Haus, den großen Garten und noch genügend Gemüseland in nächster Nähe des Hauses.«

Der kleine Ort Teichwolframsdorf ist in die Geschichte des Reiches Gottes eingegangen und eine Segensstätte geworden, die über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt wurde. Von der Ankunft von Johannes Seitz im Jahre 1900 an bis zu seinem Heimgang 1922 sind dort ungezählte Menschen eingekehrt, und viele haben für ihre Seele und ihren Leib entscheidende Hilfe erfahren. Es standen schließlich vier Häuser da mit über einhundert Zimmern. In den täglichen Andachten wurde eine gute, kräftige Kost aus dem Worte Gottes geboten, wobei – bis in den Tonfall hinein – die schwäbische Originalität des Hausvaters sich kernig regte. Der seelsorgerliche Zustrom der Gäste war so groß, daß oft noch andere Brüder einspringen mußten. Dazu wurden viele Briefe geschrieben, die sich durch geistliche Urteilsfähigkeit und vollmächtige Beratung auszeichneten.

Immer stand es für Johannes Seitz fest, daß die eigentliche Not des Menschen seine Sünde und die dadurch bedingte Trennung von Gott, der wahren Lebensquelle, ist. Darum war der Mittelpunkt seiner Verkündigung Jesus, der Heiland, der Sünde vergibt und von ihrem Bann befreit, Schuld tilgt und Herzen reinigt. Unausweichlich aber stellte er auch den Leuten vor Augen, daß man bereit sein müsse, dem Heiland »von Kopf bis zu Fuß« sich ganz hinzugeben. Auf manche innere Gesundung folgte auch die äußere, leibliche. Aber Seitz hat sich entschieden dagegen gewehrt, daß es immer so verlaufe und verlaufen müsse: »Man nimmt an, hier sitzt alles voller Wundertäter, und wir könnten allen helfen. Ich weiß bei keinem im voraus, ob ihm geholfen wird oder nicht, weil ich nicht weiß, ob er auf die Wahrheit eingeht. Aber das kann ich sagen, daß solchen der Herr geholfen hat, die schriftgemäße Buße taten, mit ihrem Bann ins Licht gingen, mit allen Sünden brachen und sich Gott ganz hingaben mit Seele, Leib und Geist. Man kann auch nicht sagen, daß die, die wahre Buße getan und sich dem Herrn ganz hingegeben haben, alle geheilt wurden; aber das kann man sagen, daß alle einen Nutzen hatten. Waren es solche, denen der Herr die Krankheit

nicht nahm, so hat ihnen Gott so viel Kraft in ihrer Krankheit gegeben, daß sie oft mehr leisten konnten als ein Gesunder. Blieben sie auf dem Bett, so kam es vor, daß solch ein Segensstrom von ihrem Krankenbett ausging, daß ganze Gemeinschaften entstanden sind.«

In erster Linie ging es Seitz in allem um das rechte Erfassen des Evangeliums. Ja, er sagte von sich selber, daß er erst mit 60 Jahren zum vollen Evangelium durchgestoßen sei. Die nächsten Angehörigen sprachen direkt von einer Art »zweiter Bekehrung«, die man am ganzen Wesen des Vaters gespürt und die zu einer großen inneren Befreiung und Gelöstheit geführt habe. Bis dahin habe der Vater wohl gesagt: »Brüder, die Ärmel aufgekremgelt und den alten Adam geschlachtet!« Aber dann habe er nur und allein die Güte und Barmherzigkeit Gottes verkündet und die allgenugsame Gnade, die man sich nur im Glauben schenken lassen kann.

### »Vater Seitz«

Mit seiner Arbeit in Teichwolframsdorf stand Seitz mitten drin im Strom der sich damals mächtig ausbreitenden innerkirchlichen (Gnadauer) Gemeinschaftsbewegung. Schon von Ostpreußen her hatte er an der ersten Gnadauer Pfingstkonzferenz im Jahre 1888 teilgenommen. Fortan war er unter den regelmäßigen Teilnehmern. Er hat keine Hauptreferate gehalten, aber mit seiner biblisch-kla- ren, praktischen Art manche Aussprache bereichert. Hier ein schöner Beitrag zur Frage des Verhältnisses von Heiligung und Wieder- geburt:

»Vor einiger Zeit wurde ich zu einer Frau eingeladen. Sie schrieb so dringend, sie lag schon wochenlang im Kampf mit einigen Sün- den, über die sie nicht mehr siegen konnte. Sie betete, beichtete, weinte, ließ die ganze Versammlung zusammenkommen, es half nichts. Da sagte ich nur: »Gute Frau, es kommt nicht nur aufs Beten an, es handelt sich auch um Erkenntnis.« Darauf richtete ich einige Fragen an sie: »Glauben Sie, daß Christus fertig geworden ist mit der Welt?« Das glaubte sie. Ich führte Stellen an, die darauf Bezug hat- ten und tat noch einige ähnliche Fragen. Schließlich fragte ich: »Glauben Sie, daß der Heiland auch mit der Sünde fertig geworden ist, mit der Sie jetzt im Kampf sind?« Da zuckte sie ein wenig zu- sammen, aber sie mußte die Frage bejahen. »Wollen Sie das glauben – jetzt!?« Sie glaubte, da kam der Sieg über die Sünde.«

Ein besonders wichtiger Dienst fiel Seitz im Kampf um die Pfingst- bewegung zu. Als einer der ersten wandte er sich klar gegen die Lehre von Jonathan Paul, der Christ könne es auf dieser Erde so

weit bringen, daß er überhaupt nicht mehr sündigt und die Macht der Sünde so ausgelöscht ist, daß er sich nicht mehr als Sünder zu bezeichnen braucht. Paul wagte von sich selber die verstiegene Behauptung: »Ich habe meinen alten Adam nicht wieder gesehen.« Demgegenüber stellte Seitz mit andern Brüdern die biblische und reformatorische Lehre von der Rechtfertigung auf den Leuchter.

Gegenüber tumultartigen Erscheinungen in Pfingstversammlungen, die damals an der Tagesordnung waren, fragte er nüchtern: »Wo liest man in der Bibel, daß die Leute, über welche der Geist Gottes kam, auf den Rücken gefallen sind, ihre Gestalt verzerrten, zitterten, sich ungebärdig stellten?«

Gegen Erscheinungen, Gesichte und Träume war Seitz äußerst allergisch: »Davon gibt's jetzt so viele, die sind so billig wie Brombeeren. Aber es sind alles falsche Gesichte, falsche Stimmen. Unter hundert Erscheinungen sind wenigstens neunundneunzig vom Teufel, der sich in Lichtgestalt verstellt . . . Da bekommt der alte Hochmut Gesichte, Offenbarungen, Engelserscheinungen, die ihm sehr gefallen. Das ist lauter Futter für den ungetöteten Hochmut, und so sitzt der Teufel in frommer Gestalt im Herzen. Halten Sie sich nicht mit solchen Gesichtern und Stimmen und Träumen auf! Halten Sie sich nur an Gottes Wort! Ich sehe in meiner Bibel den Heiland so schön und groß, daß ich ihn gar nicht schöner sehen kann.«

Diesen Heiland hat »Vater Seitz« – wie er je länger je mehr genannt wurde – den Menschen groß zu machen versucht. Fast bis zu seinem letzten Atemzug war das in Seelsorge, Verkündigung und Briefwechsel sein eigentliches, sein liebstes Geschäft. Als man ihn am 3. Juli 1922 wegen seines Hals- und Asthmaleidens in den klimatisch höher und günstiger gelegenen Kurort Bad Brambach brachte, schlummerte er schon einen Tag später still in die Ewigkeit hinüber.

Arno Pagel

# Georg von Viebahn



Geb. 15. 11. 1840 in Arnsberg (Westfalen) als Sohn eines preußischen Beamten. Ein Jahr später Versetzung des Vaters nach Berlin. Schulwechsel noch in den Oberklassen und Abitur 1859 in Oppeln (Oberschlesien). Eintritt in die soldatische Laufbahn. Teilnahme an den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71. 1872 Heirat mit Christine Ankersmit, der Tochter eines holländischen Großkaufmanns. Wechselnde militärische Dienstorte: Wiesbaden, Hannover, Engers am Rhein (nahe bei Newwied), Frankfurt am Main, Trier und Stettin. 1896 Abschied als Generalleutnant z. D. (zur

Disposition). Noch fast 20 Jahre in weitverzweigter evangelistischer und literarischer Tätigkeit. 1898 erste Glaubenskonferenz für Offiziere. Gründung des »Bundes gläubiger Offiziere«. Gest. 15. 12. 1915.

## *Dem größten König eigen!*

Georg von Viebahns Vater wählte die Beamtenlaufbahn. U. a. war er Regierungspräsident in Oppeln. Den Sohn zog der militärische Dienst an. »Ehrfurcht vor Gott und dem Könige wurde uns Kindern von Vater und Mutter eingepflanzt. »Mit diesem Satz beschreibt er, was ihn schon in der Frühzeit seines Lebens prägte. In seiner Schulzeit auf dem Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin schloß Georg eine das ganze Leben währende Freundschaft mit Walther von Prittwitz und Gaffron, dessen Vater preußischer General war. Walther rettete ihm einmal das Leben, als er sich beim Schwimmen in Schlinggewächsen verfangen hatte.

Doch einen noch wichtigeren Dienst erwies ihm der Freund. Die beiden rauften sich manchmal in jugenhafter Weise. Walther war der körperlich Stärkere und darum Georg zumeist der Unterlegene. So hatten sie sich wieder einmal gebalgt, als Prittwitz den am Boden liegenden Freund fragte: »Warum siehst du denn so unglücklich aus?« Die unerwartete Antwort lautete: »Weil ich den Herrn Jesus

nicht so liebhabte, wie es sein müßte. «Daraufhin versuchte Walther, der Ältere, dem jüngeren Freund den Weg zum Herrn zu zeigen, so gut er das vermochte. Eine solche unter 14 – 15jährigen Jungen nicht gerade alltägliche Unterhaltung hing wohl mit den lebendigen geistlichen Eindrücken und Anregungen zusammen, die vom Konfirmandenunterricht des Pastors Snethlage ausgingen.

Georg von Viebahn kniete jedenfalls in jener Zeit an seinem Bett nieder und übergab sein Leben bewußt seinem Heiland. Er gelobte ihm Treue, weil ihm die Zusage der Treue Gottes und Jesu Christi ins Herz gedrungen war. So sehr ihm seine preußische Erziehung die Treue zu König und Vaterland wichtig machte, darüber hinaus ging für ihn das andere: »Ich bin dem höchsten König eigen!« Bevor er die irdische Soldatenlaufbahn begann, war er in den Heereszug Christi eingetreten. Als er die Geborgenheit und den Schutz des Elternhauses verließ, um in Berlin in das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadierregiment Nr. 1 einzutreten, kniete er wiederum vorher in seinem Zimmer nieder. Es war seine Bitte an den himmlischen König, daß er sich immer und überall als sein Jünger und Untertan bewähre und auch im irdischen Beruf ihm zur Ehre lebe.

Aus den Soldatenjahren Georg von Viebahns sei herausgegriffen die berühmte Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles. Es bildete den Abschluß des Deutsch-Französischen Krieges, daß die deutschen Staaten den preußischen König Wilhelm I. zum ersten deutschen Kaiser ausriefen. An dieser glanzvollen Zeremonie nahm der damalige Hauptmann von Viebahn teil. In dem berühmten Gemälde Anton von Werners ist auch sein Porträt festgehalten; seine Kinder haben es oft mit staunendem Stolz betrachtet.

Glücklich verlief die Ehe mit der holländischen Kaufmannstochter Christine Ankersmit. Diese hatte in den Jahren, in denen sie zur Ausbildung in England weilte, die Kreise der »Christlichen Versammlung« (auch schlicht »Brüder« genannt), die auf den früheren anglikanischen Pfarrer John Nelson Darby zurückgingen, kennengelernt und war dort in ihrem Glaubensleben entscheidend gesegnet und geprägt worden. Auch ihr Gatte besuchte später die kleinen Gruppen der »Versammlung«, ohne sich aber zunächst aus der Landeskirche zurückzuziehen. Was immer für oder wider Darby und seine Anhänger zu sagen ist – sie hatten eine große Hochachtung vor dem Wort der Bibel und ihrer unumstößlichen göttlichen Wahrheit. Solche Bindung der Treue an Gottes Wort machte dem Offizier von Viebahn einen großen Eindruck, und er hielt sich lange



zu diesen Kreisen. Das war zunächst auch noch in Stettin, seiner letzten militärischen Station, der Fall. Doch dann schrieb er ihnen im Geist der Liebe einen Abschiedsbrief. Es gab nämlich sehr eng geprägte »Brüder«, welche die »Allianz« mit anderen Christen nicht mitmachen konnten und wollten. Diese war aber für Viebahn Lebenselement.

Sein ältestes Kind war die in Wiesbaden geborene Tochter Christa, die später als Gründerin und Mutter des Diakonissenmutterhauses Aidlingen auch weithin bekannt wurde. Viebahns erste Frau starb nach noch nicht 12jähriger Ehe, ihre Schwester Marie wurde nach einigen Jahren seine zweite Lebensgefährtin.

### *Der Abschied als Offizier*

37 Jahre dauerte Georg von Viebahns erfolgreiche Offizierslaufbahn. Dann nahm er 1896 – im 56. Lebensjahr – als Generalmajor und Brigadekommandeur in Stettin seinen vorzeitigen Abschied. Als Generalleutnant zur Disposition wurde er ehrenvoll entlassen. Er war gern Soldat gewesen, hatte sich aber als entschiedener Jünger Jesu unter seinen Standesgenossen oft einsam gefühlt. Das kam ihm besonders schmerzlich zum Bewußtsein, als er im Jahre 1895 in Wörth (Elsaß-Lothringen) an der Weihe eines Denkmals für Kaiser Friedrich teilnahm.

Viebahn war wohl mit einigen verabschiedeten gläubigen Offizieren innerlich verbunden. Dazu gehörte der Forstmeister Eberhard von Rothkirch, der segensreich im Christlichen Verein junger Männer in Berlin wirkte, und der Oberstleutnant Curt von Knobelsdorff, der sich der Arbeit unter den Trinkern angenommen hatte. Doch unter seinen aktiven Kameraden kannte Viebahn nur wenige, die bewußt gläubig waren. Wie erwähnt, kam ihm das während jener Feier in Wörth betrüblich zum Bewußtsein. Der nicht leichte Entschluß wurde in ihm geboren, seinen vorzeitigen Abschied zu nehmen. Er wollte in der ihm noch verbleibenden Lebenszeit mit ungeteilter Kraft sich im evangelistischen und seelsorgerlichen Dienst unter Offizieren und Soldaten einsetzen, aber auch darüber hinaus für den Herrn tätig sein.

Damit führte er z. T. fort, was er schon lange begonnen hatte. In Trier hatte er auf eigene Kosten ein Soldatenheim eingerichtet. Dann hatte er vierseitige Traktate zu schreiben angefangen, die er in der Reihe »Zeugnisse eines alten Soldaten an seine Kameraden« herausgab. Darüber hat jemand geurteilt: »Diese Soldatenzeugnisse,

die eine geschickte und lebendige Zusammenstellung wahrer Erlebnisse mit der erfrischend klaren Entschiedenheit seines Christseins verbanden, traten in der Öffentlichkeit als Viebahns wirksamste Lebensarbeit hervor.« Viele Schriftenmissionare der damaligen Zeit haben die Blätter mit Eifer verteilt.

Doch das genügte dem Generalleutnant z. D. nicht. Er gründete einen eigenen Verlag, den er »Schwert und Schild« nannte. Den gleichen Namen gab er einer Vierteljahrsschrift, mit der er die Christusbotschaft unter den Offizieren ausbreiten wollte. Fernstehende sollten evangelistisch gerufen und die Erweckten und Bekehrten seelsorgerlich weitergeführt werden. Die meisten Beiträge schrieb er selbst. Sehr bald legte er einen Bibellesezettel bei, der für jeden Tag einen Schriftabschnitt behandelte: kurz und praktisch, wie es Viebahns Art entsprach. Dieser »Bibellesezettel« hat die Jahrzehnte überdauert. Die Tochter Christa hat des Vaters Werk fortgesetzt, und noch heute sind die vom Diakonissenmutterhaus Aidlingen herausgegebenen Hefte vielen eine willkommene Hilfe zum Erfassen und Ausleben der Schriftwahrheiten.

Viel Aufsehen erregte die erste Glaubenskonferenz für Offiziere, die am 4. März 1898 in Berlin durchgeführt wurde. Viebahn eröffnete sie mit einem programmatischen Vortrag: »Die siegreiche Kraft des Wortes Gottes im Leben des deutschen Offiziers.« Das hatte es so noch nicht gegeben, daß ein hoher Offizier, dessen Tüchtigkeit allgemein anerkannt war, männlich, schlicht, klar und zur Entscheidung rufend die biblischen Wahrheiten von Sünde und Gnade, von Bekehrung und Wiedergeburt, von Gericht und Errettung seinen Standesgenossen verkündigte. Dabei merkte ihm jeder an, daß er aus eigener lebendiger Erfahrung den Gottessohn und Heiland Jesus Christus bezeugte.

Die »Märzkonferenzen« wurden in Berlin Tradition. Auch in manchen Garnisonstädten kehrte Viebahn ein. Dabei beschränkte er sich nicht auf die Offiziere, sondern sprach auch die Mannschaften an. Dagegen erhob sich allerdings auch Widerstand. Im selben Jahr 1896, in dem Viebahn den soldatischen Dienst quittierte, trat er aus der Landeskirche aus. Er sah, wie an vielen Orten – so auch an seinem Wohnort Stettin – liberale Theologie und rationalistische Kritik die Wahrheiten des biblischen Evangeliums verdrängte. Daraus zog er für sich die Folgerung, einer solchen verflachten Kirche nicht mehr anzugehören. Er schloß sich fortan keiner organisierten Kirchengemeinschaft mehr an, auch keiner Freikirche. Er nannte sich »Christ ohne Konfession«. Das hinderte ihn aber nicht an einer

weitherzigen Allianzgesinnung, die auch viele Brüder in der Landeskirche einschloß. So war er z. B. mit dem Hofprediger Adolf Stöcker und dem Vorsitzenden des Gnadauer Verbandes, Pastor Walter Michaelis, eng verbunden. Sehr wohl fühlte er sich auf den Allianzkonferenzen in Bad Blankenburg (Thüringen), wohin er oft als Redner gerufen wurde. Viele Türen taten sich dem Mann auf, der die Brüder an allen Orten und in allen Lagern suchte und liebte. Doch war solche weitherzige Stellung vielen der damaligen deutschen Militärpfarrer fremd. Sie waren es vor allen Dingen, die Viebahn nicht mehr in den Kasernen sprechen lassen wollten. Das gelang ihnen aber nur sehr unvollkommen.

### *Ein gern gehörter Evangelist*

Weit über Offiziers- und Soldatenkreise hinaus dehnte sich der Wirkungskreis Georg von Viebahns aus. Er wurde an viele Orte als Evangelist gerufen. Der Art seiner Verkündigung merkte man immer den Soldaten an. Als Offizier war er Gehorsam gewohnt und zur Treue verpflichtet. Als Zeuge der Frohen Botschaft rief er zur Unterwerfung unter den Heilswillen Gottes in Christus, die zur Errettung und zum ewigen Leben führt. Eine kleine Probe, wie die Botschaft des Evangelisten Viebahn aussah:

»Du mußt dich dem Gnadenwillen Gottes unterwerfen. Gott fordert Unterwerfung. Gott kann kein Wohlgefallen an dir haben, denn in seinen Augen ist Ungehorsam und Widerstreben so verwerflich wie Abgötterei. Er sagt: ›Gehorsam ist besser denn Opfer und Aufmerken besser denn das Fett von Widdern‹ (1. Sam. 15, 22 u. 23).

Wenn du noch in deinem natürlichen Zustande bist, noch nicht neues Leben aus Gott empfangen hast, so erkenne doch heute, daß in deiner Vergangenheit nicht Gottes Wille geherrscht hat, sondern daß du unter Satans Macht und Leitung gestanden, den Willen des Fleisches und der Gedanken getan hast und ein Kind des Zorns gewesen bist (Eph. 2, 3). Gott aber in seiner großen Liebe will dich heute zu Christus, seinem geliebten Sohne, ziehen. Jesus hat auch für dich einst sein teures Leben dahingegeben und ist jetzt droben zur Rechten Gottes erhöht, mächtig, jeden zu erretten, der sich ihm heilsverlangend und in Buße naht. O, laß heute deinen Eigenwillen brechen, unterwirf dich der rettenden Gnade und Macht Gottes zu deinem ewigen Heil!

Wer aber bekennt, schon bei Gott Vergebung und Annahme durch

Jesu Blut gefunden zu haben, dem gilt die Frage: Folgst du treulich dem Herrn, der dich errettet hat? Erforschest du fleißig sein Wort, seinen Willen, um danach dann zu handeln und zu wandeln?»

Viebahn liebte eine bildhafte Sprache. Sowohl in seinen gedruckten Traktaten wie in seiner mündlichen Botschaft verwandte er viele Geschichten, Beispiele und Gleichnisse, die sich dem Gewissen und Herzen seiner Hörer oft unvergeßlich einprägten. Auch davon eine Probe:

»An einem heißen Julitag des Jahres 1850 wurde in der Kanonierstraße in Berlin das Straßenpflaster erneuert. Zwei Arbeiter tranken sich aus der wohlgefüllten Schnapsflasche zu. Da kommt ein ehrwürdiger Greis, hoch in den Siebzigern, rüstig dahergeschritten. Es ist Johannes Goßner, ein treuer Zeuge Gottes, durch welchen Tausende ihren Heiland und das ewige Leben gefunden haben. Den ›Vater Goßner‹ kannten viele geringe Leute in Berlin. Auch der eine von den beiden Pflasterern grüßt ihn, und da Goßner den Gruß erwidert, hebt der Mann die Schnapsflasche mit dem Ruf: ›Prosit, Vater Goßner!‹ Goßner bleibt stehen, heftet sein durchdringendes, ruhiges Auge auf den Mann und sagt: ›Ich könnte trinken, wenn ich wollte; aber du mußt, auch wenn du nicht willst!‹ Damit geht er. Der Arbeiter aber verfärbt sich. Mit dem Rufe: ›Was – ich muß?‹ wirft er die Flasche gegen den Steinhaufen, daß sie zerspringt.

Nach vierzehn Tagen kommt ein Arbeitsmann mit verstörtem Gesicht in Goßners Studierzimmer, tritt in tiefer Herzensbewegung vor den Alten und bricht dann in die Worte aus: ›Machen Sie mich los, Vater Goßner, um Gottes willen, machen Sie mich los! Sonst bin ich verloren, ich und meine Frau und meine Kinder!‹ Es ist jener Pflasterer, der vergeblich gerungen hatte, vom Trinken loszukommen. Er sah seine abgehärmte Frau, sah, daß sich seine Kinder scheu vor ihm versteckten. Sein Herz war ohne Ruhe und Frieden. ›Lieber Sohn«, sagte Goßner, ›ich kann dich nicht losmachen. Du bist in eines starken Herrn Gewalt. Aber ich kenne einen Heiland, der stärker ist als Sünde und Teufel, der kann es wohl. Er entreißt dem Starken seine Beute und macht sein Eigentum daraus. Fragst du, wer er ist? Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein anderer Gott, das Feld muß er behalten.‹

Es ist mit dem Pflasterer noch durch Straucheln, Fallen und Wiederaufstehen gegangen, aber Goßner hat mit dem im Trunke gebundenen Mann oftmals diesen Jesus angerufen, und Jesus hat obgesiegt, der Gebundene ist frei geworden, Jesus ist Sieger geworden in diesem Leben, Herr in dieser Familie. Jesus ruft allen Menschen

zu: ›Wenn nun der Sohn Gottes euch freimachen wird, so werdet ihr wirklich frei sein!‹

### *Ein junges Mädchen beim alten General*

Georg von Viebahn hat vielen Menschen geholfen, in ein persönliches Glaubensverhältnis zu Jesus Christus einzutreten. Hören wir das Zeugnis einer dieser Erretteten! Es handelt sich um Gertrud von Bülow, die spätere gesegnete Bundesmutter des »Deutschen Frauenmissions-Gebetsbundes«. Viebahn evangelisierte in Niesky (Schlesien) und wohnte in ihrem Elternhaus. Nur widerwillig ließ sie sich bewegen, »anstandshalber« eine der Versammlungen zu besuchen. Hören wir, wie es ihr erging:

›Der alte General von Viebahn machte auf mich einen tiefen Eindruck. Durch das, was dieser Mann vorlebte und sagte, sprach Gott ganz allein mit mir. Ich verglich das, was ich sah und hörte, mit dem, was ich bisher in der Welt und von der Welt gehört hatte. Da begriff ich das eine: Hier stehen sich zwei Welten gegenüber, zwei Anschauungen, die nicht zueinander passen.

Und nun habe ich mit niemand darüber geredet, sondern immer nur beobachtet, verglichen und kam zu dem Schluß, daß der Friede, der von diesem Gottesmann ausging, eine Kraft war, die mir größer vorkam als alle die Herrlichkeit und Schönheit, die ich bisher im Vollmaß äußerlich genossen hatte. Mein ganzes Herz gehörte der Welt. Mein Zukunftsglück lag in der Welt, die mir alles bot, was ich nur haben wollte. – Ich bin in unserem Wald allein umhergelaufen und habe Kämpfe durchgekämpft und habe zu Gott gerufen: ›Ich will das Glück, ich will den Frieden, ich will die Welt mit ihrer Schönheit! Laß mir das doch!‹ Und mit jedem Tag wurde der Kampf heißer, bis Gott mich überwand.

Da gab es einen Schnitt in meinem Leben, der mir fast das Leben kostete. Es war ein tiefer, tiefer Schnitt. Alle Halbheit war mir immer etwas Verächtliches. Mir war klar: Bekommt Gott mein Leben in seine Hand, dann heißt es von nun an: Regiere du mich! Und ich sagte ihm mein Ja. Ich sehe mich noch dem alten General gegenüber sitzen, der mir aus der Bibel vorlas, und ich höre noch, wie er mir sagte: ›Wollen Sie Ihr Leben wirklich Gott geben, dann sagen Sie es ihm jetzt!‹ Da kniete dieser alte Mann an seinem Stuhl nieder und sagte: ›Nun tun Sie's auch, und nun sagen Sie es vor Gott hier und vor mir!‹ Da gab ich ihm zur Antwort: ›So nicht, laut beten kann ich nicht, das habe ich noch nie getan vor andern. Ich kann überhaupt nicht beten.‹ Da betete er mit mir und sprach mit Gott

so, wie ich es wohl außer bei meinen Eltern noch nie gehört hatte, und das löste meine Zunge: denn da stand ich vor Gott.« – Gertrud von Bülow – sie war eine Frucht von vielen, die der Herr seinem Knecht Georg von Viebahn schenkte.

### *Zwei Abschiedsworte*

Tief in das glaubende, geheiligte und hoffende Leben Georg von Viebahns lassen zwei von ihm selbst verfaßte Abschiedsworte blicken. Das eine vernahmen auf seinen Wunsch hin die Teilnehmer an seiner Beerdigung:

»Wenn diese Worte verlesen werden, so bin ich bei dem Herrn. Mein Auge schaut den, der mich geliebt hat von Ewigkeit her und der für mich das Gericht und den Sieg über meine Sünde trug. Sein Blut hat mich in Sünden geborenen Menschen fleckenlos gewaschen, weißer als Schnee. Als Kind und Erbe Gottes gehe ich in die ewige Herrlichkeit. Ich preise die Gnade und Liebe meines Heilandes, er hat alles gut gemacht. Er hat mich gesucht, bis er mich fand. Er trug mich durch ein langes Leben, er hat sich nie verändert in seiner zarten, wunderbaren Liebe.

Ich bezeuge, daß der Herr mir alles, was die Schrift den Kindern Gottes verheißt, buchstäblich und treulich lebenslang erfüllt hat. Nie ist Jesus, mein Herr, über meine viele Untreue und mein mannigfaltiges Fehlen und Versäumen ungeduldig gewesen. Er hat mich mit göttlicher Treue und unerschöpflicher Liebe getragen. Seine Macht und Gnade hat mich auf dem Weg des Glaubens bewahrt. Er beschützte mich gegen meine Feinde, er erhörte meine Gebete, er krönte meinen Weg mit göttlichem Segen. Ihm sei Preis und Ehre jetzt und in Ewigkeit!

Allen denen, die ihn noch nicht als ihren Herrn und Erretter kennen, rufe ich zu: Kommet zu Jesus, da findet ihr, wonach eure Seele dürstet: Friede, Freude und Kraft für diese Zeit, ewige Errettung und Herrlichkeit droben!«

Das zweite Wort ist überschrieben: »Mein letzter Wille für meine Kinder und mein Haus.« Darin heißt es:

»Jesus Christus das Leben, den Willen, die Zukunft mit völligem Vertrauen in die Hände zu legen, ist Friede und Glück, ihm zu gehorchen in allen kleinen und großen Fragen, ist Weisheit, Segnung und Bewahrung.

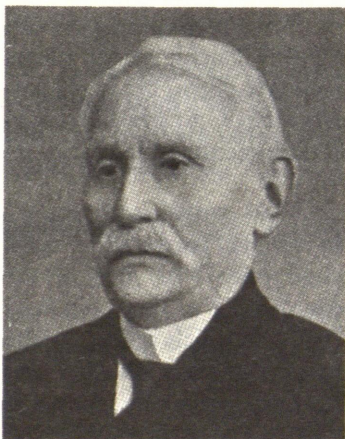
Das Wort Gottes, die Bibel, habe ich erfunden als die vollkommene, unantastbare Wahrheit.

Daß der Sohn Gottes als unser Bürge auf dem Kreuz von Golgatha litt und starb, daß jeder Glaubende durch sein Blut fleckenlos gewaschen, für ewig völlig mit Gott versöhnt ist, Kind und Erbe geworden im Reich des Lichtes – ist die größte, seligste Wahrheit, welche jemals kundgeworden ist.

Dies ist mein letzter Wille: daß alle meine Nachkommen dieses wahre Christentum der Bibel festhalten, verteidigen, bezeugen sollen in einem vom Wesen der Welt getrennten, Gott geweihten Leben und Wandel, indem sie den wiederkommenden Herrn erwarten.«

Arno Pagel

# Hermann Menge



Geb. 7. 2. 1841 in Seesen am Harz. 1860 Abiturientenexamen in Braunschweig. Studium der Philologie (alte Sprachen und Geschichte) in Göttingen. 1863 Dr. phil. Nach dem Staatsexamen erste Lehrerstelle in Helmstedt. 1866 nach Holzminden an der Weser. 1875 ehrenvolle Berufung an das städtische Gymnasium in Sangerhausen, dort bald Direktor. 1894 Gymnasialdirektor in Wittstock. 1900 Versetzung in den Ruhestand. In der Zeit seiner pädagogischen Tätigkeit Verfasser verschiedener Lehr- und Wörterbücher für den Unterricht in Latein und Griechisch. Nach eigener

Aussage erfolgt »um das Jahr 1900 herum eine gewaltige, nicht plötzliche, sondern allmählich erfolgende innere Umwandlung«. Beginn der Arbeit als Bibelübersetzer. 1909 Herausgabe der Übersetzung des Neuen Testaments in einem Prachtband, der aber wenig gekauft wird. In zwölfjähriger Arbeit Übertragung des Alten Testaments. 1922 Vollendung des Manuskripts. 1926 Erstausgabe der ganzen Menge-Bibel. Bis Ende 1929 schon Auflage von 100 000. Ständige Weiterarbeit und Verbesserung der Übersetzung. Gest. 9. 1. 1939.

»'n büschen dumm is er«

Hermann Menges Vater war als Gerichtsregistrator am Amtsgericht in Seesen tätig. Hermann, das jüngste der sechs Kinder, bereitete den Eltern zunächst manche Sorge. Er kränkelte in den ersten Lebensjahren viel. Als er sich dann gesundheitlich etwas gefangen hatte, schien die geistige Veranlagung Anlaß zu neuer Besorgnis zu geben. Ein Bekannter erhielt von Mutter Menge auf die Frage, was denn Hermann so mache, die Antwort: »Er is 'n guter Junge, aber 'n büschen dumm is er.«

Als Hermann später trotz mancher Bedenken des Direktors in das humanistische Gymnasium in Braunschweig aufgenommen wurde, sah es dort zunächst nicht sehr hoffnungsvoll für ihn aus. Auf der Realschule, die er in seiner Heimatstadt Seesen besucht hatte, war es



mit dem vorbereitenden Unterricht in Griechisch und Latein nicht weit her gewesen. Aber gerade um diese Fächer ging es in Braunschweig. Unter Hermanns erste lateinische Klassenarbeit schrieb der Lehrer: »sub censura«. Keine Zensur möglich! Wegen des Gewimmels von Fehlern konnte keine Note gegeben werden! So fing die Laufbahn eines Mannes an, der später als anerkannter Philologe bedeutende Lehrbücher der lateinischen und griechischen Sprache verfaßt hat!

Doch schon bald zeigte sich, wie begabt Hermann Menge in Wirklichkeit war. Vor allem verfügte er über ein geradezu phänomenales Gedächtnis. Spielend lernte er die fremden Sprachen. Schon ein halbes Jahr nach seiner Aufnahme in Braunschweig wurde er als Primus (Klassenbesten) in die Obersekunda versetzt. Unter seinem ausgezeichneten Abiturzeugnis fand sich die Notiz: »Wir bitten, den Menge zu unterstützen; er ist der Unterstützung ebenso würdig wie bedürftig.«

### *Die Jahre im Schuldienst*

An solcher Unterstützung fehlte es dem Göttinger Studenten nicht. Die wenig wohlhabenden Eltern konnten ihm monatlich nur einen geringen geldlichen Zuschuß geben. Er bekam aber Freitische und Stipendien und konnte hin und wieder Privatstunden geben. Einige seiner Professoren waren ihm als Gönner zugetan und überzeugt, daß er wegen seiner überdurchschnittlichen Begabung eine glänzende schulische Laufbahn vor sich hatte.

Auf seiner ersten Stelle in Helmstedt hatte der junge Lehrer Menge sehr unter den Schikanen des dortigen Direktors zu leiden. Auch der Unterrichtsstoff bereitete ihm zunächst manche Sorge. So sollte er z. B. in der Prima Unterricht in Hebräisch geben. Dabei hatte er diese Sprache selber nur unvollkommen gelernt. Als er zum erstenmal vor die Klasse hintrat, sagte er: »Meine jungen Freunde, ich habe den Auftrag, Ihnen hebräischen Unterricht zu erteilen, und habe dabei das Bewußtsein, selbst nichts Ordentliches davon zu wissen. Ich bin also ziemlich in der gleichen Lage wie Sie. Was wir aber noch nicht können, das läßt sich lernen, und Sie sollen es lernen! Da wollen wir uns zusammentun und uns in gemeinsamer Arbeit die Kenntnisse aneignen, die von uns verlangt werden. Als Freunde wollen wir einander helfen.« Mit einer solchen Rede hatte Menge die Herzen der Schüler gleich gewonnen.

Seine besondere Gabe bestand darin, den Unterrichtsstoff klar, ein-

fach und lebendig darzubieten. Sein eigenes Selbstvertrauen wuchs. Die Schüler machten im Unterricht gern mit und dankten ihrem Lehrer durch gute Leistungen. Auch Religionsstunden wurden dem jungen Lehrer übertragen. Davor hatte sich dieser zunächst noch mehr als vor dem Hebräischunterricht gefürchtet. Doch bald machte ihm auch diese Arbeit wachsende Freude. Es muß allerdings gesagt werden, daß Menge zwar pädagogisch geschickt und interessant in Religion unterrichtete, aber letztlich kein geistliches Verständnis für die Heilswahrheiten des christlichen Glaubens besaß. Dieses gewann er – wie wir noch hören werden – erst sehr viel später.

Helmstedt war nur ein kurzer Auftakt. Daran schlossen sich neun Jahre am Gymnasium in Holzminden an. Die von 1875 an folgende Zeit in Sangerhausen sah Hermann Menge auf dem Höhepunkt seines Berufslebens. Bald wurde er dort Direktor. Er war inzwischen durch seine Lehrbücher bekannt geworden, und es wurde ihm der Titel »Professor« verliehen. Das war in der damaligen Zeit eine hohe Auszeichnung. Die letzte Station des Amtslebens war Wittstock. Dort ließ sich Menge als erst Neunundfünfzigjähriger in den Ruhestand versetzen. Krankheitsbeschwerden setzten ihm zu, und das amtsärztliche Zeugnis, das seine Pensionierung befürwortete, war leicht zu haben. Menge hoffte auf Festigung seiner Gesundheit und hatte den Wunsch, am Schreibtisch noch einige geruhsame Arbeit zu tun. Seine eigentliche Lebensaufgabe hielt er aber für abgeschlossen. Wie konnte er ahnen, daß diese nach Gottes Plan und Führung jetzt erst beginnen sollte!?

### *Die innere Umwandlung*

Jahrzehnte seines Lebens und eine achtunggebietende berufliche Lebensleistung lagen hinter Menge zum Zeitpunkt seiner Zuruhesetzung. Aber seine geistliche Situation war kümmerlich und völlig ungenügend. Doch nun bahnte sich das an, was er selber in die Worte gefaßt hat: »Meine Stellung im Glaubensleben hat um das Jahr 1900 herum eine gewaltige, nicht plötzliche, sondern allmähliche Umwandlung erfahren.«

Wie war es denn mit Menges Christentum bisher bestellt gewesen? In einem selbstverfaßten Lebensrückblick hat er darüber folgendermaßen geurteilt: »Meine Erziehung, die ich im Elternhaus, in der Schule und auf der Universität genossen habe, machte aus mir zwar einen ernst und sittlich gerichteten, dazu mit einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung ausgestatteten Jüngling und jungen

Mann. Sie wirkte aber durch den damals in vollster Blüte stehenden öden und herzerkältenden Rationalismus ungünstig auf mich ein und machte mich bezüglich meines Glaubens zu einer Persönlichkeit, die den Charakter der gebildeten Stände jener Zeit völlig und unverhohlen an sich trug und im ganzen mit dem auch heute noch in den oberen Schichten der Gesellschaft vorherrschenden Geiste übereinstimmte, nämlich zu einem christianisierten Weltkinde, dessen Denken, Reden und Handeln den Forderungen des Christentums nur äußerlich entsprach und auf einem infolge der mangelnden Bekanntschaft mit dem Göttlichen in Jesus durchaus ungesfestigten Gottesglauben beruhte.«

»Repräsentanten des aufrichtigen Pietismus und des geisterfüllten und herzerneuernden Gemeinschaftslebens« sind Menge nach seinem eigenen Bekenntnis fremd geblieben. Er nennt sich »einen nur mit dem Firnis des Christentums versehenen Menschen«. Als solcher hat er den Gymnasien, denen er als Direktor vorstand, einen äußerlich christlichen Anstrich gegeben, hat Schulandachten halten lassen und selbst gehalten und mit christlich-moralischen Appellen an die Schüler nicht gespart. Man sah ihn auch nicht selten in der Kirche und beim Abendmahl. Und dabei – so stellt er betrübt fest – »war mir das Wesen des Christentums völlig fremd und ebenso unbekannt wie die Bibel, wenn ich auch oft genug auf der Suche nach brauchbaren Sprüchen in dem dicken Buche geblättert und zahlreiche Sprüche schon in meiner Jugend meinem Gedächtnis eingepägt hatte. Sie war mir geradezu ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geblieben; denn niemals war irgendein Buch von ihr im Zusammenhang von mir gelesen worden oder durch Erklärung des Religionslehrers in meinen geistigen Besitz gelangt.

Es ist unglaublich und doch sichere Tatsache, daß ich bis zu meinem sechzigsten Lebensjahr kein einziges Kapitel im griechischen Neuen Testament und auch in der Lutherbibel vom Evangelium des Johannes kaum etwas anderes kennengelernt hatte als Jesu Gespräch mit Nikodemus.« Von den Briefen der Apostel hatte Menge erst recht keine Ahnung. Sein abschließendes Urteil über sich selber in der ersten Hälfte seines Lebens lautet: »Von der Größe der menschlichen Sündhaftigkeit und Schuld, von der Notwendigkeit der Erlösung, von dem ganzen Werk und Verdienst des Gottessohnes, von der Bedeutung seines Sterbens und seiner Auferstehung, vom wahren Glauben und von wirklicher Buße (Bekehrung), kurz vom rechten Christentum war ich im Tiefsten unberührt geblieben.«

Diesen bedauernswerten Zustand hat keine plötzliche Bekehrung

radikal verändert. Gott, der bei der Umwandlung von Menschen und Lebensschicksalen keine Schablone liebt und anwendet, hat in Hermann Menges Herz und Geist sein Heil und Licht langsam, aber immer klarer und wirksamer aufleuchten lassen, so daß schließlich aus dem »christianisierten Weltkinde« ein heilsgewisses Gotteskind wurde. Es fing damit an, daß Menge an einem Abend im Herbst 1899 Morgenandachten für die Schule vorbereitete. Dabei trat ihm – wie nie zuvor – die Erkenntnis entgegen, wie unbekannt ihm die Bibel und ihre Botschaft, die er den Schülern nahebringen sollte, selber war. Er begann »sich tief und aufrichtig zu schämen« – so seine eigenen Worte.

Danach faßte er den festen Entschluß, sich dem Studium der Bibel, und zwar zunächst des Neuen Testaments, mit aller Kraft zu widmen. Er erbat sich dazu den göttlichen Beistand und fing dann zum erstenmal in seinem Leben – er, der über Jahrzehnte hinweg die griechische Sprache gelehrt hatte und in allen möglichen griechischen Klassikern sich auskannte – im griechischen Neuen Testament zu lesen an. Er ist seinem Vorhaben treu geblieben. Bald kam die Pensionierung. Zunächst hatte er noch einige wissenschaftliche Arbeiten abzuschließen. Dann aber konnte er sich um so eifriger dem Studium der Heiligen Schrift hingeben. Über solcher Beschäftigung ist er mehr und mehr zur rettenden Erkenntnis des göttlichen Heilswerkes in Jesus Christus gelangt und ist ihm Jesus selber im Glauben sein persönlicher Erlöser und Herr geworden.

### *Der Bibelübersetzer*

Hand in Hand mit der persönlichen Aneignung des biblischen Heilszeugnisses ging bei Menge, dem gründlichen und bewährten Philologen, der Wunsch, den im griechischen Urtext gelesenen Stoff des Neuen Testaments in die deutsche Sprache zu übersetzen, »wie« – so seine Worte – »es meiner besonderen Eigentümlichkeit zusagte.« Hören wir ihn weiter darüber: »Diese Versuche fielen anfangs höchst unbefriedigend aus; ich hatte die zu überwindenden Schwierigkeiten weitaus unterschätzt. Weil ich jedoch den Mut nicht sinken ließ, ich vielmehr meine Lust, offenbar unter der Einwirkung von oben, unaufhaltsam wachsen fühlte – von manchen Stücken habe ich sechsmal eine Übersetzung angefertigt –, gestalteten sich die Ergebnisse allmählich erfreulicher.

Nach etwa einem Jahr war ich mit den geschichtlichen Büchern des Neuen Testaments fertig, und als mir dann der Gedanke vor die Seele trat, daß ich durch Veröffentlichung meiner Arbeit vielleicht

mancher gleichgearteten Persönlichkeit einen Dienst erweisen könnte, erfaßte mich eine solche Freudigkeit, daß ich, der Außenwelt immer mehr absterbend, jede andere Beschäftigung aufgab und mich nur noch der Übersetzung der übrigen Bücher sowie der wiederholten Überarbeitung der übersetzten Teile widmete. Ich darf mir mit gutem Gewissen das Zeugnis ausstellen, daß ich zur Erreichung meines Zieles keine Mühe gescheut und keine Zeit gespart habe.«

Die große, ihn beflügelnde Freudigkeit, mit der sich Menge seiner Arbeit – in der Gewißheit der göttlichen Beauftragung und Leitung – hingeeben hatte, erlitt bald eine herbe Trübung. Als ein Verleger in Braunschweig 1909 in einem Prachtband mit zahlreichen Bildern Menges Übersetzungsarbeit veröffentlichte, fehlte es zwar nicht an manchen anerkennenden Beurteilungen. Aber die Käufer stellten sich nur spärlich ein, so daß der Verleger völlig enttäuscht war und sich von seinem eigenen Verlagsprodukt lossagte. Auch Menge war zunächst sehr betrübt. Doch schon bald erwachte wieder der Mut in ihm, und als neuer Vorsatz stand fest: »Du mußt nunmehr an die Übersetzung des Alten Testaments gehen. Du mußt das begonnene Werk vollenden.«

Urteilsfähige Freunde warnten ihn vor dem Mammutunternehmen, dem er sich zuwenden wollte. Seine eigene vernünftige Überlegung ließ ihn zweifelnd fragen, ob sich je ein Verleger für seine Vollbibel finden würde. Aber dem allen zum Trotz »machte ich mich doch mit glühendem Eifer an die Ausführung meines Planes und erlebte das geradezu wunderbare und nur durch die Einwirkung von oben her erklärliche Ergebnis, daß ich länger als zwölf Jahre hindurch bei Tag und bei Nacht der Übertragung des Alten Testaments oblag, und zwar so, daß ich der Außenwelt im Inneren abgestorben war und das Interesse für die Beschäftigungen, die mich vordem geistig gefesselt hatten, unaufhaltsam schwinden fühlte.«

1922 war das gewaltige Manuskript abgeschlossen. Menge verschloß es in seinem Schreibtisch. Er hatte keine Hoffnung und machte sich auch nicht die geringste Mühe, einen Verleger zu gewinnen. Und doch kannte er kein Gefühl der Enttäuschung und Bitterkeit. Er war völlig gewiß, daß er das Übermaß an Arbeit unter einem Zwang von oben getan hatte, und er freute sich von ganzem Herzen über den köstlichen Gewinn, den seine unermüdliche Beschäftigung mit der Heiligen Schrift seinem inneren Menschen eingebracht hatte. Hören wir seine eigenen Worte:

»Es war eine gewaltige Veränderung zum Guten in mir vorgegangen

im Vergleich mit der Zeit, da ich zu dem großen Haufen der im Dunkeln tappenden Weltkinder gehört hatte und mit geistiger Blindheit geschlagen in der Irre gegangen war. Mir waren nunmehr die Augen geöffnet, so daß ich den Heilsplan, den Gott von Anfang an durch die Erwählung und Führung des israelitischen Volkes zur Rettung der gesamten Menschheit verfolgte, mit voller Klarheit durchschaute. Und in meinem Herzen war das Licht aus der Höhe aufgegangen, so daß ich in Jesus Christus den Weg, die Wahrheit und das Leben erkannte und mir bewußt war, daß kein Name den Menschen gegeben ist, in dem sie selig werden sollen, als allein der Name Jesus. War mir durch diesen beglückenden Herzenszustand nicht der herrlichste Lohn zuteil geworden?«

### *Der Siegeslauf der Menge-Bibel*

Menges gewaltiges Übersetzungswerk ist durch Gottes Wunderführen schon bald aus der Schreibtischschublade herausgeholt und zu einem reichen Segensträger für viele gemacht worden. Wie ging das zu?

Hermann Menge las das bekannte pietistische Wochenblatt »Licht und Leben«, dessen begabter Schriftleiter damals Joseph Gauger war. Dieser hatte an der sogenannten »Elberfelder Bibel« – die vor allem in den Kreisen der »Christlichen Versammlung« (Darbysten) verwandt wurde, scharfe Kritik geübt. Menge aber schätzte die Elberfelder Bibel und hielt Gaugers Urteil für lieblos und unberechtigt. Er schrieb ihm und legte ihm nahe, seine harte Kritik zurückzunehmen. Dabei erwähnte er beiläufig, daß er selber vom Übersetzen der Bibel einiges zu verstehen meine, und daß ein Übertragungsmanuskript des Alten und Neuen Testaments in seiner Schublade ruhe.

Für Menge völlig unerwartet sandte Gauger schon nach wenigen Tagen eine überaus freundliche Antwort. Darin stand, daß er die frühere Braunschweiger Ausgabe des Menge-Testaments kenne und schätze. Er wolle sich nun gerne dafür einsetzen, daß das vollständige Bibelwerk bald gedruckt werde. Er wandte sich deswegen an die Württembergische Bibelanstalt in Stuttgart. Nach zwei Wochen war schon ein Verlagsvertrag abgeschlossen! Das Neue Testament sollte sofort erscheinen und das Alte Testament dann, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg sich wieder günstiger gestalten würden. Weihnachten 1923 lag das Menge-Testament schon auf manchen Gabentischen.

Es fand eine freundliche Aufnahme und erlebte innerhalb von zwei Jahren drei Auflagen.

Menge und Gauger waren inzwischen gute Freunde geworden und standen treu zusammen. Als der versprochene Druck des Alten Testaments sich hinauszögerte, wollte Gauger von der Bibelanstalt die Gründe wissen. Die ausweichende Antwort war eine Aufforderung zu weiterer Geduld. Darauf Gauger kurz und bündig: »Wenn Sie das Alte Testament nicht verlegen können, so werde ich es auf meine Kosten drucken lassen.« Und siehe da, es waren auf einmal alle Schwierigkeiten, die das Erscheinen des Werkes in Frage zu stellen schienen, verschwunden! Ostern 1926 lag die ganze Heilige Schrift in der Übertragung von Hermann Menge gedruckt vor.

Innerhalb von dreieinhalb Jahren wurden 70 000 Exemplare verkauft, und bis zum Ende des Jahres 1929 war der Absatz auf 100 000 gestiegen. Bald gab es auch eine Ausgabe mit den Apokryphen, die der inzwischen Siebenundachtzigjährige in verhältnismäßig kurzer Zeit übersetzt hatte. Bis heute geht der Segens- und Siegeszug der Menge-Bibel weiter. Es sind inzwischen viele andere Übersetzungen dazu gekommen, aber Menges Werk hat bei vielen einen dankbaren Platz behalten oder neu gewonnen. Man merkt der Menge-Bibel an, daß ihr Übersetzer ein sprachlich gründlich geschulter Philologe ist, der ganz nahe am Urtext bleibt und dessen Sinn klar herausstellt.

### *Besuch bei einem Sechsunneunzigjährigen*

Der wegen geschwächter Gesundheit mit 59 Jahren in den Ruhestand getretene Hermann Menge ist fast 98 Jahre alt geworden. Es ist ihm eine erstaunliche körperliche, geistige und vor allem geistliche Frische bis zuletzt erhalten geblieben. Er hat an seiner Bibelübertragung unermüdlich weitergearbeitet. Sie sollte textlich und sprachlich immer noch genauer, hilfreicher und verständlicher werden. Menge war längst in die alte Kaiserstadt Goslar gezogen. Dort hatte er ein Haus erworben, in dem der Schreibtisch im Studierzimmer sein liebster Platz war und blieb. Sinnend und betend saß er über der Bibel, und immer wieder griff die fleißige Hand zur Feder. Viele besuchten den ehrwürdigen Greis, wurden von ihm bereitwillig empfangen und ließen sich aus seinem langen Leben und Arbeiten erzählen. Sie alle berichteten von reichem Segen. Einer für viele soll abschließend von einem solchen Besuch kurz berichten. Es ist der bekannte Evangelist Ernst Modersohn:

»Ein Höhepunkt unserer Predigerfreizeit war der Besuch in Goslar,

der dem alten, ehrwürdigen Direktor Dr. Menge galt, von dem wir die schöne Menge-Bibel haben. Der Chor sang ihm zwei Lieder, und dann richtete er tiefergreifende Worte an uns. Er betonte, daß es ihm eine große Freude und Ehre sei, daß wir zu ihm kämen. Er wußte nicht, womit er das verdient habe und sei der Ehre gar nicht wert. Die Bibelübersetzung, die wir vielleicht für gut hielten, habe er zunächst für völlig ungenügend angesehen. Er habe sich nur daran gemacht, weil er einen klaren Auftrag von Gott dazu empfangen habe. Er sprach auch von der großen Schwenkung seines inneren Lebens im Jahr 1900. Er habe dann alles andere liegen lassen, um diese Arbeit zu tun. Jetzt, wo er schon mit einem Fuß über dem Grabe stehe und seine Augen schwach geworden seien, habe er nur noch den einen Wunsch, daß die von ihm endgültig verbesserte Auflage seiner Übersetzung bald erscheinen möchte. Er bat uns dringend, in der Fürbitte dafür einzustehen.

Es hat uns sehr bewegt, wie der 96jährige Herr, gestützt auf zwei Stöcken, vor uns stand und in tiefer, ungeheuchelter Demut von seinem Werk sprach. Als ihm der Chor den Kanon »Dona nobis pacem (Gib uns Frieden) vorgetragen hatte, verabschiedeten wir uns mit einem warmen Händedruck.«

Arno Pagel



# Dora Rappard



*Geboren 1. 9. 1842 auf der Mittelmeerinsel Malta als Kind des Missionarsehepaars Gobat. 1846 Berufung des Vaters als evangelischer Bischof von Jerusalem. Sechs eindruckliche Jahre der Kindheit in der Heiligen Stadt. 1852–1856 im Institut der Herrnhuter Brüdergemeine in Montmirail bei Neuchâtel (Schweiz). Dann Rückkehr nach Jerusalem. 1858 bewußtes Erfassen des lebendigen Heilandes im Glauben. Ein Jahr in Romsey bei Southampton (England) im Haushalt des Bruders Benoni und als Gemeindegeliebte. Schulleiterin in Jerusalem. 1867 Ver-*

*heiratung mit Carl Heinrich Rappard und mit ihm bis 1868 in Alexandria und Kairo. Dann bis zu ihrem Tod auf St. Chrischona. Mannigfache Tätigkeit an der Seite ihres Mannes, auch als Liederdichterin und Schriftstellerin. Gest. 10. 10. 1923.*

In einer Zeit, die durch Traditionsfeindlichkeit gekennzeichnet ist und in der viele Zeitgenossen in der Gefahr stehen, geschichtslos zu denken, rufen uns die verschiedenen Gotteszeugen zum Vätererbe. Dies ist vor allem bedeutsam für die, denen die Frage nach der Wahrheit und Wirklichkeit des christlichen Glaubens wichtig geworden ist und die sich dieser Frage mutig stellen. Wenn es sich nun um eine Frau handelt, dann sollten wir nicht vergessen, daß die Mütter ganz entscheidend das Leben ihrer Söhne beeinflussen. Dora Rappards Lebensbild gibt Zeugnis davon, wie ihr Glaubensleben, ihr vielseitiges Wirken und ihre besondere Ausstrahlungskraft aus dem lebendigen Urgrund der Heiligen Schrift geboren und genährt war. Ihr gesegnetes und fruchtbares Leben war getragen von schlichtem Gehorsam gegen das Wort Gottes und zugleich von froher Gewißheit erfahrener Gnade. Wir gedenken an Dora Rappard als die »Mutter von St. Chrischona« – wie sie oft genannt wurde – in Dankbarkeit gegen Gott. Er hat ihr ein erfülltes Lebenswerk bereitet, das auch uns heute entscheidende Fragen unseres christlichen Lebens und Handelns vorlegt und zugleich freudigen

Eifer und neue Zuversicht in uns weckt zu einer Nachfolge Jesu Christi, die überzeugend Lehre und Leben miteinander verbindet.

### *Elternhaus, Kindheit und Jugend*

Dora Rappards Vater entstammt einem Geschlecht, das seit Jahrhunderten im französischsprachigen Berner Jura in der Schweiz ansässig ist. Nach seiner Bekehrung im Jahre 1819 hatte er den Wunsch, Missionar zu werden. Er widmete sich zuerst dem Studium der deutschen Sprache und erlernte daneben den Buchdruck, was damals für einen Missionar als besonders wünschenswert erschien. Im Jahre 1821 begann er mit der Ausbildung im Basler Missionshaus.

Doras Mutter, Maria Zeller, verbrachte ihre Jugendzeit im alten Komtureischloß des Deutschritterordens in Beuggen am Rhein (südöstlich von Lörrach), wohin ihr Vater, Christian Heinrich Zeller, im Jahr 1820 zum ersten Inspektor der Freiwilligen Armen- und Schullehreranstalt berufen wurde. Samuel Gobat, der im Missionsdienst in Abessinien stand, vermählte sich im Heimaturlaub im Mai 1834 mit der zwanzigjährigen Maria. Gemeinsam reiste das junge Paar von Beuggen nach Abessinien aus.

Ende 1839 wurde Gobat nach Malta versetzt, wo ihm die Leitung der Übersetzungsanstalt und Buchdruckerei der »Mittelmeer-Mission« übertragen wurde. Hier wurde Dora Rappard als fünftes Kind ihrer Eltern geboren. Im März 1846 erhielt ihr Vater vom Freiherrn Josias von Bunsen, dem preußischen Gesandten in London, die Mitteilung, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihn auf den neubegründeten Bischofssitz in Jerusalem – ein Gemeinschaftswerk von Preußen und England – berufen habe. In England erhielt er die anglikanische Bischofsweihe, und am 30. Dezember 1846 traf die Familie in Jerusalem ein. Zeitlebens erinnerte sich Dora der Ankunft in der »Königsstadt auf Zion«, an der sie – wie sie selber in ihrem Lebenslauf schreibt – »mit unzerreißbaren Banden« hing. Besonders eindrücklich wurde den Kindern die Liebe des Vaters zum Wort Gottes, und die biblischen Geschichten, die die Mutter vorzüglich zu erzählen wußte, wurden ihnen inmitten der heiligen Stätten und Wege besonders lieb. Hier wurde der Grund gelegt zu Doras Bibelkenntnis. Ihr Mann nannte sie später oft die »lebendige Bibelkonkordanz«.

Mit Doras Schulausbildung haperte es zunächst. Nachwehen einer Gehirnhautentzündung hemmten oft das begabte und lernbegierige

Kind. Nach dem Besuch der Gemeindeschule, die der Vater gegründet hatte, und dem Unterricht des tüchtigen und strengen Hauslehrers, Onkel Nathanael Zeller, kam Dora 1852 als zehnjähriges Kind in das bekannte Institut der Brüdergemeinde »Montmirail« bei Neuchâtel. Sie bekennt von jener Zeit: »Ich war damals nicht glücklich. Wiewohl ich keine Zeit kenne, da ich nicht gebetet und den Heiland geliebt hätte, lebte ich doch im tiefsten Grund ohne eine lebendige Verbindung mit Gott.« Die Freundschaft mit einer englischen Mitschülerin ließ Dora das Geheimnis eines Lebens in der lebendigen Gegenwart Jesu erahnen.

Nach vier Jahren holte der Vater seine Tochter heim. Jetzt begannen die Bildungsjahre im engeren Sinn. Bücher über Weltgeschichte, Literaturwerke und theologische Abhandlungen aus der Bibliothek des Vaters wurden Doras Lektüre. Durch »Lesen, Zuhören und Nachschlagen« sowie durch das Sammeln von Zitaten, Predigt-auszügen und Gedichten erlangte sie ein umfangreiches Wissen. Zwölf handgeschriebene Bände hat Dora Rappard von der Zeit in »Montmirail« an bis in den Sommer 1923, kurz vor ihrem Heimgang, mit Schätzen aus Büchern verschiedener Sprachen gefüllt und daran ihre eigene schriftstellerische Gabe geschult. In jenen Jahren kam es aber auch zur innersten Bildung, zu einem bewußten Leben im Glauben, das wachstumsweise das Hineingebildetwerden in das Bild Jesu Christi in sich schloß.

Von jener Zeit schreibt sie: »Trotzdem ich von Kindheit an den Heiland geliebt, zu ihm gebetet und sein Wort mit Freuden gelesen hatte, auch nach außen hin als ein frommes Kind galt, fühlte ich auf einmal die Verderbnis meines ganzen Wesens so sehr, daß ich mich für das schlechteste und allerärmste Menschenkind ansah. Das Wort des Herrn: ›Ihr seid wie die übertünchten Gräber, die von außen hübsch erscheinen, aber inwendig sind sie voller Totenbeine und Unflates«, strafte mich so genau, daß es mir vorkam, es sei für mich geschrieben, und das ›Wehe euch«, das diesem Wort vorangeht, machte mich erzittern. Es waren schwere Tage und Nächte . . . Dabei gestaltete sich das äußere Leben gerade damals überaus schön . . . Doch während all der Freudenzeit schlief in meiner Seele der Gefangene, der nach wahrer Freiheit dürstete. Es kam der Herbst . . ., und in der stillen Nächte Stunden hörte ich wieder mit Macht die Stimme des Gerichtes: ›Wenn du stirbst, so bist du verloren!‹ So hieß es in mir, und ich wußte, daß die Stimme die Wahrheit redete. In jener Zeit begann für mich der Konfirmandenunterricht bei meinem lieben Vater. Leider offenbarte ich ihm meinen Herzenszustand nicht; aber ich denke doch, daß die Heilslehre, in der er

mich so treu unterwies, mitgeholfen hat zu der seligen Erlösung, die nun folgte.«

Wie Dora Gott erlebte, der in das Leben eines Menschen tritt als eine verändernde Wirklichkeit, berichtet sie mit den folgenden Worten: »Es war eine stürmische Nacht im Februar 1858. Der Wind heulte um unser Haus her; ich dachte, es könnte niedergerissen werden von dem Orkan. Aber noch gewaltiger stürmte es in meiner Seele. Ängste der Hölle hatten mich getroffen. Ich kam in Jammer und Not. Aber ich rief an den Namen des Herrn: ›O Herr, errette meine Seele!‹ Da, mitten in der größten Qual, trat mir das längst bekannte Wort klar ins Bewußtsein: ›Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du und dein Haus selig!‹ Mein Ohr hörte keine Stimme, mein Auge sah kein Licht, meine Seele empfand keine besondere Regung; aber mein Glaube erfaßte den lebendigen Heiland und stützte sich auf das Wort des Evangeliums: ›Herr, ich glaube an dich, so bin ich gerettet!‹ Und unmittelbar an das erste Wort reihte sich ein zweites, nämlich der Todes- und Siegesruf Jesu am Kreuz: ›Es ist vollbracht!‹ Ich erfuhr damals, was ich später so aussprechen lernte:

*O Wort des Lebens! Hier kann mein Glaube ruhn.  
Auf diesem Felsen kann ich mich gründen nun.  
Ewig vollkommen ist unsers Gottes Heil;  
nimm es, o Sünder, an, so wird dir's ganz zuteil.  
Nichts kannst du machen mehr: Er hat's gemacht,  
es ist vollbracht!«*

Daß Doras Bekehrung vom Heiligen Geist gewirkt war, zeigten die folgenden Jahre. Eine besonders gesegnete Zeit erlebte sie in Romsey, in der Nähe der englischen Hafenstadt Southampton, wo sie ihrem Bruder Benoni, der eine Stelle als Vikar angetreten hatte, den Haushalt führte. Sie übernahm als »Gemeindehelferin« manche seelsorgerliche Aufgaben, machte Krankenbesuche und half in der Sonntagschularbeit mit. Sie lernte in einem der verrufensten Bezirke, der ihr als Besuchsfeld zugewiesen wurde, viel Not, Armut und das Laster der Sünde kennen. Doch durfte sie auch bekennen: »Da lernte ich die Kraft des Namens Jesu und die heilige Wirkung seines Wortes kennen wie nie zuvor.« In jener Zeit spürte sie, daß nur der Dienst des Herrn sie innerlich befriedigen würde.

Es fiel Dora nicht leicht, nach fast einjähriger selbständiger Wirksamkeit mit ihren reichen Erfahrungen wieder als Haustochter ins Elternhaus zurückkehren zu müssen. Ein neue Tätigkeit aber half ihr über die Schwierigkeiten hinweg. Ihr Vater hatte eine Schule er-

öffnet, in der mohammedanische, jüdische, griechisch-orthodoxe und christliche Kinder unentgeltlich unterrichtet wurden. Dora übernahm die Leitung dieser Schule und unterrichtete in arabischer Sprache, bis ein Kehlkopfleiden sie zeitweilig ihrer Stimme beraubte und 1866 ihre Schwester Maria die Schulleitung übernahm.

### *Verheiratung mit Carl Heinrich Rappard*

Auf der Rückreise von England nach Jerusalem im September 1862 kehrte Dora mit ihren Eltern in Riehen bei Freunden ein und nahm teil an der Einsegnungsfeier auf St. Chrischona. Es war das erstmal, daß sie an dem Ort weilte, der für 55 Jahre die Stätte ihrer Wirksamkeit werden sollte. Hier begegnete sie flüchtig dem Mann, mit dem zusammen sie 41 Jahre lang in inniger Verbundenheit dem Werk der Pilgermission dienen durfte. Sie berichtet: »Nach der Feier trat ein hochgewachsener, vornehm aussehender Bruder zu uns und lud uns zu einer Tasse Kaffee in den Speisesaal ein. Hanna flüsterte mir zu: ›Das ist der junge Herr Rappard vom Löwenstein‹ und teilte mir einiges von der Familie mit.«

Nach seiner Einsegnung ging Rappard noch für ein Jahr zur weiteren Ausbildung nach England und Schottland, um später an der geplanten »Apostelstraße« mitzuarbeiten. Seine erste Arbeit war in Alexandrien, von wo aus er im Jahre 1867 die Ferien in Jerusalem verbrachte. Anlässlich dieses Besuches ließ er durch seinen Schwager bei Bischof Gobat anfragen, ob die Hand seiner Tochter Dora noch frei sei, und ob er die Erlaubnis bekäme, um sie zu werben. Dieser erwiderte, daß von seiner Seite »kein Hindernis« bestehe. Am 28. November 1867 wurde das Paar in Beuggen von Bischof Gobat getraut. Die erste Etappe ihrer Hochzeitsreise war St. Chrischona, das bald die Stätte ihres gemeinsamen Lebenswerkes werden sollte. In Basel sahen sie noch Christian Friedrich Spittler, den Gründer von St. Chrischona, der ihnen sterbend Segensworte mitgab und wenige Tage später heimging. Mitte Dezember kam das junge Paar nach stürmischer Seereise in Alexandrien an, um die Arbeit in der St. Matthäus-Station zu übernehmen. Aber schon im April des folgenden Jahres siedelten die »Pilgermissionare« über zur St. Markus-Station nach Kairo, da die kleine Gemeinde der deutsch-schweizerischen Kolonie sich Rappard als Prediger und Seelsorger erbeten hatte.

## *Wirksamkeit auf St. Chrischona*

Von St. Chrischona kamen beunruhigende Nachrichten. Der Hausvater, Kaplan Schlien, war gestorben mit dem Gebet auf den Lippen: »Meister, laß dein Werk nicht liegen!« Auch andere schwere Führungen hatten das Werk hart getroffen. Da erhielt Rappard, dessen Herz tief bekümmert war, im Mai 1868 einen Brief vom Nachfolger Spittlers, Jakob Ludwig Jäger, mit der Berufung zum Vorsteher des Werkes: »Du nanntest Dich in Deinen Briefen an Herrn Spittler seinen getreuen Pilgersohn und schriebst mir von Deiner lieben Frau, sie sei eine treue Pilgerseele. Das ist es, was wir auf St. Chrischona brauchen.«

Bereits am 7. August 1868 verließ Rappard mit seiner Frau Ägypten, und am Morgen des 29. August zogen die neuen Inspektorsleute zur St. Chrischona-Kirche, wo für sie ein ganz neuer Abschnitt ihres Lebens beginnen sollte. Rappard hatte gleich ein überreiches Maß von Arbeit. Seiner Frau fiel die Umstellung aus der ausgefüllten Missionstätigkeit heraus nicht leicht. Sie brauchte aber nicht lange auf Aufgaben zu warten. Als »Anstaltsmutter« hatte sie in kurzer Zeit einen vollen Tätigkeitsbereich, abgesehen von ihrem Anteil an der Lebensarbeit ihres Mannes und der geistigen Arbeit, die in der verborgenen Gehilfenschaft geschehen ist. Bald verwuchs sie ganz mit dem Werk, das von Jahr zu Jahr noch innen und außen immer größer wurde. Die Zahl der Schüler stieg bis auf hundert; es mußten mehr Lehrkräfte gewonnen und neue Häuser erstellt werden.

Zu dem allen hatte Dora Rappard ja auch die ursprünglichste Aufgabe in der Familie zu erfüllen, »die Pflege und Erziehung meiner Kinderschar. Zehn Kinder schenkte uns Gottes Güte.« Zu den vermehrten Aufgaben kam auch eine vermehrte Zurüstung zum Dienst, ein inneres Wachsen und Reifen. In den Jahren 1874/75 schenkte Gott auf St. Chrischona einen besonderen geistlichen Aufbruch, der die weitere Arbeit ganz entscheidend bestimmen sollte. Viele Menschen kamen, sammelten sich in der Kirche um Gottes Wort und priesen Gott in erwecklichen Gebetszusammenkünften. In dieser Zeit fing Dora Rappard in der Umgebung von Basel mit Frauenstunden an, denen sie sich mit großer Sorgfalt widmete.

Sie war ihrem Mann, der häufig auf Missions- und Dienstreisen war, eine unentbehrliche Helferin, führte die Kasse, erledigte eine umfangreiche Korrespondenz, wirkte als Seelsorgerin und half mit in der Redaktion des »Glaubensboten«. Mit besonderer Freude

widmete sie sich dem »Dankamt«, indem sie die Gaben für das Werk in großer Treue verdankte. Was sie besonders kennzeichnete, was das unumstößliche Festhalten am Wort der Bibel und ihre Liebe zu Jesus, ihrem Herrn. Nachdem sie mit ihrem Mann aus England zurückgekehrt war, wo die beiden an einer Heiligungskonferenz teilgenommen hatten, schrieb sie: »Nichts, gar nichts in uns selber . . . nichts als er, nur er! Sein herrliches Erlösungswerk, das er für uns vollbracht hat, *das* ist der Grund des Friedens. Wir freuen uns nicht der Menschen noch der Orte, nicht unserer Gefühle noch unseres Glaubens. Einer ist unsere Freude, unsere Hoffnung, der Hort unseres Heils: Jesus allein!«

Dora Rappard nannte drei besondere Merkmale des Lebens in der Heiligung: »Die Übergabe des Herzens an den Herrn, das Verleugnen des eigenen Wesens und das freudige Unterwerfen des eigenen Willens unter den Willen Gottes . . . Nicht sündlos, aber nicht in die Sünde fallen und immer wieder unterliegend! Zwischen uns und der Sünde steht das Kreuz Jesu Christi.« Der »härteste Schlag«, wie sie es selbst nannte, traf sie, als Gott ihren Mann am 21. 9. 1909 anlässlich eines Dienstes in Gießen zu sich in die Herrlichkeit rief. Tief war die Trauer, doch dankbar für die 42jährige Lebens- und Dienstgemeinschaft konnte Dora Rappard sprechen: »Denn nicht des Todes Graun hab' ich gesehn; nein, Lebenskräfte sind's, die mich umwehn.«

Äußerlich veränderte sich nicht viel in ihrem Leben. Der Schwiegersohn Friedrich Veiel, der mit der Tochter Emmy seit 1900 das Haus »Zu den Bergen« leitete und seit einem Jahr theologischer Lehrer und zugleich stellvertretender Inspektor auf St. Chrischona war, wurde vom Komitee als Nachfolger von Rappard berufen. Im Sommer 1910 bezog die Witwe den oberen Stock des Hauses »Friedau«. Noch manche Reisen konnte Dora Rappard unternehmen zu ihren Kindern und Verwandten, und in großer Treue widmete sie sich weiter der Frauenarbeit. Im Segen wirkte sie auf vielen Konferenzen in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich. Dabei hielt sie sich an die von ihr aufgestellten »Richtlinien über Frauenarbeit im Reiche Gottes«. Was sie darin über die Schranken und Gefahren im öffentlichen Auftreten von Frauen gesagt hat, ist auch heute nicht überholt. Zu ihrer Arbeit gehörte trotz ihres hohen Alters auch die Mitarbeit am »Friedensgruß«, einem Wochenblatt für Frauen und Töchter.

Früh schon zeigte sich bei Dora Rappard die dichterische Begabung. Sie trat freilich erst in der Reife des Alters mit ihren Gaben an die Öffentlichkeit. Bereits als Vierzehnjährige hatte sie ein kleines Büchlein mit ihren ersten Gedichten verfaßt. Es lag ihr, ihrem Erleben und ihren Empfindungen in poetischer Form Ausdruck zu geben. Im Lauf ihres Lebens entstanden vier Manuskriptbücher mit mehr als 500 Gedichten und Liedern, von denen einige Gemeingut weiter christlicher Kreise geworden sind. Die Themen sind weitgespannt: Lebenswirkungen des Heiligen Geistes, persönlicher Glaube, Buße und Bekehrung, Heilsgewißheit, Innewohnung des Heiligen Geistes, Heiligung, Gemeinschaft, Seelenrettung und der Ernst und die Freude der Wiederkunft des Herrn.

Was Dora Rappard unter der vollen Übergabe des Herzens verstanden hat, bezeugt ihr wohl bekanntestes Lied: »Vor meines Herzens König leg' eine Gab' ich hin . . .« Bei ihrer musikalischen Begabung geschah es, daß ihr gleichzeitig mit den Worten auch die Melodie geschenkt wurde. Mag das Urteil mancher Kritiker ästhetisch-literarisch einiges auszusetzen haben, so haben doch die im Pietismus verankerten Lieder viele Herzen berührt. Es sind Ströme des Segens ausgegangen von dieser Sängerin, deren Dichtungen das Sieghafte des Glaubens und die Freude am Herrn als innerste Erfahrung zum Ausdruck bringen.

Im Jahr 1910 erschien das von der Gattin geschriebene zeugnishaftes Lebensbild von Carl Heinrich Rappard und kurz danach das Andachtsbuch: »Sprich Du zu mir!« Dieses bringt biblische Betrachtungen, die von einer Fülle seelsorgerlicher Erfahrung Zeugnis geben und bei denen das zweifellos bei Dora Rappard vorhandene theologische Rüstzeug nicht verborgen bleibt. Sie verachtete die wissenschaftliche Arbeit an der Bibel nicht, erkannte aber die Heilige Schrift als ungebrochene Autorität an. Ihr Lehrmeister war vor allem Johann Albrecht Bengel, in dessen »Gnomon« sie sich sehr gut auskannte. 1916 kam das Büchlein »Die heilige Woche« heraus, eine Zusammenstellung der Leidensgeschichte, und im Jahre 1922 ihr letztes Buch »Frohes Alter«. Dieses enthält eine große Fülle von Einsichten in das wirkliche Seelenleben des Menschen, die jeder wissenschaftlichen Psychologie standhalten können. Dora Rappard rühmt das Alter als einen »Segen Gottes« und stimmt ein eindrückliches Hohelied auf das Lebendürfen an.



## *Einbringen der Ernte*

Auch das letzte »steile Stücklein Weges« war reich erfüllt von Gottes besonderer Freundlichkeit. Anlässlich ihres fünfzigsten Dienstjahres auf St. Chrischona im Jahre 1918 pries Dora Rappard die Gnadenführungen Gottes in ihrem Leben, und die Feier des 100jährigen Gedenktages des Einzuges ihrer Großeltern in Beuggen und der Gründung der dortigen Anstalt war für sie ein besonderes freudiges Erlebnis. Ihre Kräfte nahmen in den folgenden Jahren schnell ab. Kurz vor ihrem Heimgang in der Frühe des 10. 10. 1923 wünschte sie, daß ihre Töchter das von ihr aus dem Englischen übersetzte Lied singen sollten: »O sel'ge Erlösung! O heiliges Blut . . . !« Sie freute sich, »heimzukehren in Gottes Haus für alle Dauer der Zeiten« (Ps. 23, 6), weil sie nicht auf ihr Verdienst gehofft, sondern mit der Gnade ihres Herrn gerechnet hatte.

Ihr Lied soll auch uns Ruf und Ansporn sein:

»Auf dein Wort will ich beten, wie du es uns gelehrt,  
dem Feind entgetreten, wie du dich einst gewehrt.  
Auf meinen Erdenpfaden bis hin zur Himmelspfort,  
will ich, Gott aller Gnaden, mich stützen auf dein Wort.«

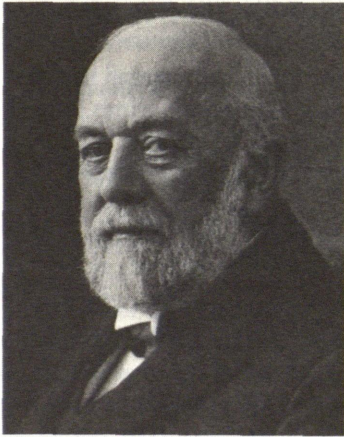
In der »Eben-Ezer«-Halle auf St. Chrischona versammelte sich zwei Tage später eine große Trauergemeinde um den weißen Sarg, in dem Dora Rappards sterbliche Hülle ruhte. In dem von ihr selbst verfaßten Lebenslauf heißt es: »Es ist mir oft ein Bedürfnis gewesen, Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge von Herzen zu danken dafür, daß er mich hat geboren werden lassen, und zwar in eine Welt, die er geliebt und in eine Menschheit, die er erlöst und zur Herrlichkeit berufen hat. Im Rückblick auf meinen Erdenlauf preise ich ihn, daß er mich gemacht und für die Ewigkeit bestimmt hat.« Auf dem Friedhof in Riehen, am Fuße von St. Chrischona, wurde Dora Rappard in der Familiengruft beigesetzt, auf deren Grabmal in Stein gemeißelt die Worte stehen: »Sie haben überwunden durch des Lammes Blut.«

Mit Ernst, voller Trost und Freude hat Dora Rappard versucht, im täglichen Leben den Willen Gottes auszurichten. Sie lebte im Wort Gottes und in der Dankbarkeit für seine Gnade, in der Gebetserhöhung und im Ringen mit Gott um ihre nicht erhörten Gebete. Mit Freuden stand sie in den Pflichten dieser Welt, nicht mißtrauisch und ängstlich, sondern in Dankbarkeit gegenüber Gott, der ihr ein solch erfülltes Tagewerk bereitet hatte. Durch die harmonisch ausgewogene Geschlossenheit ihrer Persönlichkeit, ihr Verwurzelsein

in der Bibel und ihre geistliche Ausstrahlungskraft ist Dora Rappard als Gehilfin ihres Mannes nicht nur zur »Mutter von St. Chrischona«, sondern auch zu einer Mutter der Gemeinschaftsbewegung in der Schweiz und in Deutschland geworden. Die Vergegenwärtigung ihres Lebens und reichen Wirkens ruft uns nicht nur zur Dankbarkeit, sondern auch zur Verantwortung, indem wir mit unserem Glauben und Leben heute in unserer Gegenwart Antwort zu geben haben. Diese Dankbarkeit und diese Verantwortung gelten aber letzten Endes nicht Dora Rappard, sondern dem lebendigen Herrn, der »gestern und heute und derselbe in Ewigkeit ist« (Hebr. 13, 8).

Edgar Schmid

# Christian Dietrich



Geb. 8. 4. 1844 in Gschwend bei Gaildorf (Württ.). Ausbildung im Lehrerseminar Tempelhof. Lehrer in einer Privatschule, dann Mitarbeiter im Lehrerseminar. Ab 1870 Lehrer und dann von 1896–1917 Rektor am Evang. Töchterinstitut in Stuttgart. Ab 1874 »redender Bruder« in der Altpietistischen Gemeinschaft, 1897 bis zum Tod Vorstand der Altpietistischen Gemeinschaften in Württemberg. 1890 Schriftführer des »Deutschen Komitees für evangelische Gemeinschaftspflege« und Herausgeber des Gemeinschaftsblattes »Philadelphia«. Gest. 22. 2. 1919.

## *Eine segensreiche Umpflanzung*

In einem Dorf im Welzheimer Wald ist Christian Dietrich zur Welt gekommen und war das Sorgenkind der Familie. Der Vater war Seidenbandweber und später Landpostbote. Der zarte Junge lernte erst mit drei Jahren das Gehen und konnte noch als Vierzehnjähriger oft kaum eine Haustreppe hinaufkommen. Und da wollten ihn die Eltern das Maurerhandwerk lernen lassen! Aber Gott brach die Bahn für ihn. Sein Onkel, der Bruder des Vaters, nahm den Achtjährigen in sein Schulhaus in Hornberg auf und bereitete den begabten Christian auf den Lehrerberuf vor.

## *Außere und innere Vorbereitung*

Ein Bauer bezahlte die Ausbildungskosten. Dank der Privatstunden des Onkels – der ein eifriger Gemeinschaftsmann war –, bestand Christian Dietrich die Aufnahmeprüfung im Seminar Tempelhof bei Crailsheim als Bester. Mathematik und Aufsatz waren seine Lieblingsfächer. Die Ausbildungsstätte wurde von einem Inspektor im christlichen Geist geleitet. Aber der 17jährige Seminarist schloß sich mit einem 19jährigen Freund dem deutschen Idealismus auf. Die beiden genossen Schiller und Goethe und dachten nicht klein

auch von ihren eigenen Gedichten. Heimlich gingen sie ins Wirtshaus, um sich an der Freiheit und einem guten Tropfen zu erfreuen. Ihr Tun blieb aber nicht verborgen, und sie wurden eines Tages vor den Inspektor zitiert. Der fragte den 18jährigen Dietrich: »Und da konntest du ohne Gewissensvorwürfe unter uns leben?« – »Ja, wohl«, erwiderte dieser trotzig.

Aber in der Nacht darauf erlebte er, was er nie mehr vergaß und was sein Leben veränderte. Er sah die dunkle Landschaft seines Lebens hell beleuchtet und merkte, daß sein Fühlen, Denken und Wollen in die verkehrte Richtung ging, von Gott weg. Er verwirklichte sich selbst, nicht Gottes Willen. Unter Tränen demütigte er sich und sagte zu sich selbst: »Es geht nicht mehr anders, du mußt ein Jünger Jesu werden.« Die geliebten eigenen Gedichte verbrannte er. Später sagte er einmal im Stuttgarter CVJM bei einer Bibelstunde: »Gott ließ mich laufen bis in mein 18. Jahr; da hat er mich niedergeworfen.«

Aber er hat in den kommenden Jahren Gott immer wieder um eine gründlichere Buße gebeten. Dem 26jährigen wurde dann sein Herzenszustand so deutlich geoffenbart, daß er nicht mehr an seine Bgnadigung glauben konnte. Sein Onkel, der Oberlehrer Dietrich, mußte weit herreisen und ihm durch Zuspruch aus Gottes Wort und Handauflegung bezeugen, daß ihm vergeben sei. Zuletzt umarmte er den Neffen und rief: »Jetzt glaub's nur, daß du in Gnaden bist!« Gotthold Schmid, Christian Dietrichs Biograph, sagt: »Es ist mir neben seiner Entschiedenheit nichts an Dietrich so aufgefallen als dies eine, daß er sich fortwährend als ein geistlich Armer fühlte.«

Die körperliche Zartheit hielt in der Seminarzeit bei ihm an. Doch dann besserte sich die Gesundheit. Vor fremden Lehrern machte er im staatlichen Seminar Nürtingen die beste Prüfung seines Kurses. Er bekam die damals sehr selten gegebene Durchschnittsnote Ia. So tat sich ihm der Weg in den Lehrerberuf auf. Nach dem Anfang in einer Stuttgarter Privatschule wurde er Seminarleiter im Tempelhof. Am Sonntagabend las er mit Schülern, die das wollten, in der Bibel.

### *47 Jahre am Töchterinstitut*

1870 wurde Christian Dietrich in das Stuttgarter Evang. Töchterinstitut, eine private Realschule, als Lehrer berufen. Er hatte inzwischen noch weiter gelernt und war Reallehrer geworden. Über der Tür der Schule stand: »Weide meine Lämmer.« Im Volksmund hieß sie darum »Lämmerstall«. Viele bekannte und unbekannte Frauen

haben in dieser Schule neben guter Bildung Anstöße zu einer lebenslangen christlichen Entwicklung bekommen. Kirche und Pietismus sind dadurch befruchtet worden. Die Lehrer und Lehrerinnen waren bei verschiedener Prägung durch ihren bewußten evangelischen Glauben verbunden. Als der damalige Rektor starb, wurde Christian Dietrich zum Nachfolger gewählt.

Die Schularbeit war zugleich Reichgottesarbeit. Die Lehrer hielten Andachten. Der Rektor war ein Seelsorger für seine Kollegen und manche Schüler. Finanziell wäre es ihm freilich in einer staatlichen Schule besser gegangen. Das Stuttgarter Gemeindeblatt schrieb später über Dietrich: »Er hat nicht bloß für das Ideal der konfessionellen Schule gestritten, sondern dasselbe auch ungünstigen Verhältnissen zum Trotz durchgeführt als ein Mann nicht bloß des Wortes, sondern der Tat. Er war auch in seinem Wirken am Töchterinstitut ein ganzer Mann. Er hat nicht ängstlich um die Gunst von Eltern und Schülerinnen geworben auf Kosten des Geistes seiner Schule, sondern die Sache selbst und der fesselnde Unterricht, den er erteilte, sollten die vornehmsten Werbemittel sein. Deshalb steht er vor denen, die ihm im Schulleben nahegetreten sind, da als ein unbestechlicher Charakter, dem Hunderte ihre Verehrung zollen.«

Schon als 21jähriger bewies Christian Dietrich ein Verantwortungsgefühl für die Anfänger im Lehrerberuf. Der Weg aus dem Seminar in die Freiheit war für viele gefährlich, sei es durch Einsamkeit oder schlechte Gesellschaft. So gründete er mit drei Kollegen einen »Verein christlicher Lehrgehilfen«. Daraus wurde 1870 der »Verein evangelischer Lehrer in Württemberg«. Das Vereinsblatt war »Der Lehrerbote«. Dietrich redigierte ihn 26 Jahre lang. 1896 wurde er der Vorstand des Vereins. Bald gehörten über 500 Lehrer dazu. Christian Dietrich war für jeden gesunden Fortschritt des deutschen Schulwesens offen und arbeitete auch in amtlichen Schulkommissionen mit, etwa bei Herausgabe neuer Schulbücher. Er hielt am Kleinod des Religionsunterrichts fest und wollte den christlichen Charakter der Volksschule bewahren. Aber weil er nie die Achtung vor Gegnern verletzte, hat er auch bei ihnen Respekt genossen. Die dauernde berufliche Weiterbildung seiner Vereinsglieder war ihm neben seinem geistlichen Dienst an ihnen ein Hauptanliegen. Der Jüngsten nahm er sich besonders gütig an.

### *Gemeinschaft des Glaubens mit hoch und niedrig*

Wenn man in einem pietistischen Haus und Kreis aufgewachsen ist, kann es später zu einer Abkehr von pietistischer Sprachweise und

Lebensart kommen. Bei Christian Dietrich war das anders. Allerdings – er behielt immer eine Weite, die auch Außenstehenden wohlthat. Er liebte als Pietist seine evangelische Kirche und hielt sich treu zu ihr. Freilich schloß er sich, wohin er auch kam, der altpietistischen Gemeinschaft an. Seine »Brüder« waren ihm geistlich Verwandte.

Mit dem 30. Lebensjahr begann er, in den »Stunden« das Wort zu ergreifen. Sein Onkel, der Oberlehrer Dietrich, der nach zehnjähriger Tätigkeit in Hornberg den Wanderstab ergriffen hatte, hatte in Stuttgart eine Stunde begonnen. Er zog den Neffen und andere Brüder hinzu. Man sprach von der »Dietrichstunde«. Sie bildete immer neue Abzweigungen in den Vororten. Der »junge« Dietrich brachte die Hörer dabei zum Aufhorchen. Die Jugend hörte ihn besonders gern; so wurde er auch in Jungfrauenvereine und Christliche Vereine Junger Männer geholt. Den Trinkern widmete er seine Zeit als Vorstand des Blauen Kreuzes in Württemberg. Er redete immer, wo er zu sprechen hatte, einfach, nüchtern, praktisch und frisch. Er konnte gut erzählen und brachte viel Selbsterlebtes. Sein Gebet war warm, herzlich und kindlich. Einen »gesalbten« Ton hatte er nie.

Christian Dietrich liebte die einfachen Menschen. Er vergaß nicht, daß er im Bauerndorf aufgewachsen war. Seine Brüder in der Gemeinschaft waren zum großen Teil Angehörige der »unteren Stände«. Aber er hatte auch eine besondere Gabe, mit Leuten aus vornehmen Stand zu verkehren. Unter diesen war u. a. die Herzogin Wera, eine »Kaiserlich-Russische Hoheit«, die unter Dietrichs Einfluß zur evangelischen Kirche übertrat und die Stuttgarter Gemeinschaft besuchte.

### *Vorstand des altpietistischen Gemeinschaftsverbandes in Württemberg*

Der erste Vorstand (Vorsitzende) des Gemeinschaftsverbandes in Württemberg war Pfarrer Claus. Ihm folgte 1890 Oberlehrer Dietrich, der Onkel. 1897 übernahm der 53jährige »junge« Dietrich von dem 74jährigen »alten« die Vorstandschaft. Es war ihm ein Anliegen, »Laien« in den »Stunden« und Kirchengemeinden aktiv zu machen. Er erwartete von Menschen, die das Evangelium hörten, Selbsttätigkeit und Mittätigkeit. Zu einem treuen Hörer sagte Dietrich einmal: »Du bist jetzt lange genug dagesessen, jetzt nur fort in die Arbeit!« Allerdings sollte nach seiner Ansicht kein Bruder in der Stunde »predigen«, vielmehr sollte ein Gespräch der anwesenden

und verschieden begabten Brüder stattfinden. Er schrieb: »Die Gemeinschaften sollen nicht totgepredigt werden.« Zur Liebe gehörte es für ihn, daß sich jeder Bruder an die andern erinnerte, die auch noch zu Wort kommen sollten, auf deren Dienst die Zuhörer einen Anspruch hatten. Dietrich gab selbst ein Vorbild frischen, prägnanten Redens. Man merkte auf bei ihm; man konnte behalten, was er sagte.

Doch wußte er, daß die Gemeinschaften auch die in Brüderräumen – wie dem Johanneum oder St. Chrischona – ausgebildeten Gemeinschaftspfleger brauchten. Diese sollten, vom Vorstand des Verbandes angestellt, in Zusammenarbeit mit ihm die Gemeinschaften besuchen, ihnen dienen und durch Evangelisationen neue Gemeinschaften ins Leben rufen. Aber wichtig war dem Vorstand, daß diese Brüder nicht eine Herrschaft ausübten, sondern »sich entbehrlich arbeiteten«. Alle Geldmittel wurden im Verband durch freiwillige Opfer und Gaben aufgebracht. Die Aufsicht über die Finanzen führte Rektor Dietrich persönlich.

Er war kein »Direktor«, sondern immer ein »Bruder«. Seine Gemeinschaften hat er im Herzen getragen. Er hat Briefe an sie geschrieben, Besuche bei ihnen gemacht (wieviel ist er gereist!), Besuche von Gemeinschaftsleuten empfangen. Sein Zimmer war immer wieder Stätte der Beratung, auch des gemeinsamen Gebets. Zur Entlastung im Besuchsdienst wurde ein Missionar angestellt. Die Gemeinschaftsleiter suchte Dietrich durch Bibelkurse zu fördern. Viel Arbeit machte die Planung und der Bau von Gemeinschaftshäusern. Bei seinem Tod gab es 27 solche Heimaten von Gemeinschaften. In allen Verbandsfragen standen ihm zwölf Männer als Landesbrüder zur Seite. Für die einzelnen Regionen des Landes sorgten Bezirksbrüder. Jährlich zogen je zwei gute Sprecher aus den einzelnen Gemeinschaften durch die im Land verstreuten Geschwisterkreise und erfrischten sie. Ein einigendes Band war das Gemeinschaftsblatt, in dem der Vorstand mit allen reden konnte und die gemeinsame Linie aufzeigte. Die Stuttgarter Gemeinschaft mit ihren neun Zweiggemeinschaften leitete der alte Oberlehrer Dietrich bis 1905. Dann trat Rektor Dietrich an seine Stelle.

### *Mitarbeit im Gnadauer Verband*

Christian Dietrich liebte seine evangelische Kirche. Aber eben deshalb erfüllte ihn vieles, was er beobachtete, mit großer Sorge. Er kannte das »Leiden an der Kirche«. Besonders schwer waren für ihn

in dieser Hinsicht die Jahre 1886 und 1887. Später hat er davon geschrieben: »Ich sah den Abfall von Gott und Christus rings umher wuchern, sah den Unglauben frech sein Haupt erheben und sein allezeit großes Maul aufreißen, sah unsere Jugend ohne Halt dem Verderben entgegenstürmen, unsere Schulen sich an den Weltgeist ausliefern, unsere Theologen zweifeln an den Grundwahrheiten des Evangeliums, unsere Kirche in ihren Wurzeln benagt – und wenige, die darüber Leid trugen und zur Buße riefen.«

Er entschloß sich, seine Sorgen in einem Buch auszusprechen. Er wollte darin zeigen, was nach seiner Erkenntnis Gottes Absicht mit der Kirche war. Die Quelle seiner Erkenntnis war die Heilige Schrift. Er beabsichtigte, zu Evangelisation und Gemeinschaftspflege aufzurufen und wollte dabei Laien und Theologen zu verständnisvollem Zusammenarbeiten bewegen. Das Buch trug den schlichten Titel: »Kirchliche Fragen der Gegenwart.« Vor Jahresfrist war die erste Auflage vergriffen und mußte eine zweite erscheinen. Die Aufnahme war zwiespältig. Die Vertreter des volkikirchlichen Denkens, auch der bekannte Hofprediger Adolf Stöcker, lehnten es ab, nannten Dietrich einen undankbaren Sohn seiner Kirche und gaben seiner Schrift die Zensur »sektiererisch und schwarmgeistig«. Er verachte die Kirche, das Predigtamt und die Sakramente und hoffte auf Laienprediger, Evangelisten und pietistische Gemeinschaften. Es fehle ihm jedes Gefühl für das Gute, das er durch die evangelische Kirche empfangen habe. Dabei stand auf Seite 6 des Buches:

»In der evangelischen Kirche meines Vaterlandes hat mich der Herr vor nun 26 Jahren gefunden; sie hat mich gesäugt mit Gottes Wort, bedient mit Taufe und Abendmahl; aus ihr sind mir viele Zeugnisse vom Leben aus Gott zugeflossen; viel Ermunterung, Tröstung, Mahnung, Belehrung ist mir durch sie, ihre Diener und Glieder zuteil geworden; in ihr durfte ich dem Herrn dienen und ihn mit Brüdern und Schwestern anbeten. Darum bin ich ihr zu immerwährendem Dank verpflichtet und mit ihr in inniger Liebe verbunden. An meiner Dankesschuld möchte ich etwas abtragen, indem ich dieses schreibe.«

Wegen seiner Liebe zur Kirche und dem Versuch, sie mit dem Altpietismus zu stützen und vor dem Zerfall zu schützen, wurde Dietrich von freikirchlicher Seite als »konservativer Himmelreichsbremser« etikettiert. Doch viele Leser haben ihn verstanden und ihm seine herzliche Liebe zu Volk und Kirche und seinen klaren Blick für das, was helfen kann, gedankt.



Bei der ersten »Gnadauer Pfingstkonferenz« 1888 (in Gnadau bei Magdeburg), an der er teilnahm, merkte Dietrich, daß das Anliegen seiner Schrift von vielen Brüdern aus ganz Deutschland geteilt wurde. Er war ein Rufer, aber kein einsamer. Nach der zweiten Konferenz 1890 wurde das »Deutsche Komitee für evangelische Gemeinschaftspflege« gegründet und Dietrich zum Schriftführer berufen. Zugleich war er Herausgeber des Blattes »Philadelphia«. Durch dieses sollten Gemeinschaftskreise und Einzelbezieher miteinander in brüderliche Verbindung gebracht werden. Zur Belebung bestehender Kreise und Bildung neuer gab das Blatt Hilfestellung. Es lud zu Konferenzen und Evangelisationen ein. Schon 1898 hatte »Philadelphia« 8000 Leser – in Deutschland, der Schweiz, Österreich und Rußland, ja auch in andern Erdteilen.

Ein zweites Buch Dietrichs, bei dem ihm Pastor Brockes half, diente seinem Auftrag. Es trug den Titel »Die Privaterbauungsgemeinschaften«. Seine Bücher und das Blatt zeigten Weisheit und Nüchternheit, was damals besonders nötig war. Rektor Dietrich nahm die Impulse der von England her nach Deutschland herüberflutenden »Heiligungsbewegung« dankbar auf, warnte aber vor aller Überbetonung bestimmter Geistesgaben, z. B. des Zungenredens und der Glaubensheilung durch Gebet. Gottes Gaben können weder erzwungen noch zum christlichen Gesetz gemacht werden. Der Heiligen Schrift verpflichtet, mußte Christian Dietrich besonders vor der Behauptung deutlich warnen, es gebe eine »Sündlosigkeit der Wiedergeborenen«. Das war für ihn Irrlehre. Er widersprach da auch eng verbundenen, aber schwärmerischen Brüdern wie Pastor Paul Jonathan, der einer der Führer der deutschen Pfingstbewegung wurde. 1914 konnte Pastor Joseph Gauger im Rückblick auf die Schwarmgeisterei über Dietrich schreiben: »Unter allen Gemeinschaftsblättern ist das Monatsblatt »Philadelphia« das einzige, das in der Lehre nichts zurückzunehmen und nichts zu berichtigen hat.« Die Gnadauer Pfingstkonferenz 1910 hat die Schwarmgeisterei grundsätzlich abgelehnt.

Durch sein Blatt, aber auch durch Briefe, Besuche, persönliche Wortverkündigung auf vielen Reisen hat Rektor Dietrich das Seine zur Ausbreitung des gesunden biblischen und kirchlichen Pietismus beigetragen. In Bayern und in Sachsen hat er Säemannsarbeit getan. Wie oft ist er gerade in dem letzteren Land gewesen! Bei den dortigen Jahreskonferenzen hat er vor 3–4000 Hörern gesprochen. Er wurde in Sachsen als »Vater Dietrich« überall mit Liebe empfangen. Einmal hat er auch für die Verkündigung durch Frauen ein Wort eingelegt, »weil die Männer zu feige zum Zeugnisablegen sind«. Er

sagte trocken dazu: »Wenn der Bileam schweigt, muß der Esel reden.«

### *Unser Großvater*

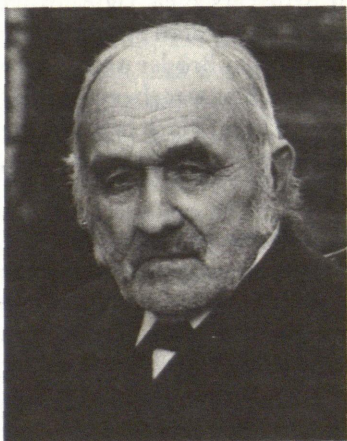
Am Ende seines Lebens rückte die Heimat wieder in den Vordergrund von Christian Dietrichs Fürsorge. Es war ihm ein Geschenk, daß die württembergischen Altpietisten mit ihm zusammen das Glaubenswerk durchführten, trotz Ausbruch des Ersten Weltkrieges in den Jahren 1914–1916 das Erholungsheim »Schönblick« hoch über den Wäldern und der Stadt Schwäbisch Gmünd zu bauen. Missionar Friedrich Braun war der verantwortliche Leiter des Unternehmens und nachher der eindrucksvolle Hausvater. Wie ein Schloß stand der Bau da und bot 100 Gästen Erholung und geistliche Stärkung. Das tut er immer noch. Viele Mitarbeiter des Verbands fanden hier biblische Schulung. Das Werk ist inzwischen erweitert worden, auch für die Kinder und Jugendlichen. Dort konnte Rektor Dietrich viel für die ihm Anvertrauten tun, studierend, schreibend, beratend, redend und betend. Es gibt ein Bild von dem Augenblick, wo der ehrwürdige 75jährige Rektor a. D. in seinem Sterbejahr zum letztenmal den Schönblick verläßt.

Am 21. Februar 1919 trat er seine letzte Dienstreise an. Er mußte in der entfernten Stadt Heidenheim eine unangenehme Personalsache in Ordnung bringen, wie das zur Aufgabe eines Vorstands gehört. Am nächsten Tag kam sein Zug aber erst nachts 1/2 2 Uhr in Stuttgart an. Er mußte zu Fuß nach Hause gehen. Da überfiel ihn der Herzschmerz. Erst am Morgen konnte der Witwer seinen Töchtern, die er nicht wecken wollte, sagen, wie es um ihn stehe. In seinen Schmerzen diktierte er noch Briefe. Endlich kam der Arzt. Aber gleich hinterher der Tod.

Dietrich hatte einmal gesagt: »Ich gedenke mein Leben vollends teuer zu verkaufen bis zum letzten Hauch.« Das hat er getan. Am 22. Februar 1919 ist er heimgegangen. Der Großvater hat seinen drei Söhnen und sieben Töchtern (von denen eine meine Mutter war) zusammen mit seiner stillen, fürsorglichen Frau, unserer geliebten Großmutter, viel Liebe gegeben. Freilich, in zunehmendem Maß mußte er sich die Zeit für die Familie erkämpfen. Daß der zarte Körper dem starken Geist so lange diente, ist ein Wunder. Vielen seiner Angehörigen ist er ein Führer in die Nachfolge Jesu geworden.

Helmut Bornhak

# Andreas Klein



*Geb. 13. 8. 1850 in Owen am Fuße der Teck, eines Berges der Schwäbischen Alb. Dasselbst lebenslang als Landwirt tätig. Leiter der altpietistischen Gemeinschaft. Weitere Aufgaben: Gemeindepfleger, Fronmeister (Wegemeister), stellvertretender Ortsvorsteher; im kirchlichen Bereich: Kirchengemeinderat, Kirchen- und Armenpfleger, Mitglied des Landeskirchentages (Landessynode). Erbauer des Gemeinschaftshauses in Owen in den Jahren 1909/10. Gest. 1. 4. 1932.*

## *Die jungen Brüder von Owen*

Der Mann, von dem auf den folgenden Blättern die Rede sein soll, hat in einem sehr begrenzten Lebens- und Arbeitsbereich seine Erdentage zugebracht. Andreas Klein ist einer von den »gestandenen Laienbrüdern« gewesen, an denen der schwäbische Altpietismus so reich gewesen ist. Er hat seinem Heimatort immer die Treue gehalten. Den »Ändres von Owen« haben viele als einen Bruder und Vater in Christus geliebt.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden einige junge Männer in Owen erweckt: Matthias Müller, Christoph Klein und andere. Sie kamen regelmäßig zu einer kleinen Gebetsstunde zusammen und wanderten viel nach Notzingen, wo von 1821 bis 1839 der bekannte Pfarrer Baumann im Segen wirkte. Der unter den Pietisten damals sehr verehrte Prälat Johann Albrecht Bengel hatte sich verleiten lassen, die Wiederkunft Jesu zu berechnen. Er war auf das Jahr 1836 gekommen. Viele der Frommen teilten solche Erwartung mit ihm, auch die jungen Männer von Owen. Sie heirateten deshalb nicht. Die dann eintretende Enttäuschung machte sie aber in ihrem Glauben nicht irre, und sie entschlossen sich nun zum Ehestand.

Im Hause von Matthias Müller versammelten sich etliche der Dorf-

bewohner zu einer »Stunde«. Christoph Kleins Vater sah es gar nicht gern, daß sein Sohn daran teilnahm. Weil er auch noch ein armes Mädchen heiratete, das zur Stunde ging, mußte er manches leiden. Er sollte einmal an einem Sonntag im Weinberg lesen, tat es aber nicht. Als er dann am Montag zur Arbeit erschien, jagte ihn der Vater fort. Solche Schikanen trugen er und die andern Stundenleute tapfer und getrost. Gern wanderten die jungen Brüder nach Kornthal, wo ein reges geistliches Leben herrschte. Das war aber erst möglich, wenn sie ihre Tagesarbeit vollbracht hatten. Nach dem Nachtessen machten sie sich auf den Weg und erreichten über Nürtingen, die Filder, Stuttgart und Feuerbach ihr Ziel.

In der kleinen Gemeinschaft in Owen nahmen bald der zugewanderte Färber Jakob Kling und der neue Schulmeister Bochterle eine leitende Stellung ein. Ende der fünfziger Jahre wurden sogenannte »Monatsstunden« eingeführt. Das war (und ist) eine Eigenart des schwäbischen Altpietismus. Dann kamen die Gläubigen aus der ganzen Gegend zusammen. 1868 und 1869 erlebte Owen die Gnadenzeit einer tiefgreifenden Erweckung. Man brauchte größere Räume, benutzte die Schule und füllte das Haus von Färber Kling, wo die Leute oft sogar noch auf dem Vorplatz standen.

Am Pfingstfest 1868 morgens um 5 Uhr traf sich zum erstenmal ein neuer Brüder- und Gebetskreis. Die Teilnehmer waren Bauernburschen, die öfter wegen dringender Feldarbeit die abendlichen Versammlungen nicht besuchen konnten. Gut, dann traf man sich eben morgens um 5 Uhr oder zu einer andern gelegenen Zeit! Nur daß die Stunden in der arbeitsreichen Heuzeit einfach ausfielen, das kam überhaupt nicht in Frage! Die jungen Brüder besuchten auch gern ältere Brüder. Wo ein Licht brannte, wollten sie entzündet werden. Wo es am hellsten leuchtete, saßen sie am liebsten. Bald gehörte unser Andreas Klein zu den Eifrigsten und Treuesten. Als sich dann durch Todesfälle und durch Wegzug der Gemeinschaftskreis und besonders die Zahl der verantwortlichen Träger der Arbeit verringerte, mußten die jüngeren Brüder ins vorderste Glied treten und die Fahne des Evangeliums hochhalten. Da schlug auch die Stunde für den »Ändres«. 1877 übernahm er die Leitung, andere standen ihm zur Seite.

» . . . werde ich meinem Vater für seine Strenge danken«

Andreas Klein war das jüngste Kind von acht Geschwistern. Sein Vater Christoph hielt sich früh zu den Brüdern und zur Versammlung. Andres selber erlebte als Achtzehnjähriger eine tiefe Hin-

wendung des Herzens zum Herrn, war aber schon viel früher für göttliche Einflüsse offen. Als er einmal als Dreizehnjähriger den Vater zu einer Brüderstunde in das bekannte Dorf Hülben begleitete, hörte er den leitenden Schullehrer Kullen sagen: »Ich hoffe, daß hier niemand anwesend ist, der nicht vorher für die Versammlung gebetet hat. «Nun, das konnte Andreas nicht von sich behaupten. Er schämte sich und war froh, daß er ganz hinten saß und sich hinter dem Rücken der Brüder verstecken konnte. Später konnte er bezeugen, daß ihm das nie mehr passiert sei.

Die Eltern hielten streng darauf, daß die Kinder an jedem Sonntag, auch bei bitterster Kälte, zweimal die Kirche besuchten. Daneben mußten sie dem Vater sonntags vier bis fünf Predigten, an jedem Werktag zwei Kapitel aus dem Alten Testament und ein Kapitel aus dem Neuen Testament vorlesen. Die bekannten württembergischen Predigtbücher von Philipp Matthäus Hahn, Ludwig Hofacker, Oetinger und andern wurden ihm früh vertraut. Er hat das alles nie als drückende Last empfunden, wenn er sich auch die Eigenmächtigkeit erlaubte, beim Umblättern hier und da etwas am Text abzukürzen. Später als Mann hat er bekannt: »Wenn ich in den Himmel komme, werde ich meinem Vater für seine Strenge danken.«

In seinem 15. Lebensjahr geriet Andreas in Todesgefahr. Schwitzend hatte er in dem Fließchen Lauter gebadet und sich dabei stark erkältet. Man mußte um sein Leben bangen. Gott segnete die Bemühungen des Arztes, und er wurde wieder gesund. Der Doktor ließ aber immer wieder durchklingen, daß der Junge schwächlich sei und nicht alt werde. Dann stieg dieser ganz oben auf den Speicher und befahl sich dort betend in die Hände seines Heilandes. Andreas Klein ist dann 82 Jahre alt geworden! Der sehr begabte Junge hätte durchaus das Zeug zum Studieren gehabt. Pfarrer und Lehrer munterten die Eltern dazu auf, aber deren Armut ließ es nicht zu. Es fiel Andreas nicht ganz leicht, solche Träume fahren zu lassen. Später hat er aber immer wieder für die göttliche Führung gedankt, die ihn einen Landwirt werden und bleiben ließ.

### *Der Ändres und die Ricke*

Als Siebenundzwanzigjähriger heiratete Andreas Klein Friederike (Ricke) Kling, die Tochter des Färbers und Gemeinschaftsleiters von Owen. Er habe sich seine Frau auf der »Bühne« (dem Speicher) geholt, so hörte man ihn oft sagen. Dort kniete er häufig nieder und betete: »Lieber Gott, du mußt mir a Weib schenka. Die muß aber

viel frömmer sei als i. Wenn sie net mehr hat als i, dann verlier i mei bisle Christentum.«

Andreas fragte bei Färbers Ricke brieflich an, ob sie bereit sei, seine Frau zu werden. Sechs Wochen lang mußte er auf eine Antwort warten. Das war für ihn eine lange Geduldsprobe. Eines Tages hatte er sich im Walde müde gearbeitet und ging deshalb bald ins Bett. Auf einmal klopfte es an seinem Fensterladen. Der Bruder der Ricke stand draußen und sagte ihm, als er geöffnet hatte: »Ändres, du sollst ronter komma, mer wöllet d' Äcker verteila.« Andreas Kleins originelle Reaktion darauf: »Denk, wie i domols in mei Hos' nei gfare ben!« Als er in den Geschwisterkreis der Ricke eingetreten war, hieß es wiederum: »Mer wöllet jetzt d' Äcker verteila.« – »Ja«, sagte Andreas, »wega de Äcker ben i net komma, i han wega dr Ricke gfrogt.« Die Ricke entgegnete: »Da i keine Eltern mehr hab, möcht i meine Gschwister entscheida lassa.« Die Geschwister stimmten der Verlobung zu. Darauf ergriff Andreas die Hand der Ricke und sagte: »So, Ricke, jetzt send mer verlobt.« Dann knieten sie nieder und beteten.

Es war eine gute Wahl, und sie hat den Andreas nie gereut. Er bekannte später: »Und wenn i's nomol z'dont hätt, no tät i koi andere froga als grad's Färbers Ricke wieder.« Die junge Frau war eine entschiedene Christin, die ihrem Ändres für die Entwicklung seines inneren Lebens sehr viel nütze war. Weil sie ihn lieb hatte, war sie auch für seine Fehler nicht blind. »Des mueß i dir saga, des sait dir sonst niemand«, konnte sie einer Warnung beifügen. Ein Neffe stellte ihr das Zeugnis aus: »Ich ging von Kind auf viel im Hause des Onkels und der Tante aus und ein und arbeitete viel bei ihnen. Ich fand aber keine Seele wie diese Tante. Sie hat für mich keinen Schatten geworfen.« Während Andreas eine frische, fröhliche und lebendige Art hatte, war Ricke still, ruhig und ernst. So ergänzten sie sich gegenseitig. Jeden Tag beteten die beiden auf den Knien miteinander. Es war ihnen ein ernstes Bestreben, dem Heiland nachzuwandeln.

44 Jahre lebten sie in einer glücklichen Ehe zusammen. Als Ricke ihren 80. Geburtstag feierte, gratulierte ihr Andreas und sagte: »Bleib no a paar Jährle bei mir, im Hemmel kannst no lang sei.« 1921 starb die gute, edle Frau.

Das Ehepaar Klein blieb kinderlos und nahm ein Waisenkind ins Haus auf. Die Kathrine Weiler hing mit großer Liebe an den Eltern und half ihnen mit Hingabe in kranken und gesunden Tagen. Andreas und Ricke führten einen ansehnlichen landwirtschaftlichen

Betrieb und wollten sich in ihrem irdischen Beruf von niemandem an Treue und Tüchtigkeit übertreffen lassen. Sie hatten immer Mägde zur Hilfe, die ganz zur Familie gerechnet wurden. Bei der Einteilung der Arbeit wurde stets berücksichtigt, daß am Mittwoch- und Samstagabend »Stunde« war. Am Samstag war Andreas oft unterwegs zu Versammlungen und Besuchen, so daß er sagen konnte: »Für mich hat die Woche oft nur fünf Tage.«

So sehr er die irdischen Dinge und Aufgaben als Bewährungsfeld des Glaubens ansah und bejahte, darin aufgehen wollte Andreas auf keinen Fall. Er übte sich, die Mahnung des Apostels Paulus zu befolgen: »Haben als hätte man nicht.« Man hörte ihn sagen: »Es ist eine Kunst, im Dreck zu arbeiten und nicht dreckig zu werden.« Gern sang er den originellen Vers aus einem seiner Lieblingslieder: »So bin ich nun kein Kind der Erden, kein Bürger dieser Zeitlichkeit. Mein Hiersein soll nicht ewig währen, ich walle eilend durch die Zeit. Mein Vaterland ist in der Höhe, wo mein geliebter Abba wohnt, und wo ich meinen Bruder sehe, der als Monarche herrscht und thront.«

*»O wie lieb ich, Herr, die Deinen!«*

So heißt es in einem Lied von Gerhard Tersteegen. So hat es der Ändres von Owen ein Lebenlang gehalten und mannigfach praktiziert. Sein Haus stand offen für die Kinder Gottes. Nie war es ihm – und der Ricke – zuviel, wenn die Brüder einkehrten. Er nannte sich den »Sonnenwirt von Owen«. So billig, gut und froh wie bei ihm konnten es die Gäste sonst nirgendwo haben.

Andreas Klein hat sich Aufgaben und Pflichten in der bürgerlichen Gemeinde und in der Kirche nicht versagt. Er hat verschiedene Ämter wahrgenommen bis hin zum Mitglied des Landeskirchentages (heute Landessynode). Sein Rat war begehrt, sein Urteil sicher und besonnen. Eigennützigkeit konnte man ihm nicht vorwerfen. Er dachte sozial, ans Gemeinwohl. Am wohlsten aber war es ihm allezeit bei seinen Brüdern im Glauben. Da war er daheim und in seinem Element. Für die Gemeinschaftssache brachte Klein viele und willige Opfer an Zeit, Kraft und Geld. Was nach außen hin am meisten in Erscheinung trat: er schenkte und baute seiner geliebten alt-pietistischen Gemeinschaft in Owen ein schönes, neues Versammlungshaus. Ein solches war bei der wachsenden Arbeit schon lange nötig. Als im Jahre 1908 eine Zeltmission mit Jakob Vetter im benachbarten Kirchheim/Teck auch für Owen eine erfreuliche Erweckung als Frucht zeitigte, wurde die Sache noch dringlicher.

Andreas nahm sie tatkräftig in die Hand. Wie freute er sich am Tag der Einweihung des Hauses am 24. 6. 1910 mit den vielen andern, daß »der Vogel ein Haus gefunden hatte und die Schwalbe ihr Nest«! Die neue Stätte wurde eifrig genützt. Es wurden in jeder Woche vier Versammlungen gehalten und zwei Gebetsstunden der ledigen Brüder und Schwestern. Zu den Monatsstunden strömte immer viel Volks zusammen. Bei Evangelisationen, zu denen man gelegentlich auch in die Kirche ging, und Bibelwochen gab es reiche Segnungen.

Zu den Zusammenkünften der Gläubigen ist der Ändres viel unterwegs gewesen. Er hat weite Wege gemacht. Er lief nach Münsingen (fünf Stunden hin und fünf Stunden zurück), auf die Fildern, besonders nach Bernhausen, nach Hülben und an manche andern Orte. Als einmal Elias Schrenk in Reutlingen evangelisierte, waren auch die Oweners treu zur Stelle. Ein Stück ging es zu Fuß, ein Stück mit der Bahn. Aus andern Ortschaften schloß man sich an. Es war zwei Uhr in der Nacht, als die Leute aus Owen im Nachbarort Beuren ankamen. Dort war in einer warmen Stube ein warmer Kaffee bereit. Dann wurde noch erzählt und wiedergegeben, was die einzelnen an Segen empfangen hatten. Lobgesänge in der Nacht! Daran schloß sich das letzte Stück Heimweg nach Owen an.

Andreas Klein kannte keine größere Freude, als wenn er hörte, daß da und dort wieder sich einer zum Heiland aufgemacht und bei der Gemeinschaft der Seinen »hereingeschlüpft« sei. Es betrückte ihn, wenn Geschwister »lummelig« (schläfrig, lau) wurden. Fröhliche, dankbare Christen sah er am liebsten. Er selber sprach es als seinen Wunsch aus: »I möcht amol koi so a'n alter Bruddler (murrender Mensch) werda.« Weil er selber fröhlich und darum jung blieb, hatte und hörte man ihn überall gern. Bei den Monatsstunden setzte er sich manchmal erst auf die Empore und wartete, bis der leitende Bruder rief: »Ist der Ändres von Owen da?« Dann kam er an den Rednertisch. In Beuren wurde er einmal hergerufen, aber er gehorchte nicht. Dann holte ihn kein Geringerer als Rektor Christian Dietrich, der Vorsitzende des Altpietistischen Gemeinschaftsverbandes, und führte ihn am Arm nach vorn. Nachher bei Kuchen und Kaffee sagte Lisbeth, die Frau seines Herzensfreundes Karl Buck: »Aber gelt, Ändres, des ist a Ehr', wenn ma ein am Arm herführt.« Da schämte er sich recht, daß er nicht sofort gehorcht hatte.

Vom altgewordenen Bruder Ändres eine schöne Geschichte, die bei denen, die dabei waren, haften geblieben ist: Trotz seiner Altersbeschwerden, die ihm sehr zusetzten, war er zu einer Gemeinschafts-



konferenz erschienen. Nachdem einige Brüder gesprochen hatten, hieß es: »Jetzt sagt uns noch der Bruder Andreas Klein von Owen ein Wort.« Es ging eine Bewegung durch die Reihen, als er vortrat. Viele erhoben sich, um ihn noch einmal zu sehen. Es würde wohl das letzte Mal auf dieser Erde sein. Gebeugt stand das kleine Männlein vorn. Das Alter hatte ihn so gekrümmt, daß er sich kaum mehr aufrichten konnte. Er drehte sich rundum und sah alle an. Jeder wartete, was er wohl sagen werde. Und dann klangen mit schwacher Stimme und doch klar vernehmlich die Worte durch den Raum: »Kindlein, liebet euch untereinander!«

### *Vom Beten und von der Heilsgewißheit*

Die Art, in der Andreas Klein redete, war praktisch, lebensnah, mit Erfahrungen gewürzt. Darum blieb vieles lange haften, was er sagte. Dafür zwei Beispiele zu den wichtigen Themen: Beten und Heilsgewißheit. Hören wir zunächst Richard Lörcher, den langjährigen Posaunenwart im Westdeutschen Jungmännerbund:

»Unsere Bläser aus Oberboihingen machten einmal einen Samstag-nachmittagsausflug nach Dettingen/Teck. Wir fuhren vorher nach Owen und stellten unsere Räder beim Andres ab. Als wir nach wunderschöner Wanderung wieder zurückkamen, um die Räder zu holen, erwartete uns der liebe Mann schon und nötigte uns zu sich in die Stube, wo wir zuerst einmal vespern mußten. Dann fragte er uns plötzlich und richtete dabei seine Augen eindringlich auf jeden: ›Saget au amol, wie isch des bei euch mit em Blosa? Bettet ihr au drbei?‹ Nun, wir konnten es fröhlich bejahen, war doch die Gebetsstunde die köstlichste bei unseren Zusammenkünften. Als er das hörte, wurde er froh, nickte mit dem Kopf und sagte: »Wisset, mit em Blosa und mit am Betta, do isch wie be're Nuß: 's Blosa isch d' Schale, 's Betta isch der Kern. Wo d' Schal nix isch, isch allemol au der Kern nix, aber der Kern isch halt doch d' Hauptsach.« Die Wahrheit von Schale und Kern bezieht sich nicht nur auf das Spezialgebiet des Blasens und der Musik, sie ist für alles nötig und gültig, was wir tun. Besonders aber darf sie nicht außer acht gelassen werden bei aller Arbeit im Reich Gottes.

Und nun eine originelle Illustration zum Thema »Heilsgewißheit«. In einer Versammlung war von dieser wichtigen Sache die Rede. Bruder Klein kam am Schluß zu Wort und trug das folgende bei: »Sooft ich von der Heilsgewißheit sprechen höre, fällt mir der gläubige Apotheker Scholl ein. Der ist einmal gebeten worden, eine liebe alte Christin zu besuchen, die an Schwermutsanfällen litt.

Diese Christin war ihm bekannt als stille Wohltäterin und ernste, bescheidene Bekennerin des Herrn, und er war überzeugt, daß die Kranke das Heil, das Christus den Bußfertigen anbietet, angenommen und gewissenhaft mit echter Christenliebe im täglichen Leben bewiesen und weitergegeben hatte. Er fand bei seinem Besuch die Kranke sehr niedergeschlagen. Sie klagte ihm, daß ihre Seele umnachtet sei und daß sie die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens verloren habe. Scholl sagte ihr: »Liebe Schwester, Sie kommen mir vor wie meine Base, die mir vor ein paar Tagen geklagt hat, sie habe ihre Strumpfbänder verloren, die ihr doch so ein liebes Andenken an eine verstorbene Tante seien. Sie habe sie in der ganzen Wohnung gesucht und nicht gefunden. Ich fragte meine Base: »Hast du auch schon nachgesehen, ob du die Strumpfbänder nicht selber an den Beinen hast?« Sie sah nach – und richtig, sie hatte sie an den Beinen. So haben Sie«, sagte Scholl zu der Schwermütigen, »das Heil schon lange angezogen und haben nur vergessen, daß Sie es haben. Es ist nur nötig, daß wir den Heiland *haben*, nicht daß wir ihn *spüren*. Wenn er uns nur kennt!«

Das erzählte also der liebe Bruder Andres in der Gemeinschaftsstunde und wies damit auf Seelsorger hin, die manchmal die ihnen Verbundenen besser kennen als diese sich selber. In ruhiger Glaubensgewißheit konnte er die Leute davon überzeugen, daß der Heiland, dem Gott das Weltgericht übertragen hat, über seine Jünger im Licht von Golgatha mit heiliger Freundlichkeit urteilt. Christus ist größer als das bekümmerte Herz bedenkenvoller Gotteskinder.

### »Ich heiße Klein«

Andreas Klein hat allezeit nach der Tugend der Demut gestrebt. Er wollte klein und gering sein vor seinem Gott und sich nur der Gnade seines Heilandes getrösten. Schon in gesunden Tagen konnte er manchmal sagen: »Ich heiße Klein.« Er sagte das im Blick auf sein inneres Leben. In den letzten Wochen seines Lebens wurde er davon überzeugter als je zuvor. Er ließ sich öfter das Lied vorlesen: »Ach, was sind wir ohne Jesus? Dürftig, jämmerlich und arm. Ach, was sind wir? Voller Elend, ach, Herr Jesu, dich erbarm! Laß dich unsre Not bewegen, die wir dir vor Augen legen!« Ein anderer Vers war dem Andres auch sehr lieb: »Gottes liebste Kinder gehn als arme Sünder in den Himmel ein.« Und: »So schwach ich bin, so unvernünftig, so weiß es doch die ganze Gegend, daß mir mein Heiland alles ist.«

Vor falscher Ruhe und Selbstsicherheit hat sich der treue Bruder bis

zuletzt hüten wollen. Bei seinem letzten Besuch, den ein Bruder bei ihm machte, hörte dieser ihn sagen: »O, der Teufel, der sucht einen bis zuletzt vom Heiland zu scheiden, und wenn er es nur versucht durch Mißtrauen, Kleinglauben und Ungeduld. Der Karle (Karl Buck) von Beuren hat das auch einmal zu mir gesagt, und da meinte ich: ›O, Karle, aber bei dir kann's doch nicht fehlen.‹ Darauf sagte Karle zu mir: ›Ändres, wenn du das meinst, dann kennst du dein Herz noch nicht.‹«

Zu einem solchen Mann und seiner inneren Haltung paßt es, wenn er selber als Text für die Beerdigungspredigt auswählte und bestimmte: »Aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es« (Eph. 2, 8).

Bernhard Bez (†) und Arno Pagel

# Remmer Janßen



*Geb. 6. 11. 1850 in Werdumer Altendeich in Ostfriesland. Besuch des Gymnasiums in Aurich, Theologiestudium in Leipzig und Göttingen, Hilfsprediger in Nesse (Kreis Norden). Ab 1877 Pfarrer in Strackholt, dort als gesegneter Erweckungsprediger unter starkem Zulauf 44 Jahre im Pfarramt. Nach einem kurzen Dienst in einer kleineren Gemeinde im eigenen stillen Feierabendhaus in Egels. Gest. 18. 5 1931 und begraben auf dem Friedhof in Strackholt.*

## *Vom Bauernhaus zum Gymnasium*

»Wo die Nordseewellen schlagen an den Strand, wo die gelben Blumen blühen im grünen Land, wo die Möven schreien hell im Sturmgebraus, da ist meine Heimat, da bin ich zu Haus!« So lautet, ins Hochdeutsche übersetzt, das Heimatlied der Ostfriesen. Meer und Sturmwind, Einsamkeit und die unendliche Weite haben das Gemüt der Bewohner dieses norddeutschen Landstrichs geprägt. Sturmerprobt, ernst und strebsam – und dabei besonders aufgeschlossen für die Fragen der Ewigkeit – das ist Friesenart. Und ein echter Sohn dieses Landes war der Mann, dessen Segensspuren wir hier kurz nachgehen wollen.

Etwa zwei Stunden landeinwärts des Strandes, an den die Nordseewellen schlagen, liegt das Dorf Werdumer Altendeich, Remmer Janßens Geburtsort. Das Elternhaus war nicht arm. Der Vater war Besitzer mehrerer Bauernstellen. Darum konnte er es sich leisten, seinen Sohn zur Ausbildung auf das Gymnasium nach Aurich zu schicken. Freilich, daß dieser Sohn einmal ein gewaltiger Prediger des Evangeliums werden und viele Menschen zur Buße und zur Bekehrung rufen würde, konnte der Vater nicht ahnen. Er achtete wohl die Kirche und den Pfarrer, aber die prachtvolle, in Schweinsleder gebundene Familienbibel blieb ungelesen liegen. »Janßens Elternhaus war ein kirchlich-weltliches Haus. Bekehrung und Wie-

dergeburt waren darin fremd«, urteilte ein Pfarrer der damaligen Zeit.

Bei seinen Mitschülern war Remmer bald beliebt. Sie achteten ihn. Er war Sprecher seiner Klasse, nahm aber auch an den damals zu- meist verbotenen »Freuden« des Schülerlebens teil. An einem heim- lichen Kommersabend erklimm er ein Bierfaß und hielt den Gei- stern des Rausches eine flammende Rede. Rückblickend sagt Rem- mer Janßen von diesen Jahren: »Es war eine böse Zeit!« Der lang- weilige Religionsunterricht, der stets ohne Gebet gehalten wurde, konnte ihm für seine innere Entwicklung nicht viel bedeuten. Als er achtzehn Jahre alt war, gab es jedoch für ihn eine entscheidende Wendung.

### *Ein Lehrer, von Gott gesandt*

»Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, welche viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!« So lesen wir im letzten Kapitel des Buches Daniel im Alten Testament. Ein solcher Stern ging über dem Leben des jungen lebenslustigen Schülers auf. Ein Mann von fünf- undfünfzig Jahren trat in sein Leben, Rektor Reuter. Er war der Großvater des bekannten Berliner Oberbürgermeisters Ernst Reuter.

Die Person dieses gläubigen und frommen Lehrers machte auf Remmer Janßen einen tiefen Eindruck. Es war eine Zeit, wo das Leben des jungen Mannes von einer inneren Unruhe umgetrieben und hin- und hergerissen wurde, so daß er sogar eine Zeitlang die Schule verließ. Rektor Reuter ging ihm in großer Geduld nach und holte ihn wieder zurück. Janßen schreibt in seinem Lebenslauf: »Der dienstefrige Rektor zog mich langsam zu sich hin, so daß ich nach und nach zu der Überzeugung kam, daß er es gut mit mir meinte.«

Wie sich dann der eigentliche Bekehrungsprozeß vollzogen hat, ist nicht bekannt, darüber hat Janßen nie gesprochen. Später bekannte er einmal: »Gott hat mich aus einem Satanskind zu einem Gottes- kind gemacht.« Es ging durch schwere Gewissensnöte hindurch, und in diesen inneren Kämpfen war es der seelsorgerliche Dienst des begnadeten Lehrers, der ihm Halt und Richtung gab. Als Reuter die Klasse wieder verließ, stand der Primaner Remmer Janßen bereits so fest im Glauben, daß er einem neuen ungläubigen Lehrer gegen- über das biblische Evangelium voller Eifer verteidigte, und zwar so

andauernd und hartnäckig, daß dieser den Unterricht verließ. Dieser Verstoß gegen die Regeln der Schuldisziplin brachte dem stürmischen Feuergeist keinerlei Nachteile. Ein Mitschüler sagt: »Janßen war uns ein Vorbild männlicher Tugend. Er war Überwinder. Er schämte sich des Evangeliums von Christo nicht, auch als ein Lehrer anders dachte . . . Das haben ihm alle seine Mitschüler zutiefst gedankt. Noch heute danke ich ihm über das Grab hinaus.«

In jener Zeit predigte in Westerholt ein Methodistenpastor namens Klüsner in einer Bretterscheune das Evangelium mit Vollmacht. Oft wanderte Remmer Janßen sonntags dorthin, um an den Gottesdiensten teilzunehmen. Mit Klüsner verband ihn eine lebenslange Freundschaft. Es war eine Frucht aus diesem Umgang, daß Janßen durch sein vorbildliches Glaubensleben einen solchen Einfluß auf seine Umgebung ausübte, daß einer seiner Mitschüler sagte: »Wer irgendeinen Kummer hatte, brauchte sich nur an Janßen zu wenden, und er fand Ruhe.«

Der Weg des äußerlich wohlhabenden jungen Menschen ging aber noch oft durch mancherlei Anfechtungen. Um sich in eine strenge Zucht zu nehmen, erfand er ein eigenartiges Mittel. An die Seitenwand eines Schrankes in seinem Zimmer malte er ein großes ICH und ein gleichgroßes ER. Jedesmal, wenn er in irgendeinen alten Fehler verfallen war oder sich ungehorsam gegen seinen Herrn fühlte, trieb er mit zornigen Hammerschlägen einen Nagel in das ICH. Schließlich war sein ICH unter den rostigen Nägelkuppen eines Tages verschwunden – es blieb nur das ER, Jesus allein!

### *Der Theologiestudent*

Daß für Remmer Janßen kein anderes Studium in Frage kam als Theologie, war selbstverständlich. Das gab Auseinandersetzungen mit dem Vater, der für diesen hoffnungsvollen Sohn ganz andere Pläne hatte. Zunächst ging Janßen nach Leipzig und dann nach Göttingen. Dort belegte er auch eine Vorlesung bei dem sehr bekannten Professor Albrecht Ritschl. Dieser war ein strikter Feind des Pietismus, dem er so etwas wie Rückfall auf die Linie des mittelalterlichen Mönchtums vorwarf. Er hatte Bedenken gegenüber der Echtheit des Johannesevangeliums und bezweifelte die biblischen Wundererzählungen. Es blieb nicht aus, daß Remmer Janßen in Gewissensunruhe kam. Da er den Vorlesungen jedoch nicht stillschweigend fernbleiben wollte, ging er kurzerhand zu Ritschl und bat ihn um Rückgabe des Kolleggeldes. Der gelehrte Mann war darüber sehr zornig. Aber das Zeugnis des Studenten Janßen muß doch

Eindruck auf ihn gemacht haben, denn er gab ihm tatsächlich sein Geld zurück.

Ein treffendes Bild über Not und Freude von Janßens Studium gibt uns ein Auszug aus einem Brief an den Pfarrer seiner ostfriesischen Heimatgemeinde, in dem es u. a. heißt:

»Soll ich nun ein Gesamturteil über meinen jetzigen Studienstand aussprechen, so muß ich sagen, daß mein Studium mir große Freude macht, soweit es sich wirklich auf die Erkenntnis der Wahrheit und des Lebens bezieht, aber daß es mir langweilig und unerträglich wird, wenn es in die schwankende Kritik und lebensleere Schulweisheit übergeht. Da nun die letztere Art an der hiesigen Universität fast nur Nahrung findet, so werden Sie begreifen können, daß ich mich unendlich freue, daß ich Ostern meine Studien an der Göttinger Universität beschließen kann. Auch glaube ich, daß nach dem Examen das eigentliche und schwerste Examen erst beginnt, ich meine das Examen in der Ausführung des Dienstes am Wort. An dieses denke ich jetzt fast mehr als an das wissenschaftliche Examen in Hannover . . .«

Das letztere legte Janßen mit sechsundzwanzig Jahren ab. Das Urteil der Prüfungskommission über ihn lautete: »Er macht durch seine Bescheidenheit und Gediegenheit einen recht günstigen Eindruck. In seiner Predigt besonders zeigt er eine zu erfreulichen Hoffnungen berechtigende Art.«

### *Der Anfang im geistlichen Amt*

Janßens brennender Wunsch war: ». . . daß ich eine Prädikantenstelle in Ostfriesland übernehmen könnte, bei der es mir dann nicht so sehr auf das Gehalt als auf die Möglichkeit der eigenen Weiterbildung und einigermaßen ersprißlicher Wirksamkeit ankäme . . .«

Dieser Wunsch sollte schon bald in Erfüllung gehen. Er wurde dem Superintendenten Scharreburg in Nesse, Kreis Norden, als Hilfsprediger zugeordnet. Mit großem Eifer ging er an die Arbeit. Die Menschen, die den jungen Prediger hörten, horchten auf. Ernst und scharf war die Predigt, so daß der ältere Superintendent daran Anstoß nahm und ihn zur Mäßigung mahnte. Wenn er sich aber auch darum mühte, maßvoller und zurückhaltender zu sein, war er erst einmal im Zuge, so war es, als ob ein Damm zerbräche und der Strom sich brausend Bahn machte. Dann war er ganz bei der Aufgabe, die Lauen wachzurütteln und die Sünder zu strafen mit der Wahrheit des göttlichen Wortes. Völlig unkirchliche Menschen

kamen zur Kirche, um, wie sie sagten, »sich mal wieder ausschelten zu lassen«. Dem ernstesten, aber doch auch zugleich liebevollen Werben war schwer zu widerstehen. Die Kirche füllte sich bis auf den letzten Platz. In jener Zeit seiner »ersten Liebe« entstanden Freundschaften, die den gesegneten Verkündiger durch sein ganzes Leben begleiteten.

Der Ruf des jungen Predigers drang weit ins Land hinaus. Im Sommer 1877 wurde die Pfarrstelle in dem zweitausend Einwohner zählenden Dorf Strackholt frei. Es lagen Bewerbungen vor, es wurden Wahlpredigten gehalten. Aber man konnte sich nicht zu einer Wahl entschließen, weil der Wunsch bestand, den jungen Hilfsprediger Remmer Janßen aus Nesse zu gewinnen. Man wollte warten, bis er sein zweites theologisches Examen bestanden hatte. Das Konsistorium in Hannover kam dem Wunsch entgegen. Janßen durfte sein Examen vorzeitig ablegen. Das Urteil der Prüfungskommission über seine Examenspredigt ist sehr überraschend. Der Vorsitzende: »Eine eigentümliche Predigt, textmäßig, eindringlich, warm, aber durch und durch subjektiv und besonders das Gefühl anregend. Es geht ein pietistischer Zug durch die Predigt. Ohne diesen gar zu stark hervortretenden subjektiven Zug würde ich zu ›fast gut‹ kommen. ›Fast genügend!‹« – Das zweite Gutachten: »Den Fleiß und das Wohlwollen verkenne ich nicht. Aber die Ausführung ist doch wenig geschickt, gar nicht predigtgemäß. Daher komme ich zu ›genügend!‹« – Und das dritte Urteil: »Ich habe die Predigt mit größter Befriedigung gelesen. Klarer Anfang, richtige und vollständige Schriftauslegung, verständige Durchführung, Ruhe, Sicherheit und Popularität, und dabei ein Zug seelsorgerlicher Liebe. Ich kann nicht weniger geben als ›gut!‹«

Den Mann aber, dessen Predigt so verschieden beurteilt wurde, wählte die Gemeinde Strackholt zu ihrem Pfarrer. In seinem vier- und vierzigjährigen Wirken konnte es sich dann zeigen, ob seine Predigt »fast genügend« oder »gut« war.

### *Eine erfüllte Prophezeiung*

Während der Amtszeit von Pastor Willrath, einem Vorgänger von Remmer Janßen, hatte das Land einmal unter einer schrecklichen Dürre zu leiden. Die Erde trocknete so aus, daß die Ernte völlig vernichtet schien. Auf den verbrannten Weiden verdurstete das Vieh. Ein auswärtiger Amtsbruder von Willrath hatte an einem Sonntag gepredigt. Es war eine ernste Bußpredigt gewesen. Zum Abschluß sprach der Gastredner ein herzbewegendes Gebet. Auf



den Knien liegend, bat er Gott um Regen für das verschmachtende Land. Die ganze Gemeinde betete mit. Willrath kamen Bedenken. Wenn es nun nicht regnen würde, konnten dann nicht Menschen im Glauben irre werden? Ob man nicht doch lieber bitten sollte, in Geduld jede Züchtigung Gottes zu erkennen und anzunehmen?

Dann aber geschah es! In der folgenden Nacht bedeckte sich der Himmel mit schweren, dunklen Wolken, und bald rauschte ein starker Regen hernieder auf die verbrannte, ausgedörrte Erde. Als Pastor Willrath am nächsten Morgen seinen Gast begrüßte, sagte er zu diesem, er habe nicht nur durch diese Gebetserhörung seinen Text für die nächste Predigt empfangen, sondern es sei ihm auch eine Botschaft zuteil geworden, wie in einer Vision, die er der Gemeinde mitteilen müsse. Am folgenden Sonntag verkündete er dann:

»Diese Gebetserhörung – welch ein erschütterndes Erlebnis! So wird dereinst auch über Strackholt der erquickende Wolkenbruch einer Erweckung niedergehen, hundertfach mehr Leben weckend als dieser Regen. Jene Erweckung wird wie ein Sturmwind durch die Gemeinde fahren, der Morsches niederreißt und lang Verschüttetes freilegt. Und folgen wird der stillere Mahnruf gleich dem sanften beständigen Säuseln. Das empfinde ich im Geiste.«

Wie sollte sich nun diese Voraussage erfüllen! Remmer Janßen, der junge Pfarrer, predigte das Evangelium mit einer solchen geistlichen Vollmacht, daß die Menschen in hellen Scharen zusammenströmten. An gewöhnlichen Sonntagen kamen etwa 1000 Hörer, an Festtagen über 1500. Pastor Janßen hielt außer dem Sonntagsgottesdienst am Mittwoch eine Bibelstunde, zu der sich etwa 700 Personen einfanden. Sonntags mußten zusätzlich Bänke in die Gänge gestellt werden. Unter Janßens Vorgänger, Pfarrer Schaaf, war die Kirche schon einmal vergrößert worden. Nach einem dreijährigen Dienst des Nachfolgers mußte sie wiederum erweitert werden. Dabei erhielt sie die Gestalt einer Kreuzkirche. Bei der Einweihung sagte Remmer Janßen: »Wir haben nun eine Kreuzkirche. Möge nicht einmal ein Kirchenkreuz daraus werden!«

Die Menschen kamen auf weiten Wegen, etwa aus dem fünfzehn Kilometer entfernten Wiesens, um in Strackholt am Gottesdienst teilzunehmen. Ein Küster erzählte, daß er öfter von Berumerfehn aus zu Fuß bis Strackholt gegangen sei, um Remmer Janßen zu hören. Das waren fünfundzwanzig Kilometer. »Aber es hat sich gelohnt«, sagte der Mann.

Bis in die Arbeit des Alltags hinein wirkte sich die Erweckung aus. Wenn die Leute im Sommer zum Torfstechen hinausgingen ins Moor, bildeten sich hier und da Gruppen, die miteinander die neuen Erweckungslieder sangen, die Pfarrer Janßen in seiner Bibelstunde eingeführt hatte. In den Häusern wurden Hausandachten und Tischgebete gehalten. Das sittliche Leben der Gemeinde erfuhr eine durchgreifende Erneuerung. Der allgemein übliche Branntweingenuß ging so zurück, daß fünf Wirtshäuser in der Gemeinde ihren Betrieb einstellen mußten. Die Jugend fand sich in Scharen unter dem Wort Gottes ein. Ein Posaunenchor mit etwa fünfzig jungen Männern und ein Sängerkhor wurden gegründet. Die Vision, wie Pastor Willrath sie einst in der Regennacht erlebt hatte, war Wirklichkeit geworden: »Wenn Gottes Winde wehen vom Thron der Herrlichkeit und durch die Lande gehen, dann ist es selige Zeit!«

Erweckungen sind souveräne Wundertaten Gottes. Aber sie haben auch etwas zu tun mit einem Leben in der Furcht des Herrn und im Streben nach der Heiligung. Remmer Janßen rühmte allein die Gnade, die dem bußfertigen Sünder zuteil wird, aber er lebte auch das, was er lehrte. Es erfüllte sich an ihm das Wort des großen Erweckungspredigers Finney: »Eine geistliche Erweckung ist die natürliche Folge eines geheiligten Lebens.«

### *Der Mann mit der Schaufel*

In einem damals weit verbreiteten Witzblatt erschien ein Bild des Strackholter Pastors, wie er mit einer großen Schaufel in der Hand vor dem Höllenfeuer steht, um die Seelen aus dem Feuer zu holen und sie in den Himmel zu werfen. An diesem Bild war viel Wahres, denn Janßen hat sich um die Seelen der Menschen in heiligem Eifer bemüht, daß sie sich bekehrten und nicht in die Verdammnis führen. Wie hat er seine Gemeinde im Gebet vor Gott gebracht! Einmal, an einem Neujahrmorgen, als die Kirchenbesucher ihm eine gewisse Erschöpfung abspürten, rief er ihnen zu: »Ich habe die ganze Nacht gerungen um eure Seelen!« Wie ging das den Menschen durchs Herz! Und darum konnte er den Menschen auch rücksichtslos die Wahrheit sagen.

Janßen hatte eine ungewöhnliche Vollmacht, sowohl in seiner Verkündigung wie auch in der Seelsorge. Am Sarge eines Mannes, der als Trinker sich im Rausch den Tod geholt hatte, rief er aus: »Er brennt schon in der Hölle!« Bei seinen Hausbesuchen übte er oft ein praktisches Christentum. Nach dem Besuch bei einer sehr armen al-

ten Frau ging er zu einem in der Nachbarschaft wohnenden Bauern und forderte ihn auf, der Frau sofort zwei Zentner Kartoffeln zu bringen. Dann nahm er ein Brotmesser vom Tisch, stieg auf einen Stuhl, langte an die Decke, wo die Würste und Speckseiten hingen, schnitt kurzerhand ein großes Stück Speck ab und ging freundlich grüßend damit zur Tür hinaus, um der alten Frau das Geschenk zu bringen. Im Wirtshaus brachte er es fertig, den Branntweintrinkern die Gläser einfach vom Tisch zu fegen. Hinter diesem heiligen Eifer stand der ganze Mann mit einem Herzen voll brennender Liebe zu Jesus und zu seinen Mitmenschen.

» . . . *inmitten seiner teuren Herde*«

Remmer Janßen war ein Mensch, dessen persönliche Bedürfnisse sehr gering waren. Nichts wollte er für sich, immer gab er, wo Not war. Als er starb, war sein Nachlaß so armselig, daß zur Bezahlung des Grabsteins eine Sammlung veranstaltet werden mußte. Die Inschrift über seinem Grab hat Remmer Janßen selbst verfaßt:

»Hier ruhet in geweihter Erde/inmitten seiner teuren Herde/nachdem er suchte das Verirrte/der Pastor oder Seelenhirte

*Remmer Janßen*

*geb. 6. November 1850*

*gest. 18. Mai 1931.*

In eigenen Augen war er klein/durch Christi Blut von Sünden rein/hat er auf dieser armen Erde/geweidet seine teure Herde/in Gnaden 44 Jahre/bis man zum Grabe trug die Bahre/sein Leib ruht hier ohn' Ungemach/bis an den lieben Jüngsten Tag.«

An einem strahlend hellen Sommertag stand ich an diesem Grab. Liebevolle Hände hatten es gepflegt und mit leuchtenden Blumen geschmückt. Als ich die Worte auf dem breiten, wuchtigen Steinkreuz las, mußte ich an das Heilandswort denken: »Wie ein großes Ding ist's um einen treuen und klugen Haushalter!« Auf meinem weiteren Weg sah ich im nahen Walde einen großen Platz, der von ferne wie ein Soldatenfriedhof aussah. Das, was man für Grabkreuze hätte ansehen können, waren Stützen, über die bei den im ganzen Lande bekannten Missionsfesten Bretter gelegt wurden als Sitzgelegenheit für die große Menge der Besucher. Dann sah ich mir in der Kirche die Kanzel an, von der aus Remmer Janßen seine ernstesten, werbenden und gesegneten Predigten gehalten hat. Sie ist so angeordnet, daß der Mann auf der Kanzel jeden Platz in der Kirche sehen kann. Und dann stand ich in der Sakristei. Von der Wand grüßten die Bilder der Pfarrer der Gemeinde Strackholt. Da war

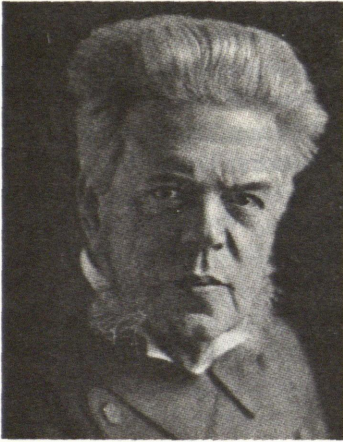
auch das Bild des Mannes, unter dessen Wirken die Gemeinde zu einem solchen Geistesfrühling erweckt wurde. Wie viele Gebete mögen in diesem kleinen Raum den Segen Gottes erfleht haben!

Remmer Janßen hat eine Predigt über die Bekehrung des Saulus beschlossen mit einem Wort, das sein ganzes Leben und Wirken besonders kennzeichnet. Damit sei auch dieser kurze Lebensbericht beschlossen:

»O lieber Heiland, bekehre doch jeden Saulus in der Christen- und Heidenwelt! Und wenn du unbekehrter Saulus dich nicht bekehren willst, dann bekenne jetzt und einst vor Gottes Gericht und Angesicht: Der Mann, der diese Predigt hielt und schrieb, ist unschuldig an meinem Blute! Amen! Amen!«

Ernst Decker

# Samuel Keller



*Geb. 15. 3. 1856 in der damaligen Hauptstadt Rußlands, Petersburg (heute Leningrad). Studium der Theologie in Dorpat. 1879 Hilfsprediger in Petersburg. 1880–1884 Pastor unter deutschen Kolonisten in Grunau in Südrußland, 1884–1890 im riesigen Kirchspiel Neusatz auf der Halbinsel Krim. Ausreise aus Rußland und 1890/91 Generalsekretär der deutschen Sittlichkeitsvereine (Weißes Kreuz). Dann bis 1898 Pfarrer in Düsseldorf. Fortan freier Evangelist. 1903 Umzug nach Freiburg im Breisgau. Gest. 14. 11. 1924.*

## *Das Joch in der Jugend tragen*

In den Klageliedern Jeremias heißt es: »Es ist ein köstlich Ding für einen Mann, daß er das Joch in seiner Jugend trage« (Kap. 3, 27). Dieses »köstliche Ding« ist Samuel Keller reichlich zuteil geworden. Sein Stammland ist der Kanton Schaffhausen in der Schweiz. Der Vater, ein klarer, ernster Pietist mit einer ungewöhnlichen Bibelkenntnis, war als Hausvater an ein deutsch-russisches Waisenhaus in Petersburg berufen worden. Er war ein treuer Beter, und sein Junge tat es ihm früh nach. Die Mutter traf den Dreijährigen hinter einem Stuhl kniend. Sie fragte: »Was machst du da?« Die Antwort lautete: »Sami betet.«

Der Vater mußte früh aus dem Dienst scheiden. Durch Erblindung und einen Schlaganfall wurde er arbeitsunfähig. Samuel war noch keine sechs Jahre alt, als er mit den Eltern auf die Insel Ösel in der Ostsee, am Eingang des Rigaischen Meerbusens, verzog. Mit dem Ruhegehalt von 480 Rubeln jährlich ließ sich kaum die größte Not abwenden. Schmalhans war Küchenmeister in der Familie Keller. Statt des blinden Vaters mußte Samuel den Garten bestellen, fleißig graben, gießen und düngen. Die Schulkameraden, die sich jenseits des Gartenzauns mit Spielen vergnügten, neckten ihn oft. Aus den abgetragenen Kleidern des Vaters und eines älteren Bruders schnei-

derte die Mutter ihrem Samuel die Anzüge. Auch das brachte ihm viel Spott ein. Wenn er sich dagegen zur Wehr setzte und dabei Prügel empfing, sagte er manchmal im kindlichen Trotz – wieder den Vater nachahmend, den er manchmal so sprechen hörte: »Aber selig werde ich doch!«

Als Schüler auf dem Gymnasium war Samuel sehr um Nachhilfestunden bemüht. Von dem auf diese Weise verdienten Geld sorgte er mit für das tägliche Brot der Familie. Einmal hatte er sich 16 Rubel sauer erworben. Er hätte sich gern ein neues Kleidungsstück davon gekauft. Aber da er den Eltern versprochen hatte, alles Geld zu ihrer Unterstützung abzuliefern, wagte er das nicht ohne weiteres. Er verriet aber der Mutter seine heimlichen Wünsche und durfte dann sechs Rubel für sich behalten. Wie war er glücklich! Samuel Keller hatte von seiner Kindheit an eine freigebige, großzügige Art, die ihn durch das ganze Leben begleitete. Wenn er jemandem Gutes tun konnte, war er immer zur Stelle. Dabei konnte er manchmal rasch und wenig überlegt handeln. An einer alten Rahmkanne seiner Mutter war der Schnabel abgestoßen. Das störte Samuels Schönheitssinn. Er bat die Mutter, die Kanne wegzuworfen. Aber wovon sollte sie eine neue kaufen? Darum weigerte sie sich. Da nahm eines Tages ihr Junge die Kanne, zerschmetterte sie mit kräftigem Wurf an der Wand – und gab der Mutter Geld für eine andere!

### *In den Weiten Rußlands*

Sein Theologiestudium, für dessen Kosten er selber aufkommen mußte, absolvierte Samuel Keller an der bekannten baltischen Universität Dorpat. Die Eltern zogen mit ihm dorthin. Auch hier mußte er wieder für ihren Lebensunterhalt sorgen und gab Schülern Privatstunden. Unter seinen Mitstudenten war er sehr beliebt. Dazu trug eine Kunst bei, die er meisterhaft beherrschte und die ihm viel Bewunderung einbrachte. Er konnte die Stimmen von Menschen und Tieren täuschend ähnlich nachahmen. Einmal wurde er aufgefordert, die Stimmen seiner Professoren wiederzugeben. Er erfand sogleich eine Geschichte, in der die gelehrten Männer nacheinander auftraten. Jeden einzelnen stellte er so großartig echt dar, daß die Heiterkeit kein Ende nehmen wollte. Eine Begabung zum Schauspieler steckte in ihm, was ihn für kurze Zeit mit dem versuchlichen Gedanken spielen ließ, sich diesem Beruf zuzuwenden. Aber der nüchterne Alltag mit der Not des Elternhauses sorgte dafür, daß solche Träumereien zerstoßen. Später hat Keller bei seinen Reisen und Besuchen öfter Kinder durch die Nachahmung von Tierstim-

men erfreut. Kurz hinterher konnte es dann geschehen, daß er mit dem Hausherrn betend auf die Knie sank und herzandringend kindlich mit dem Vater im Himmel redete.

Im weiten russischen Reich gab es damals hin und her verstreut viele evangelische Christen, deren Muttersprache Deutsch war. Das war auch in der Hauptstadt Petersburg der Fall, wo Samuel Keller nach Beendigung seines Studiums als Hilfsprediger einem älteren Pfarrer beigegeben wurde. Er mußte sich dort in drei Sprachen bewegen. Neben deutschen Gottesdiensten hatte er auch solche in estnischer Sprache zu halten, und dann mußte er natürlich die offizielle Landessprache, das Russische, beherrschen.

Der junge Hilfsprediger war bald bei Deutschen und Esten sehr beliebt. Er wäre gern in Petersburg geblieben und der Nachfolger seines vorgesetzten Pfarrers geworden. Die kirchliche Behörde schickte ihn aber nach Südrußland in eine Gemeinde von deutschen Kolonisten. Er ging nur widerwillig in die einsame Steppengemeinde Grunau. Doch dieser Weg wurde ihm zum Heil und Segen.

Schon bald erfreute sich der junge Pfarrer einer großen Beliebtheit, die der in Petersburg nicht nachstand. Er war ein volkstümlicher, packender Redner und hielt »gewaltige« Predigten. Doch darin überwog das gesetzliche Drängen und Strafen. Es fehlte der Lockton der Gnade.

Da kam eine denkwürdige Stunde in Kellers Leben. Es war ein Tag, an dem viele Schwierigkeiten äußerer und innerer Art sich gegen ihn auftürmten. Er war ratlos und verzweifelt. Da geschah es, daß auf einmal – wie noch nie zuvor in seinem Leben – nicht die Sünde anderer Menschen, sondern seine eigene Rücksichtslosigkeit, Rechthaberei und Herrschsucht, sein ganzes noch so ungebrochenes, stolzes, hochfahrendes Wesen anklagend vor ihm stand. Aus der Hölle solcher Selbsterkenntnis raffte er sich zu dem Gebet auf: »Jesu, du Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt, erbarme dich meiner!« Hören wir Keller selber: »Da hat es dann nicht lange gedauert, und zum erstenmal in meinem Leben durchflutete mich die Heilsgewißheit. Als ich mich von meinen Knien aufrichtete, war in meinem Urteil und meiner Überzeugung, in Gefühl und Willen etwas ganz Neues. Ich wußte, daß ich ein erlöstes Gotteskind sei und Jesus mich angerührt und gesegnet hatte.« Das war Kellers Bekehrung.

Mit den Predigten, die er fortan hielt, ging es ihm eigenartig. Wie, das soll er uns wieder selber sagen: »Vor meiner Bekehrung hatte ich

oft von der Kanzel herab gedonnert gegen diese oder jene Sünde. Ich wurde dabei aufgeregt, der Schweiß rann mir über das Gesicht. Es war ein schweres Werk, und der Teufel stand hinter mir und sagte: »Ja, schreie nur, du kriegst doch keinen!« Als ich aber anfang, vom Heiland, vom Blut des Lammes zu predigen, von Versöhnung, Frieden, Trost und Kraft, da erhob sich Widerspruch. Vorher war das ganze Kirchspiel einig im Lob über den Pastor, aber jetzt wurden die Leute stutzig. Jedem Seelsorger geht's ähnlich, wenn er anfängt, wirklich Jesus zu predigen.«

Es kam zu einer Erweckung in Grunau. Die Gemeinde war die Stätte von Kellers erster Liebe. Er hat sie nie vergessen können. Ähnliches erlebte er in seiner zweiten Gemeinde, dem riesigen Kirchspiel Neusatz auf der Halbinsel Krim, nicht, wenn es ihm auch an einem guten Kirchenbesuch und an der Anhänglichkeit der Menschen nicht mangelte. Bald brauten sich Gefahren über seinem Haupte zusammen. Die staatliche Obrigkeit und der Bischof der russisch-orthodoxen Kirche waren Keller feindlich gesinnt. Ein entlassener Lehrer verbreitete Verleumdungen über ihn. Er wurde von Geheimpolizisten ständig beobachtet. Freunde warnten ihn, daß ihm eine Verschickung nach Sibirien drohe. Darum nahm er eine Aufforderung aus Berlin, dort Generalsekretär der deutschen Sittlichkeitsvereine (Weißes Kreuz) zu werden, als aus Gottes guten Händen kommend an. Ein früherer naher Bekannter aus Petersburg, der nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte ihn empfohlen.

### *Die ersten Jahre in Deutschland*

Doch handelte es sich nur um ein Sprungbrett für künftige andere Aufgaben. Keller hielt viele Vorträge über Sittlichkeitsfragen und wurde dadurch weithin bekannt. Bald erreichte ihn ein Ruf aus Düsseldorf in eine dortige Pfarrstelle. Damit war ein von ihm oft zu Gott emporgesandtes Gebet erhört: »Herr, setze mich wieder ins Amt, das du mir befohlen hast, daß ich dein Wort verkündigen kann. Ich kann nicht leben, ohne zu predigen.« Die Predigten des Pfarrers aus dem fernen Rußland waren von starker Wirkung. Eine davon verursachte große Aufregung. Sie handelte vom jüngsten Gericht. Ein Satz lautete: »Vor dem Stuhl des ewigen Richters haben sie alle ohne Unterschied zu erscheinen: vom Kommerzienrat, der über Millionen von Mark geherrscht hat, bis zum ärmsten Arbeiter, der nichts sein Eigen nannte als seinen Schweiß bei saurer Arbeit. Sie alle treten vor.« War solch eine Ausdrucksweise nicht



eigentlich eine Selbstverständlichkeit? Mitnichten! Ein anwesender Kommerzienrat fühlte sich persönlich angegriffen und beleidigt und forderte einen Widerruf. In einer Sitzung des Presbyteriums kam die Angelegenheit zur Sprache. Keller sagte: »Was soll ich widerrufen? Soll ich sagen, daß die königlich-preußischen Kommerzienräte nicht vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen brauchen oder daß sie dort in Samstühlen sitzen werden?«

Die Sache wirbelte viel Staub auf und machte Keller in weiten Kreisen bekannt. Aus aller Welt erhielt er Zuschriften: aus London, Paris, der Schweiz, ganz Deutschland, sogar aus Amerika und Ceylon. Manche Leute meinten, er solle fortan in die Politik gehen und sich zum Vorkämpfer gegen den Kapitalismus aufwerfen.

Daß Keller die besondere Gabe der volkstümlichen Beredsamkeit hatte und daß er die unverkürzte alte biblische Wahrheit so zu sagen verstand, daß auch unkirchliche Leute anfangen, aufzumerken – das war inzwischen von vielen festgestellt worden. Kein Wunder, daß die Aufforderung an ihn herantrat, sich aus der begrenzten Gemeindegemeinschaft zu lösen und als Evangelist für viele durchs Land zu ziehen. Eine Frage, die Keller dabei bewegte, lautete: »Wenn ich das feste Pfarramt mit Gehalt und Pensionsberechtigung aufgebe, was wird dann finanziell aus mir und meiner Familie?« Er fragte u. a. den bekannten Evangelisten Elias Schrenk um Rat, was er tun solle. Dessen Antwort hieß: »Ob du jetzt dein Amt aufgeben sollst, muß dir Gottes Geist klar sagen. Was deine Sorge um die finanzielle Seite deiner Zukunft angeht, gilt mir der Satz als eine oft erfahrene Lebenswahrheit: Wo Heiliger Geist ist, da kommt auch Geld hin.«

### *Die Höhe des Lebens: der Evangelist*

Im März 1898 schied Keller dann tatsächlich aus seinem Pfarramt aus. Damit begann ein Vierteljahrhundert einer weitgespannten, reichen und gesegneten evangelistischen Tätigkeit. Neben Elias Schrenk, dessen Wirksamkeit sich aber dem Ende näherte, wurde er der wohl bekannteste und begehrteste Evangelist Deutschlands. Während Schrenk mehr der Evangelist der Gemeinschaftsbewegung war und sich in dieser Bewegung stark engagierte, ist Keller vor allem im kirchlichen Raum tätig gewesen. Dabei ist er eine Art Einspanner Gottes gewesen und geblieben. Seine Verkündigung war immer herzerfrischend klar und auf Christus und sein Heil ausgerichtet. Vielen seiner Amtsbrüder war er zu pietistisch. Man warf ihm auch vor, daß er sein ordnungsmäßiges Pfarramt »frivol« aufgegeben habe. In manchen Gemeinschaftskreisen dagegen hatte

man Bedenken ihm gegenüber, ob er auch »entschieden« genug sei und am Ende nicht mehr schaden als nützen könne. Ihn focht das alles nicht weiter an, er ging seinen Weg, so wie er diesen für sich von Gott verordnet sah.

Ein naher Freund Samuel Kellers, Pastor Ernst Bunke, hat einmal die Predigtweise von Elias Schrenk und Samuel Keller folgendermaßen miteinander verglichen: »Schrenk rechnete mit Menschen, die schon irgendwie angefaßt waren, bei denen also gewisse Voraussetzungen schon gegeben waren. Er nahm an, daß die Menschen, die in seine Abendversammlungen kamen, schon innerlich beunruhigt waren und Frieden suchten. Daher ging er weder auf moderne Probleme und Gedankengänge ein, noch berücksichtigte er das Gebiet, das man Apologetik (Verteidigung, Rechtfertigung des christlichen Glaubens) nennt. Er fühlte sich nur berufen, Sünde und Gnade zu predigen. Das tat er mit Vollmacht von oben, mit solcher Entschiedenheit und Klarheit, daß auch er weite Kreise anzog.

Keller aber wußte sich auch zu denen gesandt, die noch nicht so weit gefördert waren, um nach dieser Botschaft ernstlich zu fragen. Er wollte gern die entfremdeten Kreise erreichen. Mit dieser Absicht wählte er daher eine ganz andere Tonart. Er wollte zunächst einmal die Hörer zur Aufmerksamkeit und inneren Teilnahme nötigen. Sie sollten spüren, daß der Redner sie verstehe, ihre Zweifel und Bedenken kenne, die Bücher auch gelesen habe, die den Zuhörern ihren Glauben erschüttert hatten. Sie sollten es merken, daß sie durch ihre Kenntnis vermeintlicher wissenschaftlicher Ergebnisse keineswegs dem Glauben verschlossen seien. Der Evangelist ist ja durch diese Kenntnis auch nicht von dem Herrn Jesus Christus und seinem Heil getrennt. Damit ist dann von vornherein eine Verschanzung niedergelegt, hinter der sich viele sogenannte »Gebildete« gegen den Angriff des Wortes Gottes gesichert glauben oder um dretwillen sie meinen, nicht zu einem festen Glauben gelangen zu können. Keller hatte wirklich die einschlägigen Fragen gründlich studiert und hat trotz seiner übermäßigen Arbeit sich immer noch die Zeit abgerungen, um sich wissenschaftlich auf dem Laufenden zu halten und die neuesten Fragestellungen und Ergebnisse kennenzulernen. Aber er wußte wohl, daß der wirkliche Glaube nicht eigentlich eine Sache des Verstandes sei, sondern des Gewissens und des Willens. Darum blieb er nicht bei der Verteidigung stehen, sondern ging zum Angriff über. Er schlug dem Gegner die Waffen aus der Hand und wandte sich an Gewissen und Willen.«

Um dieser seiner besonderen Art und Gabe willen hat man Keller

den »Evangelisten für die Gebildeten« genannt. Aber er hat nie die Mitte der biblischen Botschaft aus den Augen verloren. Mit kompromißloser Deutlichkeit ließ er seine Zuhörer wissen: »Ohne Jesu Gnade, ohne Buße und Wiedergeburt, ohne Bekehrung und Heiligung bist du verloren.« Er zeigte unermüdlich auf den Gekreuzigten: »Gibt es einen Zorn Gottes über die Sünde – nur auf Golgatha ist dieses Feuer einmal mit elementarer Wucht hingegangen und hat abgebrannt, was brennen konnte. Flüchte dich dahin! Einen sichereren Platz gibt es in aller Welt nicht als Golgatha.«

Keller füllte die größten Kirchen und Säle. Bekannt war damals der Zirkus Busch in Berlin, in dessen riesiger Arena fast 8000 Menschen Platz fanden. Er mußte wegen Überfüllung polizeilich gesperrt werden. Keller trat ans Rednerpult, und der erste Satz, den er mit seiner gewaltigen, wohlklingenden Stimme sagte, verbreitete tiefe Stille und Aufmerksamkeit: »Die Bilanz der Kulturmenschheit stimmt nicht!« Er wies die Richtigkeit dieser seiner Behauptung nach, indem er kurze Streifzüge durch die Rechtswissenschaft, die Medizin, die soziale Gesetzgebung, die Kunst usw. unternahm und sich dabei als ein gründlicher Sachkenner auswies. Dann ging es weiter: »Es muß etwas Neues, etwas Wirkliches kommen. Und zwar bei dem einzelnen, bei jedem persönlich!« Klar leuchtete die Botschaft des Neuen Testaments auf: »Ist jemand in Christus, dann ist er eine neue Schöpfung.« Die Fernstehenden, nach denen sich jeder Evangelist sehnt, waren in großer Zahl erschienen.

Keller war alles andere als ein perfekter Heiliger. Das Menschliche und manchmal allzu Menschliche an ihm war nicht zu übersehen. Er hatte von Hause aus ein oft ungestümes Temperament. Seine Phantasie ging manchmal mit ihm durch. Er konnte verletzend scharf und kurz angebunden sein. Er ließ sich hinreißen, Menschen und Dinge ungerecht zu beurteilen. Und doch hat das alles die tiefreichenden Wirkungen, die von seinem Dienst ausgingen, nicht gehindert. Es war eben keine bloße Redensart, sondern wirklich das beherrschende Leitwort von Kellers ganzem Wesen und Leben, wenn man ihn öfter sagen hörte: »Mir geht nichts über Jesus!« Daß das wahr war, spürten die Leute, die ihn in den Versammlungen hörten, die in seine seelsorgerlichen Sprechstunden kamen, die von ihm Briefe erhielten oder in sein vielfältiges Schrifttum – darunter auch christliche Erzählungen und Romane – sich hineinlasen. Das machte ihn glaubwürdig und ließ ihn für Ungezählte zum Segen werden.

Obwohl Keller seiner ganzen inneren Einstellung und Lebensführung nach zu den Pietisten und den Gemeinschaftsleuten gehörte, hat er sich mit diesen und diese mit ihm schwer getan. Er hat nie zu ihnen das enge Verhältnis gewonnen, das Elias Schrenk mit ihnen verband. Es ist kein Zweifel, daß er in einem seiner Romane, der den Titel »Menschwerdung« trägt, eine einseitige Zeichnung bestimmter Gemeinschaftskreise gibt, die mit Recht als ungerecht empfunden wurde.

Hilfreiche Kritik dagegen übte er mit seinen »Sieben Bitten an die Gemeinschaftsbewegung«, die er im Jahre 1902 veröffentlichte. Wir geben daraus einige der Hauptgedanken wieder:

»Bitte, seid vorsichtig mit dem Gebrauch der Worte ›Bekehrung‹, ›bekehrt‹, ›unbekehrt‹ und ›Welt‹. Besonders bei jungen Leuten und Kindern wird mit solchen Worten gesündigt. Wie manches sogenannte bekehrte Kind von zwölf Jahren ist zehn Jahre später ein ausgebrannter Krater. –

Schafft die Schablonen ab. Es gibt hin und her einige starke Geister, die ihrem ganzen Kreise ihre Schablone aufdrücken. Oder es sind bestimmte, gerade hier besonders stark betonte Meinungen, die ebenso schablonenhaft wirken. Werdet nicht der Menschen Knechte, auch nicht frommer Menschen. –

Vergeßt nicht den Naturzusammenhang. Das neue Leben des Geistes, der in uns wirkt, hat unseren Willen, unser Herz, den Kernpunkt der sittlichen Persönlichkeit ergriffen und muß täglich wieder gewollt werden. Unsere alte Sündennatur ist nicht weggeblasen. Fleisch und Blut sind noch ein Schlachtfeld oder ein Feind oder eine Kette. –

Richtet nicht neue Zäune auf in verschiedenen Mitteldingen. Nur kein neues und allerneuestes Gesetz. F. B. Meyer, ein bekannter Prediger der englischen Heiligungsbewegung, mahnt: ›Bringt nie das gesetzliche Muß in Gottes freien Dienst.‹

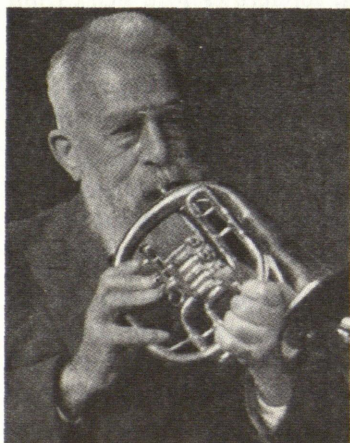
Wir wollen in unserem religiösen Leben und Reden ganz wahr sein und uns jeder Übertreibung völlig enthalten.«

Der bekannte Evangelist Ernst Modersohn hat es bedauert, daß Keller keine engere Verbindung mit der Gemeinschaftsbewegung gefunden hat und seinen Weg allein gegangen ist: »Das war schade, vielleicht schade für ihn selber, jedenfalls aber schade für die deutsche Gemeinschaftsbewegung. Wieviel hätte dieser große Mann in

ihr und für sie bedeutet!« Doch dann fährt er fort: »Aber schließlich sind das keine Hauptsachen. Die Hauptsache ist, wie wir zum Herrn stehen. Wir werden am Tage der Ewigkeit nicht gefragt, zu welcher Kirche oder Bewegung wir gehört haben und wie wir in dieser und jener Frage gedacht haben, sondern es wird sich darum handeln, wie wir zum Heiland gestanden und ob wir ihn von Herzen geliebt haben . . . Das kann Keller nicht bestritten werden, daß er ein Herz voll Jesusliebe gehabt hat . . . Noch in einer seiner letzten Veröffentlichungen in seinem Blatt ›Auf dein Wort‹ heißt es: ›So bleibt der Löwenanteil meines Alterns in dem einen stecken, wo er schon lange war: daß ich nur näher zu Jesus kommen und ihn besser verstehen und ihn brennender lieben könnte.«

Arno Pagel

# Johannes Kuhlo



*Geb. 8. 10. 1856 in Gohfeld (zwischen Herford und Minden (Westfalen) als Sohn eines Pfarrers. Besuch des Evangelischen Gymnasiums in Gütersloh. Studium der Theologie in Halle an der Saale, Leipzig und Erlangen. 1. theol. Examen in Münster (Westfalen). 1879 Oberhelfer im Rauhen Haus in Hamburg. Nach 1 1/2 Jahren Vikar in Alswede (Kreis Lübbecke), dann Mitarbeiter des Vaters. 1882 Adjunkt (Pfarrhelfer) in Hüllhorst (zwischen Lübbecke und Gohfeld), dann Pfarrer der Gemeinde. 1893 Vorsteher der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth in Bethel*

*bei Bielefeld. 1923 im tätigen Ruhestand, vor allem für die geliebte Posaunensache unterwegs. Gest. 16. 5. 1941.*

## *Aus einem singenden, klingenden Haus*

Ja, daraus stammte Johannes Kuhlo. Sein Vater Eduard, verwurzelt in der Erweckungsbewegung des Ravensberger Landes und mit Vater Bodelschwingh in Bethel befreundet, war der erste Anreger und Begründer der Posaunenmusik und der Posaunenchöre. Der Sohn sagt davon: »Dieses Werk ist in aller Stille der Anfangszeit herangereift, zunächst nur mit dem Blick auf den meinem Vater anvertrauten Bereich. Dann hat sich an diesem Stück einer im Reich Gottes angefangenen Arbeit das Gleichnis vom Senfkorn erfüllt: Das Werk ist ins Ravensberger Land hinausgewachsen und dann in die Weite der deutschen evangelischen Christenheit, bis es einen weltweiten Zug bekam.«

Weihnachten 1862 bekam ein Freund des kleinen Johannes ein Posthorn geschenkt. Bald konnte der letztere darauf besser blasen als der Besitzer. Hören wir von Kuhlo selber, wie es weiterging: »Im Frühjahr 1856 gründete mein Vater den Gohfelder Posaunenchor. Als Achtjähriger bekam ich natürlich noch kein Instrument, obwohl ich zu meiner Freude auf allen Instrumenten blasen konnte.

Ein gutes Vierteljahr später kam ein neuer Schub Instrumente an, darunter eine nicht bestellte kleine Altposaune. ›Zurück damit, hieß es, ›die kann ja kein Mensch blasen!‹

Ich schlich mich mit ihr fort und kam bald zurück: ›Vater, ich kann die Tonleiter darauf blasen!‹ ›Du Purk! Wenn du das kannst, sollst du sie haben.‹ Die Tonleiter erklang, mein Vater war ehrlich überrascht: ›Sein Wort muß man halten!‹ Und wer war glücklicher als ich mit dem neuen Instrument!

Am nächsten Sonntag schmetterte ich zum Ausgang des Gottesdienstes so laut zwischen die andern Bläser in die Kirche, daß der ›dulle Krischan‹, ein alter Regimentstrompeter, sich schmunzelnd umdrehte: ›Hew de Pastorenjung over n' Puste!‹ Da faßte mich mein Vater unsanft am Arm: ›Hör mal, wenn du noch einmal so in die Kirche hineinlärmst, nehme ich dir die Posaune wieder weg. Es steht geschrieben: Was lieblich ist, was wohllautet, dem denket nach!‹ Die Lektion wirkte Wunder. Ich übte von Stund an jeden Tag das Pianissimo und konnte es bald so leise blasen, daß man schon im Nebenzimmer nichts mehr davon vernahm.«

Mit dem Posaunenblasen in seinem Elternhaus und in der Gemeinde wuchs Johannes auf. Aber nicht nur diese Klänge waren zu hören. Es wurde auch viel gesungen. Der Pastor von Gohfeld führte den rythmischen Gesang der Choräle in den Gottesdiensten ein, und er pflegte mit den jungen Männern und Mädchen den mehrstimmigen Chorgesang. Solches Singen war damals auf dem Dorf etwas ganz Neues. Die ersten Übungsstunden wurden von den meisten Bewohnern mit Mißtrauen betrachtet. Als dann aber der mehrstimmige Gesang zum erstenmal aufklang, hörte man einen Alten, der über die geplanten »Neuerungen« am meisten den Kopf geschüttelt hatte, sagen: »Leute, Leute, was ist? Sind wir im Himmel? Das klingt ja viel besser als die Spielmusik von unserer ganzen Orgel!« – Das geistliche und musikalische Erbe des Vaters hat von seinen Kindern am hingebungsvollsten Johannes aufgenommen und weitergeführt.

### *Jugendzeit, Studentenjahre, erster Dienst*

Johannes Kuhlo war quicklebendig und ist es sein Leben hindurch geblieben. Noch als weißhaariger Greis sah man ihn oft eher laufen als gehen. Der Trab schien die einzige richtige Gangart seiner kurzen Beine zu sein. Er liebte die kräftige Nahrung von Schwarzbrot und Pumpernickel. Auf seine eifrig betätigte Vorliebe für fette

Milch führte er seine beneidenswerte Gesundheit zurück: »Ich bin unter Kühen herangewachsen. Wir melkten uns die Milch gleich in den Hals und sparten die umständlichen Töpfe und Kannen. So gab's dabei auch keine Bazillen.« Für die innere Gesundheit sorgte der gute Geist des Elternhauses. Zu einer Reihe von Nachbarpfarrern, die den Vater zwecks Gebetsgemeinschaft und Predigtvorbereitung besuchten, schaute er mit Hochachtung empor. Er schreibt von ihnen: »Diesen Gottesmännern verdanke ich es, daß mir die Bibel unumstößliches, festes, gewisses Gotteswort wurde und ich bis heute vor jedem Zweifel an der Bibel in Gnaden bewahrt worden bin.« In der Welt der heimatlichen Gottesdienste mit ihrer biblisch-erwecklichen Predigt und ihrem musikalischen Reichtum sowie auf den übergemeindlichen Jugend-, Missions- und Posaunenfesten machte er freudig mit und war er ganz daheim.

Während Kuhlos Schulzeit in dem damals in ganz Deutschland hochgeschätzten Gütersloher Evangelischen Gymnasium wurde dort der erste Gymnasial-Posaunenchor gegründet. Schon der Obertertianer Johannes lernte junge Nachwuchsspieler an, und bald war er zum Dirigenten befördert. Auch die Studentenjahre waren von der Liebe zu Ton und Klang mitgeprägt. Daß er in der Bachstadt Leipzig die Musik Johann Sebastian Bachs tief auf sich wirken ließ, ist nur zu begreiflich.

In der Erlanger Zeit machte Johannes Kuhlo einmal mit studentischen Freunden eine Rheinfahrt. Dabei wettete er mit diesen zugunsten der Basler Mission, daß er den Rhein schwimmend überqueren würde. Solche Wagnisse waren damals nicht gerade üblich, und sie verstießen auch gegen eine bestehende Polizeivorschrift, nach der das Überqueren des Flusses nur mit einem Boot gestattet war. Das focht Kuhlo nicht an. Die Freunde begleiteten den kühnen Schwimmer im sicheren Boot und reichten ihm auf seine Bitte sein Horn. Schwimmend und dabei muntere Weisen blasend erreichte er das andere Ufer und gewann die Missionswette.

Nach dem Studium und dem ersten theologischen Examen verlebte Johannes Kuhlo eine für ihn bedeutsame Zeit in dem bekannten Rauhen Haus in Hamburg, das Johann Hinrich Wichern, der Vater der Inneren Mission, begründet hatte. Dieser war schon ein schwerkranker Mann, aber sein Sohn führte das Werk im Geist und Sinn des Vaters weiter. Kuhlo war die Verantwortung für eine »Familie« von schwer erziehbaren jungen Menschen als »Oberhelfer« übertragen. Er brachte Schwung und Gesang, Posaunenklänge und Frohsinn ins ganze Anstaltsleben.



Mit seinem eigenen Flügelhorn verwuchs Kuhlo in Hamburg immer noch mehr. Mittags lud er damit seine Zöglinge zum Essen, indem er blies: »Ihr Kinderlein, kommet!« Bei der Abfahrt eines Zuges erklang die Melodie: »Fahre fort, fahre fort . . .« Türklingeln brauchte er nicht zu betätigen. Daß er es war, der irgendwo Einlaß begehrte, ließ sich nicht überhören, wenn es durch die Stille klang: »Tut mir auf die schöne Pforte!« Oder auch: »Macht hoch die Tür, die Tor macht weit!« Für die Gottesgabe der Posaunenmusik war er besonders dankbar in jenen Stunden, in denen er dem alten, kranken Wichern durch sein Blasen die schwere, trübe Zeit erhellte. Bei dessen Beerdigung leitete er den Posaunenchor.

### *Landpastor in Westfalen*

Das wurde Johannes Kuhlo in der Gemeinde Hüllhorst. Als Pietist, der aus der Erweckungsbewegung kam, folgte er auf einen alten Pfarrer, der theologisch in die Epoche der Aufklärung gehörte. Nun bekam die Gemeinde nach dürrer geistlicher Kost das lebendige, unverkürzte biblische Evangelium zu hören. Und es wurde gesungen und musiziert! Mit bloßem Predigtgottesdienst war der junge Pfarrer nicht zufrieden. Seine besondere Liebe galt der Jugend. Er sammelte sie in einem Jungmänner- und Mädchenkreis. Schon sein Vater hatte darin Pionierdienst getan.

In jener Gegend Westfalens war die Zigarrenindustrie zu Hause und sprach man dem bekannten »Steinhäger«-Schnaps eifrig zu. Kuhlo war – wie er gern sagte – »seit seinem zehnten Lebensjahr Nichtraucher« und eifriger Milchtrinker, als welchen wir ihn schon kennen gelernt haben. Er wandte sich tapfer gegen die beiden Volksübel des Rauchens und Trinkens und hat durch sein eigenes Vorbild besonders das junge Volk positiv beeinflußt. Er scheute sich nicht, Kirchenzucht zu üben, wobei er nicht überall auf Verständnis und Zustimmung stieß. Eifrig besuchte er seine Gemeindeglieder. Im wehenden Lutherrock eilte er von Haus zu Haus. Man erzählte ergötzliche Geschichten, wie er manchmal mit der Postkutsche um die Wette gelaufen sei. Immer mehr wurde er ein Original Gottes.

### *In Bethel*

Die Pastoren und Gemeinden im Erweckungsgebiet des Ravensberger Landes waren mit Vater Bodelschwingh und seinen Betheler Anstalten sehr verbunden. Das traf auch auf Eduard Kuhlo aus Gohfeld zu und ging auf seinen Sohn Johannes über. Zu den vielen

Häusern, die das Gesamtbild Bethels prägten, gehörte auch ein Brüderhaus, die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth. Ein enger Freund des Anstaltsleiters, Pastor Hermann Stürmer, hatte in fast 20jähriger Arbeit das männliche Diakonat entscheidend mitgeprägt. Da erlitt er einen schweren Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Zu seiner Entlastung rief Vater Bodelschwingh den jungen Pfarrer von Hüllhorst zur Mitarbeit.

Johannes Kuhlo nahm die Berufung allerdings nicht gleich an, sondern erbat sich zunächst eine Bedenkzeit. Daraufhin schrieb ihm Bodelschwingh den folgenden Brief: »Mein teurer Bruder! Dein lieber Brief ist mir erst spät auf meine Pilgerfahrt nachgefolgt – und ich möchte Dir nur in allen Fällen für Deine Liebe danken. Dein Besuch bei uns ist jedenfalls nicht umsonst gewesen. Was Gott weiter tut, ob er uns mit sicherem Finger eine andere Persönlichkeit zeigt oder ob er noch einmal zu Dir zurückweist, will ich still abwarten. Ich habe mit Dir nur ein Verlangen: seinen Willen zu erkennen und danach gehorsam zu handeln. In treuer, dankbarer Liebe mit herzlichem Gruß an Deine liebe Frau Dein Bodelschwingh.«

Gott wies zu Johannes Kuhlo zurück. Bodelschwingh besuchte ihn und sagte: »Ich will dich als Nachfolger von Stürmer zum Vorsteher von Nazareth machen.« Darauf Kuhlo: »Das geht nicht. Ich habe meinem heimgegangenen Vater vor seinem Tode in die Hand versprechen müssen, daß ich den Vereinen und der musica sacra mit den von Gott mir dazu verliehenen Gaben mein Leben lang dienen will.« Bodelschwinghs Antwort: »Wegen deiner Beziehungen zu den Vereinen will ich dich ja gerade haben! Du sollst mir junge Menschen für Sarepta (das Diakonissen-Mutterhaus von Bethel) und Nazareth werben! Durch deine musica sacra sollst du die Kranken ermuntern, sollst Bethel mit Lied und Lobgesang füllen. Du bekommst ein Büro mit Hilfskräften und kannst von Bethel aus deine Bläser viel besser versorgen. Komm mal acht Tage her und sieh dir's an!«

In Bethel war für die mannigfachen Aufgaben auch eine Reihe von Pfarrern tätig. Im Blick auf diese äußerte Kuhlo Bodelschwingh gegenüber seine Besorgnis: »Mit meinen lieben Bauern bin ich durch Gottes gnädigen Beistand ausgekommen. Aber wie wird es hier mit den vielen Studierten werden? Ich bin immer merkwürdig befangen, wenn ich Akademiker unter meinen Zuhörern sehe und weiß.« Bodelschwingh wußte die Bedenken zu zerstreuen: »Brüderchen, es predigen ja hier auch noch andere. Die Hauptsache ist mir ein

brüderlicher und demütiger Umgang mit den Brüdern und den Kranken. Du wirst in Nazareth angestellt und bleibst landeskirchlicher Pfarrer wie bisher.«

So zog denn Kuhlo 1893 in Bethel im Brüderhaus Nazareth ein. Dreißig Jahre tat er dort einen gesegneten Dienst. Er war ein rechter Brüderpfarrer, stets für die jungen Männer da. Natürlich mußte er auch Unterricht geben, der aber weniger systematisch-theoretisch als lebendig-praktisch ausfiel. Gute Mitarbeiter ergänzten ihn. Für organisatorische und verwaltungsmäßige Dinge hatte er, der musikalische und spontane Mensch, keine besondere Vorliebe. Seine sprühende Art machte den Umgang mit ihm nicht immer ganz leicht. Auch stand seine Unpünktlichkeit manchmal bei Besuchen, Besprechungen und Unterrichtsstunden hemmend im Wege. Dem Original »Vater Kuhlo« wurde aber manches nachgesehen. Bei und trotz seinen Grenzen war er jedoch die Seele der Nazareth-Bruderschaft, und seine kindliche, auf die Bibel gegründete Gläubigkeit, seine große Hilfsbereitschaft und sein ganzes fröhliches Christsein hat viele der Brüder beeindruckt und geprägt.

Kuhlos Tätigkeit blieb nicht auf Nazareth beschränkt. Er war für ganz Bethel so etwas wie ein »Freudenmeister«. Wenn er zu predigen hatte, dann lag oft sein Flügelhorn neben ihm auf der Kanzel. Manchmal unterbrach er die Predigt und blies ein munteres Stück. So schlief kaum jemand bei ihm ein. Wie oft hat er bei Besuchen von Kranken diese durch ein Lied erfreut! Er führte auch gern Besucher durch die Häuser der Anstalt. Das konnte keiner so gut wie er. Sein einzigartiges, mit viel Humor gewürztes Erzählertalent kam ihm dabei sehr zustatten.

Das Reisen lag Kuhlo im Blut, war ihm Freude und nicht Last. Er besuchte die Nazarethbrüder auf ihren auswärtigen Arbeitsfeldern und machte viele Konzertreisen. Auch in Gefängnissen hat er geblasen. Als Dank schickten ihm die Insassen eines Zuchthauses Geld und selbstgefertigtes Spielzeug für Bethels kranke Kinder.

Als Neunundsechzigjähriger trat Kuhlo in den Ruhestand. Nun konnte er erst recht das dem sterbenden Vater gegebene Versprechen einlösen und – ungehindert durch amtliche Verpflichtungen – der christlichen Posaunensache und dem Einsatz für die christlichen Vereine sich widmen.

### *Ein unruhiger Ruhestand*

Man kann ohne Übertreibung sagen: Die eigentliche Posaunenbe-

wegung ist das Werk von Johannes Kuhlo. Er hat auf der Grundlage von bescheidenen Anfängen, die vor ihm lagen und die z. T. sein Vater gelegt hatte, aufgebaut. Von Bethel ausgehend wurden die Brüderhäuser Deutschlands Hochburgen der Posauenmusik. Sie bildeten den Nachwuchs heran, der wieder auszog, um neue Chöre zu gründen. Es war wie ein Netz, das sich über das ganze Land ausbreitete. Bei großen Treffen kamen Hunderte und später Tausende von Bläsern zusammen. Kuhlos Notenbücher wurden in der ganzen Welt verbreitet. Missionare trugen die Freude am Blasen in fremde Erdteile hinaus. Und überall waren es festliche Höhepunkte, wenn der weitbekannte und vielgeliebte »Posaunengeneral« Kuhlo mit seinem Flügelhorn erschien, für die Posaunensache warb, die Bläser schulte und mit ihnen blies. Das Kuhlo-Sextett wurde berühmt und füllte viele Kirchen und Konzertsäle.

Wo sind nicht überall die unverwechselbaren Töne aus Kuhlos Flügelhorn zu hören gewesen! Er blies auf der Plattform des Straßburger Münsters, vom Eiffelturm über die französische Hauptstadt Paris hin, machte in London der Heilsarmee – die auch einiges vom Blasen verstand – Konkurrenz. An viele andere nicht zu zählende Orte im In- und Ausland ist er gereist. Und das alles war im Ruhestand nicht schlagartig zu Ende, sondern ging fröhlich – z. T. noch vermehrt – weiter. Im 70. Lebensjahr unternahm Kuhlo allein 76 Konzertreisen! Dazwischen gab es Empfänge und Besuche bei einflußreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Besichtigungen, Briefwechsel. Es mußten Korrekturen gelesen und Noten geschrieben werden, nicht selten im Hotel oder während einer Eisenbahnfahrt. Die Bibel und das Kursbuch der damaligen Deutschen Reichsbahn waren Kuhlos wichtigste Lektüre. War er zu Hause, fehlte es selten an Gästen. Er nannte sein Haus »Hotel zum laufenden Stiefel«.

Der alternde Mann verfügte bis fast zuletzt über eine zähe, robuste Gesundheit. Das kalte Brausebad am Morgen ließ er sich bis ins hohe Alter nicht nehmen. Zum letztenmal weilte er unter seinen geliebten Bläsern am Sonntag Kantate 1941 – mitten in schwerer Kriegszeit – bei einem großen Posaumentreffen in Herford. Dort hielt er seine letzte Predigt auf Erden über das Psalmwort: »Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen.« Seine letzte Aufgabe war ein seelsorgerlicher Dienst an den Kranken Bethels. Am Tage nach diesem Seelsorgebesuch trat eine schlimme Herzschwäche auf. Eine böse Lungenentzündung kam hinzu. Eine seiner Töchter pflegte ihn aufopfernd treu. Abends bliesen Bethels Posaunen dem Todkranken Trost und Stärkung zu.

Gesangbuchverse, die er sich vorsagte, erquickten ihn. Viele Menschen, viele Anliegen des Reiches Gottes und die Menschen draußen im Krieg und im Angesicht des Todes brachte er noch einmal im Gebet vor den Thron der Gnade.

In seinen sich steigernden Fieberphantasien war der Sterbende bei den Schlußzeilen der Motette vom Herforder Fest am Sonntag zuvor: »Und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben.« Eines der letzten Worte war: »Mein Jesus vergibt reichlich!« Pastor Fritz von Bodelschwingh, der Anstaltsleiter, der Kuhlo letzte Atemzüge enteilen sah, berichtet: »Ohne Kampf ist er durch die Tür des Todes gegangen, wie ein Kind, das in eine andere Kammer zur Mutter läuft.«

### *Der Reichsposaumentag 1936*

Zum Schluß noch zweierlei. Erstens ein kurzer Rückblick auf ein Ereignis, das Vater Kuhlo wie wenige andere in seinem Leben erfreut hat: den ersten gesamtdeutschen (Reichs-) Posaumentag anläßlich seines 80. Geburtstages in Bethel im Oktober 1936. Fast 4000 Bläser zeigten dem greisen Vorkämpfer des Posaunenwerkes ihre Dankbarkeit und bleibende Verbundenheit. Am Vorabend des Festtages fand auf dem Marktplatz in Bielefeld im Schein zahlreicher Fackeln eine Abendmusik statt, bei der Kuhlo einen Chor von 3000 Bläsern dirigierte. Für Sonntag, den 11. Oktober, stand ein Morgenblasen auf 33 Plätzen der Stadt und eine Fülle von Festgottesdiensten auf dem Programm. In der Mittagsstunde hatten die Bläser bei einer öffentlichen Kundgebung wiederum Gelegenheit, ihre Posaunen im missionarischen Dienst einzusetzen. Denn das war Posaunenblasen für Kuhlo und seine Geistesverwandten eindeutig und in erster Linie: ein Mehren des Lobes Gottes in Tönen und ein Werberuf für Christus und sein Evangelium.

Zur Hauptfeier am Nachmittag strömten die Bläser und die Gemeinden aus dem ganzen Ravensberger Land in die riesige Bielefelder Ausstellungshalle. Die Posaunen und das in Ansprachen verkündigte Wort gaben gemeinsam einen klaren, hellen Klang; denn das Leitwort hieß: »Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.« Auf dem Höhepunkt des Dritten Reiches, das menschliche Führer verherrlichte, wurde ein mutiges, überzeugendes Bekenntnis zu dem einen Führer und Herrn abgelegt: Jesus!

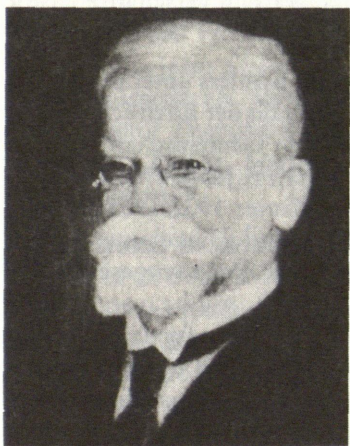
Und nun das zweite: Das sind einige Sätze des Sohnes des Bethel-

Gründers, den man in Bethel so gern vertraut »Pastor Fritz« nannte: »Das Horn wurde das eigentliche Sprachrohr der Seele von Pastor Kuhlo. Wie vielen Leidenden und Sterbenden hat er mit seiner Posaune Trost ins Herz geblasen! Und wie hätten wir eine Christvesper am Heiligen Abend halten können, ohne daß er zum Schluß mit seinem Solospiel den hellsten Weihnachtsjubel unter uns zum Klingen brachte! Was ihm aber selber geschenkt war, das teilte er uns Jüngeren in reicher Fülle aus. Unter seinem Kommando blasen zu dürfen, das war jedem Betheljungen und jedem älteren Mitarbeiter ein Genuß. Denn er war bei allem goldenen Humor doch streng und ließ keine Töne zu, die unrein waren oder hoffärtig sich vordrängen wollten. Daß eine Stimme der andern Raum lassen und dienen soll; daß man niemals ruhen darf, bis alle Instrumente zu klarer Harmonie gekommen sind; daß jedes rechte Blasen demütige Arbeit für die Gemeinde und heilige Anbetung Gottes ist, das haben die Bläser von Bethel durch mehr als vier Jahrzehnte von Vater Kuhlo lernen dürfen. Aber seine Arbeit ist weit über Bethels Grenze hinausgegangen. Er wurde in besonderer Weise ein fahrender Musikant.«

Übrigens: Was hier über Art und Geist des rechten Posaunenblasens gesagt wird – sollte das nicht für *alles* Zusammenleben und Zusammenwirken unter Christen Maßstab und Ziel sein?

Arno Pagel

# Christoph Köhler



*Geb. 14. 11. 1860 in Kleve (Niederrhein). Studium der Theologie in Erlangen, Bonn und Halle. Nach einer Zeit als Hilfsprediger in Halle fünf Jahre Gefängnisseelsorger in Herford. 1895–1905 Pfarrer an der ev.-luth. Gemeinde in Schildesche bei Bielefeld. Dort 1903 eine tiefgreifende Erweckung, aber Gegnerschaft des Kollegen und mancher kirchlicher Kreise. 1905 Niederlegung des Pfarramts und Leiter der neugegründeten Bibelschule für Innere und Äußere Mission in Berlin. 1919 Verpflanzung der Schule nach Wiedenest (Oberbergischer Kreis, Rheinland) unter*

*dem neuen Leiter Johannes Warns. Gest. 29. 10. 1922.*

## *Erweckung und Widerstand*

Christoph Köhler nahm als Junge mit ganzem Ernst am Konfirmandenunterricht teil und vollzog eine entschiedene und bleibende Hingabe an den Herrn Jesus Christus. Nach dem Studium der Theologie wirkte er als Hilfsprediger in Halle und heiratete 1890 Charlotte von Werthern, die unter der evangelistischen Verkündigung von Elias Schrenk in Elberfeld zum lebendigen Glauben gekommen war. Er fand in ihr eine treue Lebensgefährtin, die mit ganzem Herzen an seinem Dienst teilnahm.

Als Gefängnispfarrer in Herford hat Christoph Köhler vielen Gefangenen zum persönlichen Christusglauben verhelfen können. In Schildesche entwickelte sich sein Pfarrhaus zu einem geistlichen Zentrum. Er wirkte weit über die Gemeinde hinaus durch erweckliche Predigten und tat eine unermüdliche Arbeit in Hausbesuchen, Bibelstunden, Jungmänner- und Mädchengruppen sowie in Blaukreuzvereinen. Er stand in enger Verbindung mit seinem Schwager Pastor Lohmann, der damals vom Halerhof bei Schildesche aus den »Hilfsbund für Christliches Liebeswerk im Orient«, eine Arbeit unter den bedrängten armenischen Christen, leitete. Da er sich gesundheitlich der riesigen Arbeit nicht gewachsen fühlte und vor al-

lem unter dem Verhalten des Presbyteriums und des Amtsbruders in Schildesche litt, wollte er sich versetzen lassen. Der Kollege zeigte nicht nur kein Verständnis für Köhlers biblisch-erweckliches Wirken, sondern stellte sich aktiv dagegen. Das Konsistorium sandte jedoch zunächst einen Hilfsprediger und verschaffte Pastor Köhler einen Urlaub.

Als Frucht der langjährigen treuen Arbeit Köhlers unter der Bevölkerung Schildesches innerhalb und außerhalb der kirchlichen Gottesdienste, insbesondere in den unzähligen Gemeinschaftsstunden und seelsorgerlichen Gesprächen, erfolgte im Jahre 1903 eine tiefgreifende Erweckung. Es war für den Winter 1902/1903 eine besondere Evangelisation für Schildesche und Umgebung geplant worden. Der Evangelist Heinrich Kaul war dafür vorgesehen. Da das Presbyterium diese Arbeit nicht gern sah, wählte man statt der Kirche einen größeren Gasthaussaal. Kaul redete fortlaufend über das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Allabendlich blieben viele zu Gebet und Aussprache zurück. Auch nach der Abreise des Evangelisten gab es täglich neue Bekehrungen. In zwei Wochen bekannten etwa 200 Menschen, Frieden mit Gott gefunden zu haben. Und fast alle bewiesen durch ihr erneuertes Leben, daß die Gnade Gottes sie wirklich erreicht hatte.

Leider erhob sich die Feindschaft des gesamten Presbyteriums unter dem Einfluß des anderen Pfarrers. Als man die Versammlungen nach Beendigung der eigentlichen Evangelisation wieder in gewohnter Weise und zu den üblichen Zeiten im Gemeindehaus fortsetzte, wurde durch Beschluß des Presbyteriums zwei Brüdern, da sie »Laien« seien, das Beten verboten und dem Pfarramtskandidaten und späteren Schwiegersohn von Köhler, Johannes Warns, das Reden und Beten und schließlich das Betreten des Gemeindehauses untersagt.

### *Bauerntenne und Gemeinschaftshaus*

Die Gemeinschaft, die sich aus dem Blaukreuzverein und den vielen inzwischen hinzugekommenen Neubekehrten stark entwickelt hatte, stand nun vor der Frage, ob sie sich diesem Beschluß fügen wolle oder nicht. Dem Ortspfarrer Köhler selbst konnte man natürlich Reden und Betreten des kirchlichen Gemeindehauses nicht verbieten. Aber er und die ganze Gemeinschaft verzichteten lieber auf dieses Haus als auf die freie Ausübung ihres Glaubenslebens. Zunächst fanden die Versammlungen statt in der Scheune einer Landwirtswitwe, Frau Heidemann. Die Besucherzahl nahm noch zu aus der



weiteren Umgebung. Gott bekannte sich in wunderbarer Weise zu der Verkündigung des Evangeliums auf dieser einfachen Bauern-tenne. Viele kamen zum lebendigen Glauben. Auf dem Grundstück von Frau Heidemann baute die Gemeinschaft schließlich ein eigenes Versammlungshaus, das schon am 8. 11. 1903 feierlich eingeweiht wurde. Vor 500 Teilnehmern predigte Christoph Köhler über Matthäus 17, 8: »Jesus allein!« Es schloß sich eine Glaubens- und Heiligungskonferenz an. Eine Kleinkinderschule wurde eingerichtet. Durch Pastor Theophil Krawielitzki erhielt man eine Vandsburger Schwester. Ferner begann die Gemeinschaft eine planmäßige Schriftenmission.

Es besuchten bekannte Männer der Evangelischen Allianz die Gläubigen in Schildesche und verkündigten das Evangelium. Johannes Warns redigierte das evangelistische Blatt »Mich jammert des Volkes«, das auch regelmäßig Mitteilungen über außenmissionarische Werke brachte, vor allem aus der Arbeit des Missionars Vollbrecht Nagel in Indien. (Im Jahre 1908 ging dieses Blatt auf in die Missionszeitschrift »Offene Türen« der Bibelschule in Berlin, später Wiedenest.) Dazu kam eine Hefreihe »Wahrheit in der Liebe«. In den ersten Heften ist auch einiges über die Schildescher Bewegung mitgeteilt, z. B. »über den Zusammenhang unserer Gemeinschaftsbewegung mit den altevangelischen Gemeinschaften vor und während der Reformation« (Wycliff, Hus, Schwenkfeld, Hubmaier, Gemeinschaften in Schlesien). Andere Themen waren: »Ist die Volkskirche gewollt?«, »Grundzüge und Grundsätze einer christlichen Gemeinde oder Gemeinschaft«.

Köhler, Warns und die ganze Gemeinschaft arbeiteten trotz vieler Anfeindungen und Verleumdungen weiter. Sie gewannen immer größere Klarheit über ihr Verhältnis zur Staats- und Landeskirche. Köhler sah immer deutlicher »in der Verfassung der Volkskirche einen grellen Widerspruch zu den in der Heiligen Schrift geoffenbarten Grundzügen der christlichen Gemeinde«. Er hat über die schweren inneren Kämpfe, durch die er jahrelang ging, wenig geredet, aber um so mehr gebetet.

Die beständige Gegnerschaft seines Kollegen in Schildesche, der ihm öffentlich in den Sitzungen mit schärfsten Ausdrücken entgegentrat und von der Kanzel direkt widerrief, was Köhler verkündigt hatte, quälte den von Natur überaus rücksichtsvollen und zartempfindenden Mann und machte ihn krank. In seinem Charakter lag nichts von Streitsucht und Rechthaberei. Aber mit unbedingter Treue stand er zu seiner aus der Heiligen Schrift gewonnenen Über-

zeugung. Auch liebte er alle Gläubigen ohne Unterschied der Parteien und pflegte mit ihnen Gemeinschaft, wo sich dazu Gelegenheit bot.

### *Niederlegung des Pfarramtes*

Am 7. 2. 1905 überraschte Christoph Köhler Freunde und Gegner mit der Mitteilung an die Kirchenbehörde, daß er sein Pfarramt niederlege. Er hat die folgende Erklärung zu diesem Schritt abgegeben:

»Am 7. Februar 1905 habe ich dem Königlichen Konsistorium zu Münster angezeigt, daß ich aus Gewissensbedenken, die sich auf die Verfassung sowie auf die Abendmahls-, Konfirmations- und Taufpraxis der Kirche beziehen, mein Amt als Pfarrer der Landeskirche niederlege.

Bei der Besprechung eines solchen Falles pflegen sich allerlei schiefe und ungerechte Urteile zu bilden, die nur zu leicht bei Unkundigen Ärgernis erregen. Dem möchte ich, soviel als möglich, vorbeugen, indem ich die Hauptbeweggründe zu diesem meinem Schritt öffentlich darlege.

Daß die Verfassung und die durch sie festgelegten Einrichtungen der Volks- und Staatskirche den in der Heiligen Schrift geoffenbarten Grundzügen der christlichen Gemeinde nicht entsprechen, ist eine längst anerkannte Tatsache, über die man kein Wort zu sagen braucht. Die Volkskirche müßte aufhören, Volkskirche zu sein, sobald sie ernstlich daran ginge, alles nach dem Wort und Geist Gottes zu ordnen. So würde z. B. die mildeste Handhabung einer wirklichen Gemeinde- und Abendmahlszucht unfehlbar dahin führen, daß  $\frac{3}{4}$  oder  $\frac{9}{10}$  oder  $\frac{99}{100}$  der in den Volkskirchenlisten eingetragenen Namen gestrichen werden müßten. Deshalb bin ich weit entfernt, die Kirchenbehörde, deren Untergebener ich bis jetzt war, anzuklagen. Sie hätte mich bei ihrem weitesten Entgegenkommen und bei der größten Schonung meines Gewissens aus der peinlichen Lage nicht befreien können, in welcher ich bei Ausübung der kirchlichen Amtshandlungen mich befand.

Als Pastor der Volkskirche mußte ich alljährlich zu einer bestimmten Stunde die der Schulpflicht entwachsenen Knaben und Mädchen meines Amtsbezirks unter Gebet und Handauflegung als mündige Christen und vollberechtigte Glieder in die Kirche aufnehmen, obgleich ich fest überzeugt war, daß die meisten ohne wahren Glauben und inneres Verständnis das ihnen abgenötigte Gelübde aussprachen. Ich mußte sehr oft Brautpaare, welche die Sünde zusammen-

geführt hatte und welche die kirchliche Trauung lediglich als Dekoration ihrer weltlichen Hochzeit beehrten, im Namen des Dreimalheiligen als christliche Eheleute zusammensprechen. Ich mußte allen dem Altar Nahenden das Abendmahl geben, gleichviel ob sie Kinder Gottes oder Weltkinder, unbußfertige Sünder, Spötter und Gottesleugner waren. Ich durfte wohl in der Predigt warnen vor dem Mißbrauch dieser kirchlichen Einrichtung, ich durfte in der sogenannten Beichte auf die Folgen des unwürdigen Abendmahls-genusses hinweisen; dann aber mußte ich wohl oder übel die meist nur nach kirchlicher Sitte gewohnheitsmäßig Hinzutretenden unter Gebet und Anrufung des heiligen Gottes bedienen. Ich sah sie vor mir, die armen betrogenen Seelen, die, so ernst ich auch warnte, unter dem ehernen Bann kirchlichen Herkommens stehend, sich selbst zum Schaden von ihren kirchlichen Rechten Gebrauch machten und dabei nur immer tiefer hinunter sanken in die Nacht kirchlichen Aberglaubens und Todesschlafes. Ich warnte sie vor etwas, das ich ihnen schließlich doch geben mußte. Ich kam mir je länger, je mehr vor wie ein Vater, der mit der einen Hand seine törichten Kinder von einer ihnen gefährlichen Arznei abwehrt und mit der anderen Hand sie ihnen in den Mund führt. Und bei all diesem Zertreten des Heiligtums die Anrufung des Heiligen, die Anwendung des Wortes Gottes.

Ich darf annehmen, daß alle Kinder Gottes, die diese Erklärung lesen, daß insbesondere meine Glaubensbrüder, die im kirchlichen Pfarramt gestanden haben oder noch stehen, diese meine Gewissensnöte, meine Seufzer und Gebete, meine Kämpfe und Leiden verstehen können.

Ich kenne aus Erfahrung die verschiedenen Einwände und Ausflüchte, womit man sich in solcher Lage zu trösten und zu rechtfertigen pflegt. Aber sie sind doch im letzten Grunde nur notdürftige Pflaster, mit denen man tiefe, schmerzende Wunden zu überkleben sucht. Ich habe alle diese Pflaster auf den Rat guter mitfühlender Freunde hin angewendet; aber die Wunde fraß nur tiefer, und ich mußte mich schließlich zur Operation entschließen. So kam es zur Niederlegung meines Pfarramtes.

Ich werde, so lange der Herr mir nicht andere klare Weisung gibt, zunächst meine Arbeit in Gemeinschaft mit vielen Kindern Gottes, die der Herr hier in Schildesche und Umgebung in den letzten Jahren gesammelt hat, ruhig weiterführen. Die Geschwister der Gemeinschaft, denen ich mit großer Freude dienen durfte, welche mit mir unter der Fahne Jesu kämpften und mit mir Freud' und Leid

teilten, würden es nicht verstehen und leicht Ärgernis nehmen, wenn ich sie nun, da ich auf Wohnung, Gehalt und Pension der Landeskirche verzichten muß, verlassen würde. Der Herr ist unter großen Kämpfen und Anfeindungen so sichtlich mit uns gewesen, daß es sträflicher Unglaube wäre, irgendwie zaghaft zu sein. Er ist allmächtig und reich, und es ist unser herrlichstes Vorrecht, ihm bedingungslos zu vertrauen, ihm dienen zu dürfen, für ihn zu leiden und ihm zu folgen, wohin es auch geht. Sein Name werde gepriesen und verherrlicht in der Gemeinde!«

Diese Amtsniederlegung bedeutete zugleich Verzicht auf Gehalt und Pension. In wenigen Wochen mußte Christoph Köhler mit seiner Familie das Pfarrhaus in Schildesche verlassen. Er ist den Weg kompromißloser Überzeugungstreue gegangen – in dem zuversichtlichen Glauben, daß der Herr helfen werde.

Die Gemeinschaft der Gläubigen in Schildesche entwickelte sich weiter und besteht heute noch als Landeskirchliche Gemeinschaft.

### *In einem weiten Raum*

Im April 1905 kam es zur Gründung einer Bibelschule in Berlin – in einer Zeit des besonderen geistlichen Aufbruches in Kreisen der damaligen Evangelischen Allianz. Es bewegten vor allem drei biblische Wahrheiten die Gläubigen: Christus, der Retter von einst und jetzt; die Sammlung der neutestamentlichen Gemeinde im Blick auf die nahe Wiederkunft Christi und die Verkündigung des Evangeliums bis an die Enden der Erde. Von dieser Bewegung des Geistes ließen sich auch weite Gebiete Osteuropas ergreifen. Sowohl in Südrußland unter der Landbevölkerung wie auch in Nordrußland kam es zu tiefgreifender Evangelisierung. An vielen Orten entstanden kleinere und größere Gemeinden neubekehrter, lebendiger Christen. Bald aber setzten von seiten der zaristischen Regierung Verfolgungen ein, und die Absicht der Zurüstung erweckter junger Brüder für den Dienst konnte nicht im Lande selbst verwirklicht werden. Der Evangelist Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker, der zu den »Offenen Brüdern« gehörte, brachte dieses Anliegen von seinen wirkungsvollen Missionsreisen in Rußland mit nach Berlin und betrieb zusammen mit den bekannten Allianzmännern General Georg von Viebahn (Elberfelder Brüder), Missionsinspektor Mascher und Simoleit (Kamerunmission der Baptisten), Freiherr von Thümmler, Freiherr von Tiele-Winckler (Bruder der bekannten »Mutter Eva« vom »Friedenshort«) und Bernhard Kühn, dem Liederdichter und Herausgeber des Evangelischen Allianzblattes, die

Gründung einer Bibelschule zur Ausbildung dieser jungen Männer aus Rußland.

Die Gründungssitzung fand am 11. April 1905 in Berlin in der Wohnung von Toni von Blücher, einer Großnichte des aus den Freiheitskriegen bekannten Feldmarschalls von Blücher, statt. Hierbei wurde Pastor Christoph Köhler, dessen Amtsniederlegung inzwischen bekanntgeworden war, zum Leiter und Lehrer der Schule berufen, bald danach auch dessen Mitarbeiter Johannes Warns.

Am 5. September 1905 eröffneten die beiden Brüder den ersten Bibelschulkursus mit 12 Schülern. Die Schule begann im Hause der Christlichen Gemeinschaft Hohenstaufenstraße (Offene Brüder) unter dem Namen »Allianz-Bibelschule«, der später in »Bibelschule für Innere und Äußere Mission« geändert wurde. Die Väter des Bibelschul-Missionswerkes standen bewußt auf dem Boden der Heiligen Schrift, die sie gemäß Satzung »als alleinige Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens« anerkannten. »Der göttliche Ursprung, die Unantastbarkeit, die Autorität und allseitige Genugsamkeit der Heiligen Schrift« mußte von jedem Lehrer bejaht werden. Als Ziel nannte die Satzung: »Die Schüler so auf den Boden der ganzen Schrift zu stellen, daß dieselben als gegründete Bibelchristen in ihrer Heimat dienen können, als Menschen, die in Wahrheit mit ihrem Gewissen nur gebunden sind an den gegenwärtigen Herrn und an sein unantastbares Wort.« Konfessionelle und nationale Unterschiede bildeten kein Hindernis bei der Aufnahme.

Über das Prinzip der Bibelschule einigten sich die Brüder dahin, daß diese nicht die Pflicht einer späteren Anstellung für die Absolventen übernimmt und »daß überhaupt die Bibelschule nicht nur Evangelisten und Prediger ausbilden soll, sondern daß sie auch solchen Brüdern Handreichung tun will, die in ihren Beruf zurückkehren wollen, um so dem Herrn zu dienen.«

Christoph Köhler leitete von 1905 bis 1919 die Bibelschule in Berlin und diente in der Gemeinde Hohenstaufenstraße. Die Zahl der Schüler stieg von 12 allmählich auf 30. Sie kamen aus dem gesamten osteuropäischen und auch aus dem deutschen Raum. Köhlers Frau Charlotte, »Mutter Köhler« und später in Wiedenest »Großmutter« genannt, war ihrem Mann eine treue, verständnisvolle Gehilfin. Sehr viel Gelegenheit gab es zur Ausübung der Gastfreundschaft. Es war ein dauerndes Kommen und Gehen von Gästen aus vielen Ländern. Christoph Köhler selbst unternahm weite Reisen

nach Rußland, Ost- und Südosteuropa, ferner nach Skandinavien, England, Holland und in die Schweiz. So wirkte dieser Mann aus Schildesche, der Vater der dortigen Gemeinschaft, nun in einem weiten Raum. Oft diente er auf Konferenzen im In- und Ausland, dabei blieb er mit dem in jener Erweckung entstandenen Geschwisterkreis zeitlebens eng verbunden.

### *Nach Wiedenest*

Während des Krieges 1914– 1918 kehrten die Schüler zurück in ihre Länder bis auf zehn, die bleiben mußten. Man ging mit ihnen nach Thüringen ins Landhaus von Mutter Köhler. Vater Köhler arbeitete selbst mit im Garten und auf dem Feld. 1917, nach der Oktoberrevolution, mußten dann auch die russischen Brüder in ihr Land zurückkehren. Was hatte Gott wohl mit der Bibelschule vor? Schon aus wirtschaftlichen Gründen mußte man von der Großstadt Berlin fort. Da öffnete sich im Westen, in Wiedenest bei Bergneustadt im Oberbergischen Kreis, eine neue Möglichkeit. Am 19. März 1919 konnte dort ein geeignetes Gasthaus erworben werden. Wiedenest wurde also der weitere Platz für die Bibelschule für Innere und Äußere Mission, die seit 1952 Missionshaus Bibelschule Wiedenest heißt.

Nach der Verlegung der Schule im Jahre 1919 übergab Christoph Köhler aus Gesundheitsgründen die Leitung seinem Mitarbeiter Johannes Warns, kam zeitweilig auch selbst zum Unterricht nach Wiedenest und blieb im übrigen im Gemeindedienst in der Hohenstaufenstraße in Berlin. Bei einem Besuch in Wiedenest anlässlich der Konferenz 1922 ist er hier am 29. Oktober heimgegangen.

Das, was alle, die Vater Köhler gekannt haben, am meisten beeindruckte, war seine große Bescheidenheit und Demut. Da war kein Amtsbewußtsein oder Gefühl der Überlegenheit durch Wissen und Erfahrung. Er war ein Vorbild in seiner Selbstlosigkeit, Besonnenheit und Kompromißlosigkeit. Seine Schüler haben immer wieder dankbar bezeugt, wie er ihnen ein treuer Berater und Seelsorger war. Ein besonderer hervorragender Zug seines Wesens war die unbedingte Wahrhaftigkeit und Lauterkeit. Bei allem war er selbst sich dessen bewußt, daß alles, was Wert hat, nur Wirkung der Gnade sein kann. Diese strahlte er im hohen Maße aus.

Ein alter ehemaliger Bibelschüler schrieb nach einem Ehemaligentreffen und anlässlich des 50. Todestags von Christoph

Köhler: »Der Tag in Wiedenest erwärmte mich innerlich . . . Mögen die Brüder den Mut nicht verlieren, neben dem Evangelium von der Rettung auch das Zeugnis über die Gemeinde nicht zu vernachlässigen! Beides gehört zusammen. Es gilt, die Wahrheit festzuhalten, freilich in Liebe.«

Ernst Schrupp

# Albert Hoffmann



*Geb. 11. 12. 1865 in Zeppenfeld (Kreis Siegen). Bekehrung als Konfirmand bei einer Kindererweckung. Ausbildung zum Beruf eines Bergwerksbeamten. 1887 nach klarem inneren Ruf Eintritt in das Missionshaus der Rheinischen Mission in Barmen. Nach vierjähriger Ausbildung und der Ordination am 10. 8. 1892 zwölf Jahre in sehr schwerem Missionsdienst auf der Insel Neuguinea. 1904 Rückkehr. Dann lange Jahre Heimatsinspektor der Rheinischen Mission mit gesegneter Tätigkeit im In- und Ausland. Noch im Ruhestand Pfarrvertretung in der*

*Westfälischen Kirche. Gest. 11. 1. 1942.*

*» Wer euch hört, der hört mich«*

Es war an einem Sonntag im Spätsommer des Jahres 1939.

Leuchtender Sonnenschein lag über meiner Westerwaldheimat. Am Horizont des Völkerhimmels aber standen dunkle Wolken, und die Menschen ahnten den baldigen Ausbruch eines Weltgewitters. Schon waren die ersten Einberufungen zur Wehrmacht hin und her erfolgt. Auch ein lieber Freund von mir, der Pfarrer einer Westerwaldgemeinde, hatte einrücken müssen. Und an diesem Sonntag hatte Missionsinspektor Albert Hoffmann von der Rheinischen Mission für den abwesenden Pfarrer den Gottesdienst übernommen. Er war hier eine bekannte Persönlichkeit, denn es war der Geburtsort seiner Frau. Ich freute mich, bei meinem Besuch in dem mir befreundeten Pfarrhaus den gesegneten Mann begrüßen zu können.

Eine große Hörschar war in der Kirche versammelt, aber eine wehmütige Stimmung lag über Gemeinde und Pfarrhaus, weil man den Seelsorger und Hausvater schmerzlich vermißte. Schon das Eingangsgebet, das Albert Hoffmann vom Altar aus sprach, ließ die Gemeinde aufhorchen. Es war ein so herzliches Reden mit dem



Heiligen Gott und Herrn, der doch der liebende Vater im Himmel ist. Der Bibeltext, den Albert Hoffmann dann seiner Predigt vor der verwaisten Gemeinde zugrunde legte, war das Wort aus Psalm 36, 8: »Wie teuer ist deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben!«

Wie sprach die warme und herzliche Stimme die bekümmerten Herzen an! Die Predigt war ein packendes und lebendiges Zeugnis über gnädige Bewahrungen in vielen Gefahren »zu Wasser und zu Lande«, ein glaubensstarkes Rühmen der schützenden Gnade Gottes auf den mühsamen Wegen des einstigen Missionars, im Urwald von Neuguinea. In dieser ernsten Stunde der Sorgen um kommenden Unheil in Krieg und Leid – wie konnte der Prediger trösten und hinweisen auf den treuen Gott, dessen Güte uns umfängt, dessen Gnade kein Ende hat und der auch in dieser ungewissen Zeit die Seinen geborgen sein läßt im Schatten der starken Flügel seines göttlichen Erbarmens! Der große Tröster Jesus, der für die Seinen betete: »Ich bitte, daß du sie bewahrest vor dem Übel« – hier redete er zu uns durch den Mund seines Boten. Es war eine wirkliche Erfüllung seiner Verheißung: »Wer euch hört, der hört mich!«

### *Zwischen Eisengrube und Kohlenmeiler*

Eine breite Talsenke zieht sich zwischen dem Nordrand des Westerwaldes und dem Siegerland hin: der Freie Grund. Hier liegen eine Reihe großer schöner Dörfer. Der in der Tiefe der Berge verborgene Eisenstein gab den Bewohnern gute Verdienstmöglichkeit. Neben dem Bergbau betrieben die meisten noch eine kleine Landwirtschaft. In der Zeit nach der Jahrhundertwende herrschte hier ein gewisser Wohlstand, aber vor hundert Jahren war das noch nicht so. Die Menschen im Freien Grund mußten sich damals sehr plagen um ihren Lebensunterhalt und lebten teilweise in recht dürftigen Verhältnissen.

In einem Bauernhaus im Freien Grund unter einem Strohdach stand Albert Hoffmanns Wiege. In seinen Jugenderinnerungen lesen wir: »Für die heutigen Begriffe war das Haus, in dem meine Eltern wohnten, ganz und gar unmöglich.« Aber bei den noch so primitiven Verhältnissen und trotz aller Armut »lebte ein gesundes und kräftiges Geschlecht in dem alten Hause.«

Der Vater arbeitete auf einer Eisengrube, doch reichte der Verdienst kaum zur Ernährung der Familie aus. Der Knabe überlegte, wie er seinen Vater unterstützen und ein wenig mit zum Unterhalt beitra-

gen könnte. Als er etwa zwölf Jahre alt war, brauchte er im Sommer nur noch von 7–10 Uhr morgens zur Schule zu gehen. Da nahm er eine Arbeit auf der vierzig Minuten entfernten Eisengrube an. Er half beim Waschen und Sortieren der Eisenerze. Der Lohn für eine Halbtagschicht betrug – 25 Pfennige! Wie glücklich aber war Albert, als er zum erstenmal seiner Mutter sechs Mark selbstverdientes Geld als wertvolle Hilfe für den Haushalt auf den Tisch legen konnte, und wie hat die Mutter sich darüber gefreut!

In den Ferien besuchte Albert gerne seine Großeltern, die Eltern der Mutter, die im oberen Dillkreis wohnten. Damals wurde zum Schmelzen des Erzes in den Eisenhütten noch Holzkohle gebraucht. Der Großvater hatte einen Kohlenmeiler draußen inmitten eines großen Waldes. Im Sommer war der alte Mann oft wochenlang von zu Hause fort, um den Kohlenmeiler zu errichten und Kohlen zu brennen. Er übernachtete dann in einer kleinen Köhlerhütte neben dem Meiler, der Tag und Nacht überwacht werden mußte, damit das Feuer nicht durch die abdeckende Erd- und Ascheschicht durchbrach und das Holz im Meiler, statt zu verkohlen, verbrannte. Albert war im Sommer während der Ferien oft mit draußen, half beim Kohlenbrennen und schlief in der Köhlerhütte. Dann war der Knabe tief beeindruckt, wenn über dem stillen, dunklen Walde in der Nacht der Sternenhimmel leuchtete in geheimnisvoller Pracht. Und wie stolz war er, wenn er mit schwarz verußtem Gesicht bei der Großmutter ankam!

Nach der Konfirmation hätte sein alter Lehrer ihn gerne zur Vorbereitung für den Lehrerberuf auf die Präparandenanstalt geschickt. Dazu aber fehlte das nötige Geld. Ein Verwandter, der ein höherer Bergbeamter war, riet zu diesem Beruf. Ehe Albert in die Bergschule aufgenommen werden konnte, mußte er einige Jahre im Bergwerk praktisch arbeiten. Die Tätigkeit war schwer und der Lohn gering. Er verdiente täglich eine Mark. Dazu war die Arbeit mit mancherlei Gefahren verbunden. Zweimal wäre der junge Grubenarbeiter beinahe tödlich verunglückt. Trotz seiner Jugend wurde ihm bald die Aufsicht über den Abtransport der Eisensteinwagen vom Schacht aus übertragen. In den Pausen arbeitete er in der nahen Grubenschmiede, wo er auch eine gewisse Fertigkeit erlangte. Er war anständig und fleißig und wäre gewiß in diesem Beruf gut vorangekommen. Gott aber hatte ihn für ein ganz anderes Arbeitsfeld vorgesehen. Wie hätte er damals ahnen können, daß ihm diese seine handwerkliche Tätigkeit später in der Einsamkeit des fernen Urwaldes bei der Arbeit und dem Bau seines Missionsheimes eine große Hilfe sein würde!

»Die mich frühe suchen, finden mich«

Mit dreizehn Jahren erfuhr Albert Hoffmann eine entscheidende Wende seines Lebens. Pfarrer Nordmeier aus Moers hielt in den Schulräumen von Zeppenfeld eine Evangelisation, und ein Schulkamerad von Albert kam zum Glauben an Jesus Christus als seinen persönlichen Heiland. Das bekannte er mit großer Freudigkeit vor dem Lehrer und den Mitschülern. Alle waren davon sehr ergriffen. Es entstand unter den Schulkindern eine Erweckung, und auch Albert wurde innerlich davon erfaßt. Zutiefst bewegte ihn die Frage: »Wie bekomme ich Frieden mit Gott?« Er offenbarte seine Not seinem alten Lehrer, der ihn in liebevoller, väterlicher Weise auf das Kreuz des Heilandes hinwies. Einige Tage dauerte der innere Kampf, dann leuchtete es im Herzen des Jungen auf: »Ich darf an die Vergebung der Sünden glauben. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.« Mit großem Ernst und Verlangen betet er darum, daß Gott ihm diesen Glauben schenken möge. Sein Gebet wurde erhört. Ein älterer Mann aus dem Kreis der Gläubigen sagte ihm: »Wirf dich ganz in Gottes Arme hinein, sie sind stark genug, um dich zu tragen.« Froh ging er zu seiner Mutter, die kniend mit ihm betete und Gott dankte für die ihrem Kind zuteil gewordene Gnade.

Über dieses erweckliche Geschehen hat Albert Hoffmann später gesagt: »Man mag über Kindererweckungen denken, wie man will, für mein Heimatdorf hat sie großen Segen gebracht. Wenige von den damals erfaßten Kindern sind wieder zurückgegangen. Dagegen sind einige ganz in den Dienst des Herrn getreten, auch eine Anzahl Mädchen, die Diakonissen wurden. Und vielen Eltern dieser Kinder wurde das Erlebnis der Anstoß zu einer klaren, gründlichen Bekehrung.«

### *Der Weg ins Missionshaus*

Etliche Jahre Arbeit auf der Eisengrube, dann Bergschule und Beamter im Bergbau – so war der Weg Albert Hoffmanns gedacht. Aber Gott lenkte den Weg des jungen Siegerländers in eine ganz andere Bahn.

Albert wurde Mitglied in einem »Jünglingsverein«. Infolge der Erweckung hatten sich auch hin und her im Lande Missionsvereine gebildet. Es fanden Missionsfeste statt, bei denen meistens ein Missionar der Rheinischen Mission die Festpredigt hielt. Aus einigen Familien traten die Söhne zur Ausbildung in das Missionshaus in

Barmen ein. Albert Hoffmann ging gerne zu den Festen, er machte oft weite Wege, um daran teilzunehmen. Da wurden die jungen Männer aufgerufen zum Dienst in der Heidenmission. Noch hatte Albert für sich selbst nicht an einen solchen Weg gedacht, als seine Mutter nach der Heimkehr von einem Missionsfest sagte: »Wie glücklich müssen doch die Eltern sein, die einen Sohn für diese große Sache dem Herrn hergeben dürfen!« Das Wort bewegte ihn eigenartig. Sollte er auch zu solchem Dienst bestimmt sein?

Noch fehlte der innere Ruf, die klare Gewißheit. Die Frage eines bekannten Gottesmannes brachte dann die Entscheidung: Pastor Julius Dammann, damals Kreispräses der Siegerländer Jünglingsvereine, später Pfarrer in der Industriestadt Essen und Begründer des Blattes »Licht und Leben«, unter dessen Kanzel sich sonntags Tausende versammelten, sagte zu ihm: »Junger Mann, Sie stehen ja auch noch müßig am Markte. Haben Sie keine Freudigkeit, als Arbeiter in den Weinberg des Herrn zu gehen?« Dieses Wort des Mannes, den Hoffmann sehr verehrte und schätzte, gab den Ausschlag.

Im Jahre 1883 schrieb Albert Hoffmann an Missionsinspektor D. Fabri in Barmen und bat um Aufnahme ins Missionshaus. Er bekam den Bescheid, daß er sich wegen seines jugendlichen Alters noch gedulden müsse. So wartete er zwei Jahre, dann schien der Weg frei. Aber ein unerwartetes Ereignis verschob den Eintritt ins Missionshaus auf eine unbestimmte Zeit.

Im April des Jahres 1885 brach in Zeppenfeld ein verheerender Brand aus, dem 27 der alten Bauernhäuser zum Opfer fielen. Auch Hoffmanns Elternhaus wurde völlig zerstört. Das war ein furchtbarer Schicksalsschlag für die Familie, zumal das alte Haus nur sehr niedrig versichert war. Alberts Entschluß stand fest, unter diesen Umständen die Eltern nicht zu verlassen. Es folgte eine Zeit schwerer, mühevoller Arbeit. Nach zwei Jahren war das neue Haus gebaut. Die Familie hatte wieder eine Wohnstätte, und Albert Hoffmann konnte nun seinen Weg unbeschwert gehen.

An einem schönen Maientag des Jahres 1887 verließ er sein Elternhaus und reiste nach Barmen. Bei aller Freude bewegten ihn unterwegs schwere Gedanken darüber, wie man ihn aufnehmen und ob er überhaupt zum Missionsdienst geeignet sein würde.

Der Weg vom Dorf in die Stadt, vom Bauernhaus ins Missionshaus, fiel dem jungen Mann nicht leicht. Er war nie von daheim fortgewesen, eine »Unschuld vom Lande«, ein »ungeschliffener Bauernbursch«, wie er von sich selbst sagte. Zuerst mußte er in einem landwirtschaftlichen Betrieb arbeiten, wo er unter anderem täglich zehn Kühe zu melken hatte. Eine solche Zeit praktischer Arbeit unter der Aufsicht und in engster Verbindung mit dem Missionshaus wurde damals von den »Missionszöglingen« gefordert. Nachdem Hoffmann sich dort sehr gut bewährt hatte, erfolgte die Aufnahme in die Vorschule. Als er dem Inspektor das erforderliche ärztliche Attest über seinen Gesundheitszustand einreichte und sich herausstellte, daß infolge einer früheren Lungenentzündung ein Lungenflügel nicht normal arbeitete, hatte man Bedenken, ob er wohl körperlich die starken Anforderungen durchstehen könne, die das Klima der Missionsländer mit sich brachte. Wie hat Gott in seiner Gnade seinen Diener trotz der zeitweilig schwachen Gesundheit bis ins hohe Alter gestärkt und getragen!

Nun begann für die nächsten vier Jahre ein angestregtes, fleißiges, aber auch frohes Studium im Missionshaus. Eine strenge Zucht forderte den unbedingten Gehorsam der jungen Männer. Es gab manche Proben, sich in Selbstzucht und Unterordnung zu bewähren.

Schon bald wurde Hoffmann mit eingesetzt zum Verkündigungsdienst in den gläubigen Kreisen der Umgebung. Dabei zeigte es sich, daß er eine ansprechende und gute Art hatte, das Wort Gottes zu sagen. Dazu kamen die Ansprachen auf den Missionsfesten hin und her im Lande. In einer Kirchengemeinde an der unteren Sieh hatte ein Pfarrer ein Missionsfest gewagt, das erste, das dort stattfand. Am Vormittag hielt ein älterer Missionar in der überfüllten Kirche eine lange und eintönige Predigt, und bei dem heißen Wetter schliefen viele Besucher ein. In großer Sorge um das Gelingen des Nachmittags fragte der Pfarrer den jungen Missionszögling, ob er denn schon draußen auf dem Missionsfeld gewesen sei. Nein! Ob er schon einmal auf einem so großen Fest gepredigt habe? Hoffmann gestand, daß er erst am Anfang einer Predigtlaufbahn sei.

Der etwas erschrockene Pfarrer schloß den jungen Mann nach dem Mittagessen in seinem Studierzimmer ein, damit er sich nur ja gut vorbereite. Als dann Hoffmann nach zwei Rednern das Schlußwort hatte – es standen ihm sieben bis zehn Minuten dafür zur Verfügung – und diese seine Ansprache beenden wollte, rief der vorher so ängstliche Pfarrer eifrig: »Weiter, weiter!« So gewann Hoffmann

schon am Anfang seines Dienstes als Prediger die Herzen der Hörer.

### *Durch den Horizont sehen*

Nach der Ordination kam die Nachricht, daß auf der Insel Neuguinea die Missionare Bösch und Scheidt von den Eingeborenen ermordet worden seien. An ihre Stelle wurden die Missionare Hoffmann und Dassel abgeordnet. Das Missionsfeld Neuguinea war als ein gewisses »Todesland« bekannt, vor allem wegen des Malariafiebers, das den Europäern sehr gefährlich werden konnte. Inzwischen hatte Albert Hoffmann ein Mädchen aus dem Westerwald liebgewonnen. Er wartete aber mit der Anfrage, ob diese Liebe erwidert würde, bis er an Ort und Stelle in Neuguinea an sich erfahren hatte, ob er das Klima vertragen könne. Die ersten schweren Fieberanfälle brachten ihn an den Rand des Todes, aber sie wurden nach dem Urteil des Missionsarztes gut überstanden. Da schrieb er der Erkorenen seines Herzens in der Heimat und erhielt das Jawort.

Im Dezember 1894 reisten die Bräute der beiden Missionare Hoffmann und Dassel aus. Beim Eintreffen des Schiffes aber lag Hoffmann wieder krank, so daß er seine Braut nicht am Schiff abholen konnte. Das war für die künftige Missionarsfrau der erste große Schmerz im fremden Land. Missionsarzt Dr. Frobenius brachte sie zur Missionsstation, wo sie aber ihren Bräutigam schon auf dem Weg der Genesung fand. Am 29. Dezember 1894 fand im deutschen Regierungsgebäude in Friedrich-Wilhelms-Hafen (Neuguinea war damals deutsche Kolonie) die Trauung statt.

Der Dienst des Missionars auf Neuguinea war nicht leicht. Das Missionshaus mußte mit eigener Hand gebaut werden, da die Eingeborenen zu solcher Arbeit völlig ungeschickt waren und nicht einmal einen Nagel einschlagen konnten. Das Leben war von Gefahren umgeben und von finsternen dämonischen Mächten bedroht. Immer wieder wurden die beiden heimgesucht von Anfällen des tückischen und gefährlichen Malariafiebers. Wie erlebten sie da die Erhörung ihrer Gebete, wie trug die bewahrende und schützende Hand Gottes hindurch durch Naturkatastrophen, Einsamkeit, Krankheit und Not! Aber nach sechs Jahren meinte der Missionsarzt, im Blick auf den gesundheitlichen Zustand des Missionars und seiner Frau, ein längeres Bleiben in diesem Lande ohne Urlaub nicht mehr verantworten zu können. So kam im Juni 1898 der erste Heimaturlaub.

Obwohl Albert Hoffmann während dieses Urlaubs viel zu Diensten

auf Missionsfesten im ganzen Lande unterwegs war, erholte er sich gut. Auch seine Frau kam in der Heimat zu neuen Kräften, so daß die beiden im Jahre 1900 zum zweitenmal ausreisen konnten. Die drei Kinder mußten in Deutschland zurückbleiben. Das war ein sehr großes Opfer, aber die Kinder sollten in ihrem zarten Alter den klimatischen Gefahren des Missionslandes nicht nochmals ausgesetzt werden. In Neuguinea wurden die Eltern sehr getröstet, als ihnen wieder ein Söhnchen geboren wurde. Doch die Freude war nur kurz, das Kind starb schon nach zwei Jahren.

Als Hoffmann das kleine Grab geschaufelt hatte, um den Sarg mit seinem Liebling hineinzusenken, beobachtete ihn ein Eingeborener und fragte, ob er nun zurückreisen würde zu seinen anderen Kindern? Nein! Ob denn seine Frau zurückreise. Auch nicht! Da sagte der Mann: »Dann habt ihr ein anderes Herz als wir.« – »Nein, wir haben einen anderen Gott«, erwiderte Hoffmann. Da sagte der Braune: »Ihr könnt durch den Horizont hindurchsehen!« Diese Redewendung gebrauchte Hoffmann fortan, um den Eingeborenen zu sagen, was die Bibel mit »lebendiger Hoffnung« meint: hindurchsehen in das geheimnisvolle Land, das jenseits des Horizontes liegt.

Wenn später bei unseren Glaubenskonferenzen, der Wittgensteiner Konferenz, der Herborner Pfingstkonferenz oder der Tersteegenruh-Konferenz Albert Hoffmann die Leitung hatte, dann war es immer ein besonderes Erlebnis, wenn er die große Versammlung am Ende aufstehen ließ und sagte: »Nun singen wir noch das Herrlichkeitslied!« Dann stimmten wir an. »Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein ich in die goldenen Gassen zieh ein, wird nur das Schau'n meines Heilands allein Grund meiner Freude und Anbetung sein. Das wird allein Herrlichkeit sein, wenn frei von Weh ich sein Angesicht seh!« Ja, das ist das »Hindurchsehen« durch den Horizont, die lebendige Hoffnung der gläubigen Gemeinde.

### *Der Erstling*

Albert Hoffmanns Missionsdienst in Neuguinea ist Säe- und Pionierdienst gewesen. Seine erste Taufe hat er erst am 28. 12. 1903 erlebt. Es handelte sich um einen Jungen namens Gumbo, der einige Zeit in seinem Hause zugebracht und sich auf manche Art und Weise nützlich gemacht hatte. Es war sein Wunsch, »von der Jesusrede zu essen und sein Herz damit zu füllen«. Endlich kam er mit der dringenden Bitte heraus, der Missionar möchte ihn doch taufen,

damit auch die andern es sehen könnten, daß er der Sitte seiner Väter entsagen und dem Herrn Jesus angehören wolle.

Der zweite Weihnachtstag sollte eigentlich der Tauftag dieses ersten Papua sein. Aber Hoffmann lag mit einem schweren Fieber danieder. Da kam der junge Täufling zu ihm ins Zimmer, warf sich vor seinem Bett auf die Knie und betete: »O Jehova, du großer Gott, du hast uns deinen Sohn Jesus gesandt, damit er uns helfen soll. Jesus hat viele Kranke gesund gemacht, sogar Tote wieder zum Leben gerufen. Mein Vater Hoffmann ist schwer krank. Morgen soll er mich waschen (taufen). Ob er wohl vorher noch stirbt? Du weißt es allein. Aber er ist nur krank, und Jesus kann ihn ganz gewiß wieder gesund machen. Ich bin noch nicht gewaschen, aber ich möchte es so gern werden. Ich habe geredet, und du hast meine Stimme gehört. Nun tue auch danach. Amen.«

Am 28. 12. fand dann das wichtige Ereignis statt. In seinem Taufgelöbniß sagte Gumbo: »Ich entsage der Sitte meiner Vorfahren. Die Götzen haben sie durch Lüge eingesetzt, das weiß ich. Ich glaube an den Gott Jehova. Er ist der alleinige Gott. Ich glaube an Jesus Christus. Er hat mir meine Sünden vergeben. Er bindet mich los vom Satan, er bindet mich los von der Hölle. Ich habe früher meiner Vorfahren Wege gewandelt, nun will ich Jesu Wege gehen. O Gott Jehova, ich habe zu dir geredet, du hast es gehört! O Jehova, hilf mir! Amen.«

Gumbo war und blieb als Christ ein schwaches Pflänzlein. Rückfällig ist er nicht geworden, aber auch kein mutiger Bekenner und treuer Zeuge für die andern. Doch als Hoffmann 1929 noch einmal in Neuguinea weilte, begrüßte ihn der Leiter einer jungen Christengemeinde überaus herzlich und freundlich und sagte: »Ich war damals bei Gumbos Taufe zugegen und habe dort den ersten Anstoß, Christ zu werden, bekommen.« Erst später kam es zu größeren Tauffeiern, aber jene Erstlingstaufe ist nicht ohne Segensspuren geblieben.

### *Im Himmel werden wir's verstehn . . .*

Der schwere Dienst und besonders ein Aufstand der Eingeborenen gegen alle Weißen, auch gegen die Missionare, erschütterten die Gesundheit Albert Hoffmanns so, daß er im Jahre 1904 Neuguinea endgültig verlassen mußte. Wie schwer fiel der Abschied von dem Land, in dem er mit ganzer Hingabe zusammen mit seiner Frau Pionierdienst für Christus getan hatte! Welche Frucht aus dieser jahrelangen Arbeit später folgte, das konnte er zu seiner großen



Freude erleben, als er im Jahre 1929 eine Inspektionsreise, diesmal ohne seine Frau, nach Australien und auf sein altes Missionsfeld machte. Eine große dankbare Gemeinde feierte das Wiedersehen mit dem treuen Lehrer. Er stand dann auch noch einmal auf dem kleinen Friedhof an den Gräbern derer, die dort abgerufen worden waren: sein eigenes Söhnchen, sein junger Mitarbeiter Missionar Nebe, Missionar Arff und die Missionarsfrauen Eich und Diehl. Dort auf der fernen Südseeinsel schlummern sie dem großen Tag der Auferstehung entgegen.

Als Heimatsinspektor der Rheinischen Mission hat Albert Hoffmann noch viele Jahre im Segen gewirkt. Er genoß ein großes Vertrauen in den Gemeinschaftskreisen. Er wurde viel zu Evangelisationen und Konferenzen gerufen. Von 1917 bis 1938 leitete er die bekannte Tersteegensruh-Konferenz (heute Gerhard-Tersteegen-Konferenz). Im Jahre 1937 ging die geliebte Frau von ihm, während er selbst krank und schwach daniederlag und an der Beerdigung nicht teilnehmen konnte. Fünf Jahre waren ihm dann noch vergönnt. Als sein Sohn Walter im Zweiten Weltkrieg eingezogen wurde, versah Albert Hoffmann dessen Pfarramt in Rödgen bei Siegen. Am 11. Januar 1942 hatte er am Vormittag dort den Gottesdienst gehalten und am Nachmittag im Nachbardorf in einer Bibelstunde und in einer Haustaufe mit dem Wort Gottes gedient. Auf der Rückfahrt ist er im Auto sanft und ohne Todeskampf still eingeschlafen. Das Bibelwort, das ihm einst als Konfirmationsspruch mitgegeben worden war, über das sein geliebter Inspektor Dr. Schreiber in der Abordnungsrede bei seiner Ordination gesprochen hatte, und das am Sterbetag als Lehrtext im Lösungsbuch der Brüdergemeinde stand, war in diesem gesegneten Leben schönste Erfüllung geworden: »Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben« (Offb. 2, 10).

Auf einer meiner Evangelisationsreisen fand ich in einem Hause ein Gästebuch, in das sich viele bekannte Männer des Reiches Gottes eingetragen hatten. In dieses hatte Albert Hoffmann den Vers niedergeschrieben:

*»Es ist das Leben ein Stücklein Zeit,  
das still sich webet aus Freud und Leid.  
Die Fäden gehen quer und kraus,  
ein Muster findet keiner draus.  
Im Himmel werden wir's verstehn  
wenn wir die rechte Seite sehn.«*

Ernst Decker

# Friedrich Blecher



*Geb. 7. 4. 1866 in Rüthen bei Warstein (Westfalen) als Sohn eines Gerichtsdieners. Studium der Theologie in Marburg, Leipzig und Berlin. Kurze Zeit Vikar am Rettungshaus in Schildesche bei Bielefeld. Dann in Berlin bei Pastor Johannes Burckhardt Mitarbeit in der weiblichen Jugendarbeit als Vereinssekretär für den »Jungfrauen-Vorstände-Verband«. Erste Bekanntschaft mit dem EC durch eine Buchanzeige. Erster Aufsatz über den EC in der »Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung« vom 3. 5. 1894. Berufung zum Hilfsprediger der Westfälischen Kirche*

*nach Windheim bei Minden. Weitere Pionierarbeit für den EC. 7. 10. 1894 Gründung des ersten deutschen Jugendbundes für entschiedenes Christentum in Bad Salzungen. 14.–16. 10. 1895 erste deutsche Jugendbundtagung in Kassel. 1896 Verzicht Blechers auf die weitere kirchliche Tätigkeit, fortan hauptamtlich für den EC tätig. Erstes Jugendbundbüro in Bielefeld, 1900 nach Berlin-Friedrichshagen verlegt. Nachholung der kirchlichen Ordination 1913 in Posen. Kurzer Pfarrdienst in Kirchdorf bei Schneidemühl. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges Rückkehr in die EC-Arbeit. Generalsekretär bis Oktober 1925. Gest. 11. 11. 1936.*

*»Haben Sie auch das innere Zeug dazu?«*

In seinem Geburtsort Rüthen war Friedrich Blechers Familie die einzige evangelische inmitten einer ganz katholischen Umgebung. Über sein Elternhaus schrieb der deutsche EC-Gründer einmal: »Es war gekennzeichnet durch Schlichtheit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit. Wie oft habe ich am Straßenrand die Ziege hüten müssen, während andere Kinder spielten! Gott habe ich es zu danken, daß ich von frommen Eltern frühzeitig auf den Heiland hingewiesen wurde. Durch den Gegensatz zur katholischen Umgebung wurden uns die Hausandacht und das Gebet wichtig.« Der nächste evangelische Gottesdienst wurde in Warstein gehalten. Es war anderthalb Stunden bis dorthin. Sonntag für Sonntag machte sich die Familie

Blecher auf den Weg. Und meist zu Fuß! Nur bei schlechtem Wetter wurde gefahren. Die Eltern waren keine kräftigen Leute. Aber sie hatten einen wirklichen Zug zum Worte Gottes.

Darum ließen sie auch ihre beiden Söhne – von denen allerdings Friedrichs Bruder früh starb – Theologie studieren. Das war bei dem kärglichen Gehalt des Gerichtsdieners Blecher ein großes Opfer. Damit ihre Jungen Verkündiger des Evangeliums werden konnten, rackerten sich die Eltern Tag für Tag zu Hause und auf dem Felde redlich ab, und dafür gab die selbstlose Schwester gern ihr Erbteil her. An seinen drei Studienorten Marburg, Leipzig und Berlin geriet Blecher in den Sog der damals vorherrschenden liberalen Theologie, hatte ein leeres Herz und den Kopf voller Zweifel und Ungewißheit. Als er seine Examensarbeit über das Thema schreiben mußte »Die Gewißheit des Glaubens nach ihrem Grunde«, da konnte er nur Gedanken und Theorien vortragen und war erlebnismäßig von solcher Gewißheit weit entfernt.

Blecher war schon Kandidat der Theologie und begann, sich für die Jugendbundsache zu interessieren. Was ihm innerlich fehlte, wurde ihm einmal blitzartig klar, als er in einer Jugendstunde einen jungen Mann im blauen Kittel schlicht und fröhlich sagen hörte: »Was haben wir doch für einen herrlichen Heiland!« Er bekennt, daß ihn diese wenigen Worte mehr im Gewissen erschütterten als die beredteste und stilistisch vollkommenste Predigt. Nein, so persönlich konnte er ehrlicherwise nicht von Jesus reden, obwohl er von der Liebe des Gekreuzigten in der Seele kräftig bewegt war. Er kannte noch nicht den Trieb, Gottes Wort wirklich und ganz zur Regel des Lebens zu machen, wozu es diejenigen drängt, die Jesus ihren Herrn nennen.

Bald kam die befreiende Wende. Friedrich Blecher, von der EC-Sache innerlich erfüllt, hatte ein Gespräch mit dem bekannten Pfarrer und Evangelisten Ernst Lohmann, der damals an der Christuskirche in Frankfurt am Main tätig war. Er ereiferte sich mächtig für die Richtigkeit und Notwendigkeit der EC-Grundsätze, bis Lohmann die Frage dazwischen warf: »Haben Sie auch das innere Zeug dazu, einen Jugendbund zu leiten?« Da wurde Blecher mit einem Schlage stumm. Lohmann begriff, was los war, und lud den jungen Mann ein, ihn doch bald einmal in Frankfurt zu besuchen. Das tat dieser auch, zwiespältige Gefühle im Herzen. In dem Quartier, in dem Lohmann ihn unterbrachte, saß er nach dem Frühstück noch mit der Gastgeberin zusammen. Das Gespräch ging um Glaubenswahrheiten. Blecher sagte einiges, doch die Hausfrau spürte: Das ist

nur Gerede und Theorie bei dem jungen Mann. Sie faßte sich ein Herz und fragte: »Sagen Sie, warum wollen Sie sich nicht endlich völlig für Christus entscheiden?«

Lassen wir Blecher selber berichten, wie es weiterging: »Ich fühlte sofort, daß Gottes Stunde für mich schlug. Ich ging auf mein Zimmer, fiel dort in der Stille vor Gott auf die Knie und bekannte mich dem Herrn als das, was ich war – ein in sich selbst verlorener Sünder. Der Heiland schenkte mir nach seinem Verheißungswort, daß er für die Sünder da sei, seine Gnade, Vergebung und Frieden – nein, sich selbst und damit auch jenes. Ich blieb in der Stille, wo mir dies klar wurde: Eine neue Herzensstellung war eingetreten. Ich selbst kam mir ganz neu vor, alle Verhältnisse erschienen mir im neuen Licht. Von diesem Augenblick an war mir der Wert einer persönlichen Willensentscheidung für den persönlichen Sünderheiland ausschlaggebend in der Erziehung einer jugendlichen Seele.«

### *Eine Postkarte – und was daraus wurde*

Nachdem Blecher selber ein Mensch des entschiedenen Christentums geworden war, da wußte er, wie der Name der neuen, in den USA entstandenen Jugendbewegung, die ihn schon einige Zeit so stark beschäftigte, in Deutschland übersetzt werden müsse. »Christian Endeavor« sagte man drüben. Das hieß wörtlich: »christliche Bestrebung«. Tatsächlich war auch hier und da von »Christlichen Bestrebungsvereinen« geredet worden. Das war aber doch ein unmöglicher Name! »Jugendbund für entschiedenes Christentum« – das war richtig. Das sagte deutlich, worum es ging.

Wie war nun Blecher eigentlich auf dieses »amerikanische Produkt« gestoßen? Als er in Berlin Vereinssekretär für weibliche Jugendarbeit im »Jungfrauen-Vorstände-Verband« war, blätterte er einmal im Büro von Pastor Burckhardt, seinem Chef, im »Evangelischen Kirchlichen Anzeiger für Berlin«. Sein Auge fiel auf eine Buchanzeige: »Berner, Unsere Jugend. Ratgeber zur Gründung und Leitung christlicher Jugendvereine«. Auf einer Postkarte bestellte er das Büchlein, in der Hoffnung, für seine Jungfrauenvereine darin Hilfe und Förderung zu finden. Aber es stand etwas ganz anderes darin! Ein deutsch-amerikanischer Pastor schilderte die Arbeit des EC in Amerika. Hätte Blecher das vorher gewußt, daß hier für einen amerikanischen »Import« geworben würde, hätte er das Büchlein kaum bestellt. Vollkommen ahnungslos warf er seine Postkarte in den Briefkasten. Es war eigentlich ein Irrtum, dem er den Empfang und die Lektüre des Bernerschen Buches verdankte!

Aber der Irrtum erwies sich als segensreich! Die Schilderung der neuen Jugendarbeit in den USA klang für Blecher so überzeugend, daß ihm gleich der Gedanke kam: So etwas sollten wir auch in Deutschland haben! Als der EC in Blechers Blickfeld trat, zählte er – 1881 von Pastor Francis E. Clark begründet – in aller Welt schon 30 000 Bünde mit nahezu zwei Millionen Mitgliedern. Was den jungen deutschen Kandidaten der Theologie so anzog, war die Sache mit den »tätigen Mitgliedern«, der Kernschar im Bund. Sie waren die eigentlichen Träger der Arbeit. Sie verpflichteten sich durch ein Gelübde zum tapferem Einsatz für die Sache Jesu in ihrer Gruppe, in der Kirche, im Beruf. In den verschiedenen Arbeitsgruppen entfalteten sich die jungen Kräfte. Jeder sollte nach seinen Gaben und Fähigkeiten bei einer besonderen Aufgabe zupacken. Das war eine allgemeine Dienstverpflichtung. Nur so konnte sich Blecher die Nachfolge junger Christen und die Tätigkeit eines Jugendkreises überhaupt vorstellen. Erbauung und Betreuung, worauf man sich bisher in der christlichen Jugendarbeit meist beschränkte – das genügte nicht.

Es gelang Blecher aber zunächst nicht, mit seiner Entdeckerfreude an der EC-Sache andere anzustecken. Man war allgemein der Ansicht: Das amerikanische Gewächs braucht in Deutschland nicht aufzublühen. Blecher kehrte bald in seine westfälische Heimat zurück, fand aber bei der damaligen Überfülle an Theologen zunächst keine kirchliche Anstellung. Er beschäftigte sich weiter mit dem EC-Gedanken. Erstaunt und erfreut war er, als kein Geringerer als der damals sehr bekannte und geschätzte Hofprediger Adolf Stöcker in der von ihm herausgegebenen »Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung« eine Lanze für die neue Jugendarbeit brach. Stöcker nahm auch ohne weiteres einen werbenden Artikel von Blecher in seinem Blatt auf. Dieser trug die Überschrift: »Etwas, das auch in Deutschland nötig ist!« Auch andere führende evangelische Blätter ließen den eifrigen EC-Freund zu Worte kommen. Als Blecher dann Hilfsprediger in Windheim an der Weser wurde, hatte er nicht mehr so viel Zeit, sich überall für den EC einzusetzen.

Doch dann erfuhr er auf einmal, daß Pastor Dr. Clark, der amerikanische EC-Gründer, zu einem Erholungsurlaub in der Schweiz weilte. Es gelang ihm, diesen zu einem Besuch in der Reichshauptstadt Berlin zu bewegen. Clark sprach vor einem erlauchten Publikum im CVJM-Haus in der Wilhelmstraße. Er versuchte die Bedenken zu zerstreuen, daß das EC-Gelübde eine Überforderung darstelle. Gerade eine volle, klare Verbindlichkeit ziehe die ernstgesinnten jungen Leute an und halte sie fest.

Der Einzug des EC in Deutschland war nun nicht mehr aufzuhalten. Inzwischen war schon in Bad Salzuflen der erste Jugendbund ins Leben gerufen worden. Die nächsten Bünde entstanden in Göttingen, Kassel und Wiesbaden.

### *Ein Leben für die Jugend*

Es gab zehn organisierte Jugendbünde, als an Blecher die Bitte herangetragen wurde, sich mit ganzer Zeit und Kraft für die EC-Arbeit zur Verfügung zu stellen. Er tat diesen Schritt. Er bat die westfälische Kirchenleitung, ihn aus dem Kirchendienst zu entlassen. Damit verzichtete er auf Ordination und feste Besoldung. Die paar Jugendbünde konnten ihn zunächst mit keinem Pfennig finanziell unterstützen. Zunächst wurden alle Schriften – das »Themabuch für die tägliche Bibellese« u. a. – aus den USA bezogen. Clark griff in seine eigene Tasche und half dem jungen deutschen EC-Werk. Erst im Oktober 1900 war die neue Bewegung so gut organisiert und finanziell erstarkt, daß sie ihrem unermüdlichen Pionier ein Gehalt zahlen konnte.

Das erste Jugendbundbüro wurde in Bielefeld eingerichtet, in der Wohnung, welche die Witwe Blecher nach dem Tode ihres Mannes mit Friedrich und dessen Schwester Mathilde bezogen hatte. Es war zunächst alles haarsträubend primitiv. Mutter und Schwester halfen – auch finanziell – nach Kräften mit. Der EC fand mehr und mehr Eingang, vor allem in den innerkirchlichen Gemeinschaftskreisen. Dort wurde die Bewegung begrüßt als ein brauchbarer Weg, auf dem junges Volk in die Nachfolge Jesu gerufen und zum Dienst für den Herrn zugerüstet wurde. Im Dezember 1897 verließ Blecher für einige Zeit die westfälische Heimat und widmete sich in Pommern der hoffnungsvollen Neugründung von EC-Bünden an vielen Orten. Er dehnte seine Reisen bis nach Posen und Schlesien aus. 1900 gab es bereits 112 Bünde mit 3228 Mitgliedern im ganzen damaligen Deutschen Reich.

Am 1. Oktober dieses Jahres siedelte das Büro von Bielefeld nach Friedrichshagen bei Berlin über. Die Schwester Mathilde kam mit, bald gesellte sich die Ehefrau Blecher als Dritte im Bunde hinzu. Auch für sie wurde der EC fröhlich bejahte Lebensaufgabe. Die ersten Reisesekretäre wurden in den Dienst gestellt. Ein Verlag wurde gegründet, eine Buchhandlung entstand. Die Zeitschrift »Jugendhilfe« dehnte ihren Leserkreis erfreulich aus, die Bibellesen wurden von Zehntausenden dankbar benutzt.

Mit großer persönlicher Schlichtheit verrichtete Blecher seinen Dienst. Sein »Salonwagen« bei der Reichsbahn war die unterste und primitivste Wagenklasse, die es damals gab: die vierte. Wenn der Wagen richtig fröhlich rumpelte, dann gab Blecher wohl seine Sitzgelegenheit auf der harten Holzbank auf und schrieb stehend seine Postkarten für die EC-Sache weiter. Wenn im Büro im Winter die Räume kalt waren, dann schlug er sich eine Decke um die Beine und »arbeitete sich warm«.

Tiefes Leid brachte es Blecher, als er sich von Brüdern und Mitarbeitern, mit denen er Jahre hindurch Schulter an Schulter gestanden und gestritten hatte, trennen mußte. Schmerzlich war vor allem der Abschied von Pastor Jonathan Paul, der 13 Jahre lang der ehrenamtliche Vorsitzende des Deutschen EC-Verbandes gewesen war. Dieser – ein hochbegabter Evangelist – hatte manche gesegnete Frucht wirken dürfen. Aber er geriet mehr und mehr in das Schwärmertum der damaligen Pfingstbewegung hinein und mußte 1909 sein Amt aufgeben. Pastor Gustav Schürmann übernahm den Vorsitz in schwerer Zeit.

Daß der EC eine Weltbewegung war, durfte Blecher auf verschiedenen Auslandsreisen beglückt und stärkend erleben. Zur Welttagung 1900 in London waren 50 000 Leute zusammengekommen! Es wurde 1904 ein Europäischer EC-Verband aus der Taufe gehoben, der schon ein Jahr später in einem der größten Säle Berlins eine Konferenz mit 7000 Besuchern durchführte. Große Freude erweckte Blechers Besuch 1908 bei den Auslandsdeutschen in Ungarn, Kroatien und Slowenien, wo der EC Eingang gefunden hatte. Einmal ist Blecher auch im Ursprungsland der Jugendbundbewegung, in den USA, gewesen.

Ein sehr wichtiger Dienst darf nicht vergessen werden, den der Generalsekretär – dieser Titel wurde Blecher im Lauf der Zeit beigelegt – seiner EC-Jugend tat. Er hat unter den jungen Christen das Interesse für die Äußere Mission kräftig geweckt und gefördert. Er wandte seine Liebe vor allem der Missionsarbeit auf einigen Inselgruppen der Südsee zu, die damals deutsches Kolonialgebiet waren. Ein junger schweizerischer Chrischonabruder namens Sixtus Huggenschmidt wurde Silvester 1905 als erster EC-Missionar auf die Insel Ponape entsandt. Weitere Missionare folgten, von der deutschen EC-Jugend finanziell ausgestattet und mit ihren Gebeten geleitet. Hören wir Blecher:

»So war der Deutsche EC-Verband, ehe er es recht ahnte, auf dem Wege, eine regelrechte Missionsgesellschaft zu werden. Das konnte

aber doch nicht im Rahmen einer Jugendorganisation verwirklicht werden. Der Deutsche Verband sah sich daher im Jahre 1907 zu seinem Schmerze genötigt, diesen neuen blühenden Missionszweig vom Baum des Deutschen Jugendbundverbandes zu lösen. Die Liebenzeller Mission entschloß sich, die ganze Mission zu übernehmen, die aber nach wie vor die eigentliche Mission des EC bleiben sollte. Junge Missionare gingen damals in schneller Folge hinaus, und Gott hat ihren Dienst reichlich gesegnet, daß die Arbeit, die die Amerikaner draußen auf Ponape, Truk, Mortlock und Palau begonnen hatten, recht weitergeführt wurde. Welche Freude, daß auch dort wie in anderen damals deutschen Kolonien Jugendbünde für EC entstanden!«

### *Die große Liebe bis zuletzt*

Große und wichtige Schritte in die Weite hat er tun dürfen – der Hilfsprediger Friedrich Blecher. Ja, Hilfsprediger war er immer noch – 22 Jahre nach seinem Examen! Wichtiger als Titel und Amt, als festes kirchliches Gehalt und Pensionsberechtigung war es ihm allezeit gewesen, seinem geliebten Herrn Jesus Christus in seinem geliebten EC-Werk zu dienen. Inzwischen stand die Bewegung in Deutschland auf festen Füßen. Treue Mitarbeiter taten in der Zentrale draußen und in den Bünden ihren Dienst. Da war es zu verantworten, daß Blecher – wenigstens für eine Zeitlang – sich aus der Arbeit löste und in den Kirchendienst ging. Das ihm sehr gewogene Konsistorium in Posen ließ ihn Silvester 1913 durch den General-superintendenten Paul Blau, einen wahrhaft geistlichen Kirchenführer, ordinieren. Darauf folgte die Berufung in das Pfarramt in Kirchdorf im Kreis Schneidemühl. Schon bald entstand in der Gemeinde ein reger Jugendbund.

Als aber wenig später der Erste Weltkrieg ausbrach und viele der EC-Mitarbeiter in die Kasernen und ins Feld ausrücken mußten, war die kurze Episode im Kirchendienst für Blecher schon wieder zu Ende. Er kehrte auf seinen Posten als Generalsekretär des Deutschen EC-Verbandes zurück. Das treue Durchhalten Blechers und der andern Daheimgebliebenen trug reiche Früchte. Kaum war der Krieg zu Ende, da zog bald ein frischer geistlicher Wind durch das ganze deutsche EC-Werk. In wenigen Jahren verdreifachte sich die Mitgliederzahl – von 13 800 auf 40 400! Da durfte dann auch der aus dem Amt des Vorsitzenden zum hauptamtlichen Bundesdirektor berufene Pfarrer Gustav Schürmann mit Freuden am Werk stehen. Die 1924 begründete EC-Zeltarbeit zeigte die neu erwachte



missionarische Verantwortung der Geretteten für die ohne Christus heillose Jugend.

Die Jahrzehnte des EC-Pionierdienstes waren an Friedrich Blecher nicht spurlos vorübergegangen. Sie hatten viel von seiner Kraft aufgebraucht und an seinen Nerven gezehrt. Darum ließ er sich 1925 vorzeitig pensionieren. Doch seine ganze Liebe und seine treue Fürbitte begleitete das EC-Werk weiterhin. Mit Interesse verfolgte und unterstützte er die Pläne des Deutschen EC-Verbandes, ein neues geräumiges Bundeshaus zu erwerben. Er selber hatte sich in seinem Dienstleben nur mit unzulänglichen Räumen begnügen müssen. Neidlos freute er sich mit, als die EC-Hauptstelle im 1926 erworbenen Sanatorium Woltersdorf im Gebiet der märkischen Seen einen weiten Raum fand.

Blecher blieb ein eifriger Mitarbeiter in der Berliner Allianz. Er war dort der Schriftführer, den alle als stets zuverlässig kannten. Für den 11. November 1936 hatte er zu einer Sitzung in das Christliche Hospitz St. Michael in der Wilhelmstraße eingeladen. Er fühlte sich am Morgen des Tages nicht recht wohl. Aber sein Pflichtgefühl und die Liebe zu den Brüdern trieb ihn doch außer Haus. Kaum hatte er – mit etwas Verspätung – seinen Platz eingenommen, da hörte man ein Stöhnen und Röcheln aus seinem Mund. Er sank vom Stuhl. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Wie träumend war er in die Freude seines Herrn eingegangen.

Beim Ordnen der Papiere des Heimgegangenen fand man ein Blatt mit der Überschrift »Mein letzter Wille«. Es war zehn Jahre vor dem Heimgang am Ostermorgen geschrieben worden. Hier der kurze, schlichte, bewegende Inhalt: »Wenn ich meine Augen für diese Welt geschlossen habe, darf ich im Blick auf meinen Heiland, der zur Rechten Gottes regiert, mit andern Augen ihn sehen, an den ich hier unten geglaubt habe, und gewiß sein, daß mich nichts trennt von der Liebe, die in Christo Jesu ist. Seine Gnade, die mich so weit und so lange getragen hat, soll dann mein Ruhm sein, reiner, fröhlicher und lauter als hier unten.

Noch eine herzliche Bitte habe ich an alle meine Lieben, auch an die Jugendbund-Mitglieder und Freunde und Bekannten, an jeden einzelnen persönlich: Triff mich im Himmel beim Heiland!«

Der deutsche EC-Gründer ist nach dem Zeugnis aller, die ihn kannten und liebten, ein demütiger Mann gewesen. Er hat seinen eigenen Anteil an der Entwicklung der Bewegung für sehr gering angesehen: »Allumfassend war vielmehr Gottes Anteil, die Jugendbundsache

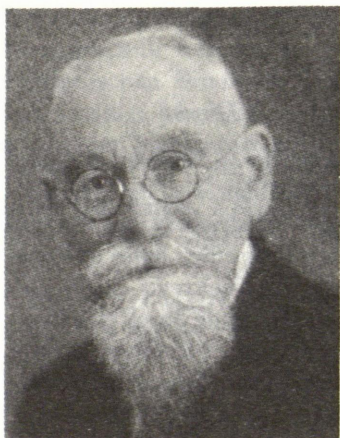
zur rechten Zeit an die rechten jungen Männer und Mädchen heranzubringen, die die Sache in unserm Vaterland in die Hand nahmen. Darum Gott allein die Ehre!«

Zu Friedrich Blechers 70. Geburtstag gratulierte ihm ein Mitarbeiter und sagte: »Wir sind dir, Bruder Blecher, sehr dankbar für alles, was du unserm EC-Werk warst.« Da machte dieser eine abwehrende Handbewegung, zeigte mit dem Finger nach oben und meinte: »Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.«

Wohl jedem Reichgotteswerk, dessen Führer und Mitarbeiter in solcher Gesinnung ihren Dienst tun!

Arno Pagel

# Gustav Friedrich Nagel



Geb. 19. 4. 1868 in einem Bergmannskotten in den Ruhrbergen bei Volmarstein-Grundschoßtel. Nach der Verwaltungslehre in Wengern Amtssekretär in der Amtsverwaltung Wetter (Ruhr). In jungen Jahren Verzicht auf die Beamtenlaufbahn, um vollzeitlich für das Evangelium zu arbeiten. Besuch der Evangelischen Predigerschule in Basel. 1895–1897 Prediger in St. Johann (Saar). 1898–1919 Prediger der Freien evangelischen Gemeinde Siegen. Anschließend von Hamburg aus Reisedienst (Evangelisationen und Bibelwochen). Fruchtbarer Schrift-

steller. Ab 1918 Schriftleiter des Evangelischen Allianzblattes. 1924 zweiter und 1926 erster Vorsitzender der Deutschen Evangelischen Allianz. Gest. 6. 3. 1944 in Hartenrod (Kreis Biedenkopf).

## *Warum aus Gustav Friedrich Gustav wurde*

Der Mann, dessen Leben und Lebenswerk auf den folgenden Seiten dargestellt wird, hat ursprünglich nur den Vornamen Gustav getragen. Das hat öfter die unliebsame Folge gehabt, daß er mit einem anderen Zeitgenossen, der hieß wie er, verwechselt wurde. Dieser war ein »seltsamer Heiliger« und verwandte bei seinem Namen die Kleinschreibung »gustav nagel«. Es handelte sich um einen Natur- und Wanderapostel, der die Lande durchzog und für eine naturgemäße Lebensweise, wie er sie verstand, warb. Er reiste in einem langen, weißen, nachthemdähnlichen Gewand, ohne Strümpfe mit Sandalen. Lange Haare wallten auf seine Schultern nieder. Wo er auftrat, erregte er Neugier und verursachte viel Hallo. Seine Vorträge erfreuten sich großer Beliebtheit.

Zuweilen kam es nun vor, daß eine Evangelisation oder Bibelwoche unseres Predigers Gustav Nagel angekündigt wurde und dann Leute erschienen, die den Naturapostel erwartet hatten. Sie äußerten manchmal lautstark ihr Mißvergnügen über den Irrtum. Nun

hatte Gustav Nagel einen Bruder, der Friedrich (Fritz) hieß. Diesen bat er, den Vornamen Friedrich dem Vornamen Gustav voranzusetzen zu dürfen. So las man fortan allenthalben: Prediger Gustav Friedrich (G. F.) Nagel. Der Verwechslung mit *gustav nagel* war damit gewehrt.

### *Der Weg in die Nachfolge – erste Schritte im Dienst*

Aus Nagels Frühzeit lassen wir uns zunächst von Wilhelm Wöhrle, dem langjährigen Schriftleiter des Wochenblattes »Der Gärtner« berichten: »Der Bergmannssohn Gustav Friedrich Nagel war für die Laufbahn eines Verwaltungsbeamten bestimmt, hatte in Wengern seine Lehrzeit gemacht und war Amtssekretär in Wetter (Ruhr) geworden. Da erlebte er seine Lebenswende durch eine klare Bekehrung zu Jesus Christus. Der Ruf in Jesu Nachfolge wurde bald ein Ruf in den vollzeitlichen Dienst Jesu. Gustav Friedrich Nagel gab eine aussichtsreiche Laufbahn auf, wurde nun aber durch seine geistlichen Gaben und Dienste zum Segensträger für einen unvergleichlich weiteren Lebenskreis.

Sein jüngerer Bruder Fritz Nagel (1869–1942) wurde später Zechenbetriebsleiter; im Nebenberuf war er Verkündiger des Gotteswortes im Kohlenrevier und dann im Lipperland. Durch ihn ist in jungen Jahren Gustav Friedrich zur Einkehr und Umkehr gekommen. Als Fritz Nagel Bergschüler in Witten wurde und jeweils für die Arbeitswoche das Elternhaus verließ, da hatten beide Brüder sich abgesprochen, auf keinen Fall »fromm« zu werden. Fritz hatte nämlich bei einer gläubigen Bergmannsfamilie in Witten-Bommern Unterkunft gefunden.

Doch schon an einem der folgenden Samstage, als Fritz nach Hause kam und sein Bruder Gustav gerade Kirschen pflückend auf dem Baum saß, bemerkte dessen scharfer Blick, daß bei dem Ankömmling etwas anders geworden war. Fritz hatte in Jesus Christus das wahre Glück gefunden, und das leuchtete unverkennbar aus seinen Augen. Zwar gab es zuerst Auseinandersetzungen zwischen den Brüdern, dann aber folgten bei Gustav, der die Welt liebgewonnen hatte, schwere innere Kämpfe, die später als »Worte für Fragende und Suchende« ihren Niederschlag gefunden haben in der Schrift: »Das volle Heil in der Heilandstat«. Bald galt von beiden Brüdern: Die suchende Liebe des auferstandenen Christus hatte sie überwunden und ihnen ein Lebensziel gesetzt, das sie allezeit unbeirrt verfolgt haben.«

## *Zum Dienst herangezogen*

In jener Zeit des inneren Suchens und Fragens hat Gustav Friedrich Nagel Friedrich Fries (1856–1926) kennengelernt. Dieser stammte aus Mauden bei Daaden an der Sieg. Er wurde von der Siegerländer Erweckungsbewegung des vorigen Jahrhunderts erfaßt. Ohne eine Predigerschule besucht zu haben, wurde er mit 23 Jahren vom Evangelischen Brüderverein in die Evangelisationsarbeit berufen und tat einige Jahre gesegnete Dienste am Niederrhein. Dann stellte er sich der Neukirchener Mission zur Verfügung. Seine Ausreise verzögerte sich ungewöhnlich lange. In der Zwischenzeit erhielt Fries von einem Kreis von Gläubigen einen Ruf nach Witten (Ruhr), dem er folgte. Aus diesem Kreis wuchs die Freie evangelische Gemeinde Witten heran. Daneben betrieb Fries, der auch der Gründer des »Gärtners« ist, eine »Buchhandlung der Stadtmision«, aus der im Laufe der Zeit der heutige Bundes-Verlag sich entwickelte.

Fries hat den beiden Brüdern Nagel mit Rat und Tat gedient und auch bald die beiden begabten jungen Männer zum Dienst unter der Jugend und zur Wortverkündigung bei Hausbibelkreisen herangezogen. In der Erweckungszeit im Waldecker Land half Gustav Friedrich Nagel anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dem späteren Afrikamissionar August Kraft, für Jesus eine reiche Ernte einzubringen. Aus Aufzeichnungen von Kraft geht hervor, daß Nagel besonders in Freienhagen, Altwildungen und B. – was sowohl Bergheim wie Böhne heißen kann – eingesetzt war.

## *Der vollmächtige Verkündiger und Seelsorger*

Hören wir wieder Wilhelm Wöhrle: »Zur besseren Ausrüstung für den Dienst am Wort besuchte Gustav Friedrich Nagel die Evangelische Predigerschule in Basel. Dort führten bedeutende Männer mit geistlicher Prägestärke lernwillige junge Männer in den Reichtum des Gotteswortes ein, so der Leiter Arnold, der baltische Edelmann von Huene, der gelehrte blinde Professor Eduard Riggenbach und andere. Hier hat Gustav Friedrich Nagel seiner geistlichen Heimat – den Freien evangelischen Gemeinden – einen großen Dienst erwiesen, indem er zwei hochbegabte und ungewöhnlich charaktervolle Mitschüler – Otto Schopf (1870–1913) und Konrad Bussemer (1874–1944) – mit Friedrich Fries in Witten bekannt machte, wodurch später ihr Weg in die Freien evangelischen Gemeinden führte.

Nach Beendigung seiner Studien diente Nagel zunächst von 1895

bis 1897 einem kleinen erweckten Kreis in St. Johann an der Saar. Dann folgte er einem Ruf an die Freie evangelische Gemeinde in Siegen, wo er 21 Jahre lang in großem Segen gewirkt hat. Dem von Gott berufenen, übrigens auch durch seine äußere Erscheinung eindrucksvollen Prediger war es gegeben, seinen Hörern Christus vor Augen zu stellen und ihnen Mut zu machen, durch völlige Hingabe an den Gekreuzigten Anteil an dem unausforschlichen Reichtum des Gottessohnes zu gewinnen. Mochte der Bibeltext lauten, wie er wollte – immer stellte der Prediger die Beziehung zu Christus her, der ja Kern und Stern des ganzen Gotteswortes ist. Was Christus *für* uns getan hat, was Jesus Christus *heute* tut *an* und *in* uns, das war die Mitte seiner Verkündigung. Gustav Friedrich Nagel war ein feuriger Redner, der es verstand, vor allem seine jungen Hörer mitzureißen zu dem Gelöbniß: »Der am Kreuz ist meine Liebe und sonst nichts in dieser Welt!«

Nagel litt unter einem äußerst empfindlichen Nervensystem. Etwa vier Jahre mußte er aus gesundheitlichen Gründen das Zimmer hüten. In dem stillen Erholungsheim »Patmos« der Deutschen Zeltmission in Geisweid erlebte er eine gesegnete Zeit. Gott antwortete auf die Gebete der Brüder und Schwestern, besonders des Hausvaters Bollinger, und schenkte eine wunderbare Aufrichtung und Neuausrüstung zu weiterem Dienst.«

Nagel war überaus temperamentvoll, was sich oft in spontanen Handlungen ausdrücken konnte. Als er später nach längerer Zeit wieder einmal mit der Bahn nach Siegen fuhr, da überwältigten ihn die Erinnerungen. Als die Stadtsilhouette sichtbar wurde, sprang er ans Fenster und rief aus: »Seh ich dich endlich wieder, du alte Burgenherrlichkeit!« Diese Begeisterungsfähigkeit und das starke Temperament schlugen sich auch immer wieder in seiner Verkündigung nieder.

Als Seelsorger konnte er aber auch eine überaus behutsame Art an den Tag legen. Wilhelm Gilbert, der Vorsitzende der Deutschen Evangelischen Allianz, der aus Siegen stammt und so Nagel persönlich kannte, berichtet, daß er an seinem Werdegang immer regen Anteil nahm. So habe Nagel ihn bei mancher Begegnung gefragt: »Bist du immer noch auf der Sparkasse?« Nagel fragte lieb, aber mit solcher Beharrlichkeit, daß es Wilhelm Gilbert immer bewußter wurde: Der Herr will dich in seinen vollzeitlichen Dienst haben! Nagel gab so mit den Anstoß, daß Wilhelm Gilbert den erlernten Beruf aufgab und sich zum Prediger ausbilden ließ.

## *Gegen alle konfessionelle Enge*

1919 löste sich Nagel vom Gemeindedienst in Siegen und übersiedelte nach Hamburg, wohin ihn Friedrich Heitmüller (1888–1965) gerufen hatte. Heitmüller stand der weitverzweigten »Holstenwall-Gemeinschaft« vor, die sich 1934 dem Bund Freier evangelischer Gemeinden anschloß. Doch in Hamburg fand Nagel nicht denselben Widerhall seines Zeugnisses wie in Siegen.

Die Arbeit mit Heitmüller war nur eine kurze Zwischenstation. Gustav Friedrich Nagel begann einen umfangreichen Reisedienst, der ihn durch ganz Deutschland führte und vielen Kreisen, besonders in der Gemeinschaftsbewegung, dienen ließ. An manche Orte wurde er durch viele Jahre regelmäßig gerufen, so z. B. zu Bibelkursen in das Diakonissen-Mutterhaus »Friedenshort« in Miechowitz/Oberschlesien. Er wurde ein Mann für die ganze Gemeinde Jesu Christi. Das wird auch immer wieder deutlich aus seinen zahlreichen Veröffentlichungen (die er übrigens alle selber mit der Hand niederschrieb, ohne jemals eine Sekretärin oder eine Schreibmaschine zu gebrauchen). Diese Grundhaltung brachte es aber auch mit sich, daß Nagel schlecht in kirchliche Formen jeder Art einzupassen war.

Wilhelm Wöhrle schreibt: »Weil Gustav Nagel auf der Mittagshöhe seines Lebens die Arbeit in den Freien evangelischen Gemeinden aufgegeben hatte – er hat ihnen jedoch noch häufig Dienste getan –, konnte man hin und wieder hören, er sei von seinen Erkenntnissen über die Gemeinde Jesu später abgerückt. Wir haben uns mit ihm gelegentlich darüber ausgesprochen, doch er hat das nicht zugegeben. Er hat aber je länger, je mehr jede konfessionelle Enge der gläubigen Gemeinde im Widerspruch gefunden zum Gemeindebild des Neuen Testaments. Ohnehin war ihm alles Organisatorische fremd und unwichtig. Er widerstand jedem Versuch, mit Satzungen und Paragraphen und mit einer gewissen freikirchlichen Gesetzlichkeit und Organisationsform den Mangel an geistlichem Leben und an brüderlicher Liebe in der Gemeinde ausgleichen zu wollen.«

Diese Grundlinie findet sich bei Nagel bereits in seinem 1896 zum erstenmal erschienenen Hauptwerk »Der große Kampf, ein Beitrag zur Beleuchtung der Frage: ›Kirche oder Gemeinde der Gläubigen?‹« Daraus einige Auszüge: »Die aus lebendig-gläubigen Persönlichkeiten zusammengesetzte, ohne jeden äußeren Rückhalt dastehende Gemeinde kann und muß verschwinden, wenn solche, in dem Wesen eines lebendigen Christentums stehenden Persönlich-

keiten nicht mehr vorhanden sind. Das Kirchentum aber beginnt seine Entwicklung von vorneherein mit einem Ansatz von Formen, deren äußerliche Anerkennung seitens seiner Glieder ihm genügt. Es fragt nicht nach der inneren Glaubensstellung des einzelnen, fragt nicht danach, ob der Geist Jesu Christi in ihm lebendig und mächtig geworden ist. So aber wird von vorneherein der Unwahrheit und Heuchelei der Boden geebnet. Die wahrheitswidrigen Mächte erweisen sich, einmal eingelassen und geduldet, immer als überlegen. Die Formen bleiben bestehen, aber der Geist und das Leben schwinden.«

Im Erstarren in Formen sah Nagel die Gefahr für jede lebendige Gemeinde. In seinem Buch zeigt er den Kampf, der sofort nach der Gründung der ersten christlichen Gemeinden begann. Er wurde zuerst geführt mit dem jüdischen Formalismus, den Nagel als das Grundübel bezeichnet:

»Nach dem Tod des Apostels Paulus drang überall eine gesetzlich-jüdische Strömung in die Entwicklungen hinein, und die Lehrer der Kirche selber waren es, die dieser Strömung die Wege bahnten. Ungestört konnte der Feind evangelischer Wahrheit darangehen, die Fundamente eines neuen Judentums in den Freiheitsboden der Gemeinde hineinzusenken, und das Staatskirchentum Konstantins und das Papsttum des römischen Bischofs sind die weltgeschichtlichen Triumphe seiner Siege.

Freilich blieb auch, je mehr die Früchte des großen Abfalls von dem Apostel Paulus und seinem Evangelium offenbar wurden, der eben auf diesen Apostel gegründete Widerspruch gegen das neue Judentum nicht aus. Der gewaltige Kampf, der den Boden des apostolischen Zeitalters zerwühlte und erschütterte, entbrannte immer wieder von neuem; es gibt kaum ein Blatt in der Geschichte, welches uns nicht das Geräusch und Getümmel dieses Kampfes aufweist.

Unter dem Ringen mit dem judaistischen Irrtum gestaltete sich die Gemeinde und enthüllte sich die Wahrheit des Evangeliums in ihrer ganzen Fülle. Auf dem Wege des Kampfes mit dem in der Kirche wiederum herrschend gewordenen judaistischen Prinzip blieb die Gemeinde, sich zusammenschließend mit ihrem Haupt im Himmel, auch in Zeiten blutiger Verfolgung vor dem völligen Untergang bewahrt. Auf dem Wege dieses Kampfes kam es je und dann zu neuen lebendigen Anfängen, zu Geburtszeiten in der Geschichte, und unter dem Zeichen dieses Kampfes wird die Gemeinde ihrer Vollendung entgegengeführt werden.«



Nagel verlängerte diese von ihm aufgezeigte Linie über die stecken-gebliebene Reformation bis hinein in seine Zeit. Aus dieser Sicht stellte er unbequeme Anfragen an alle kirchlichen und freikirchlichen Formen.

### *Der Allianzmann*

Sein eigentliches Arbeitsfeld hat der weitgespannte Geist Gustav Friedrich Nagels in der Deutschen Evangelischen Allianz gefunden. Insgesamt 26 Jahre hat er ihren Weg entscheidend mitgeprägt. 1918 wurde er zum Schriftleiter des Evangelischen Allianzblattes berufen, das 1890 begründet worden war. Es hatte einst unter Bernhard Kühn (1863–1914) eine bedeutende Rolle gespielt im Kampf der Geister zu Anfang des Jahrhunderts. Während der Leitung durch Otto Dreiholz (1865–1962) hatte es vorwiegend den Besuchern der Blankenburger Allianzkonferenz in erbaulicher Weise gedient. 1924 wurde Nagel dann zum zweiten und 1926 zum ersten Vorsitzenden des Deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz gewählt. Die beiden wichtigen Ämter – Schriftleiter und erster Vorsitzender – hatte er bis zu seinem Heimgang 1944 inne. Auf den Blankenburger Konferenzen gehörte er zu den ständigen Rednern.

Die 26 Jahre von 1918 bis 1944 waren überaus bewegt. In ihnen vollzogen sich die großen geistigen Auseinandersetzungen, die Deutschland zwischen den beiden verlorenen Weltkriegen erschütterten. Wir neigen dazu, diese Zeit mit einem liebevollen Schleier des Vergessens zu verhüllen, doch wir können und dürfen uns nicht so billig aus unserer Geschichte wegschleichen. Der gesamte Bereich ist aber zu vielschichtig, als daß sich mit wenigen Strichen ein Bild zeichnen ließe. Deshalb kann hier im Aufriß der Lebensskizze Gustav Friedrich Nagels nur der Versuch gemacht werden, einige Linien aufzuzeichnen, die Denkanstöße geben möchten, um so einen Beitrag zu leisten zum Aufarbeiten unserer Vergangenheit.

### *Nagel und die Zeitströmungen*

Erich Beyreuther nennt in seinem Buch »Der Weg der Evang. Allianz in Deutschland« Nagel die Zentral- und Schlüsselfigur der Deutschen Evangelischen Allianz in den Jahren der Weimarer Republik und des nationalsozialistischen Dritten Reiches. Er befaßt sich ausführlich mit Nagels ethischen und politischen Auffassungen, die eingebettet sind in die vaterländisch-konservative Strömung, die im Ausgang des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts

in christlichen Kreisen vorherrschte. In dem erwähnten Buch heißt es dazu: »Weimarer Staat, Zentrumspartei, Sozialdemokratie rangierten, weil sie die Entsittlichung in Deutschland nicht beseitigen konnten, nicht einmal fähig dazu waren, auf der Seite der Mächte, die dem Antichristen den Weg freimachen. Und doch konnte das jetzt noch nicht Gottes Wille sein. Darum rief man auch im Evangelischen Allianzblatt laut nach dem starken Staate und begrüßte den Aufstieg der nationalen Kräfte. Dem Parteikampf hat der Christ fernzubleiben. Der Gedanke, der Weimarer Republik beizuspringen, damit sie den Riesenapparat der Staatsmaschine mit echtem demokratischen Geist erfülle und die Aufgaben meistere, lag abseits.

So förderte auch das Evangelische Allianzblatt und sein Redakteur im Bunde mit dem nationalchristlichen deutschen Bürgertum das Sterben der Weimarer Republik. Überall, auch hier, öffnete man sich den neuen Gedanken von Blut und Boden, deutschem Volkstum, der Schöpfungsordnung, »die uns als Deutsche einen eigenen Auftrag gab, längst vor 1933«. So verquickten sich, ohne daß man es im landeskirchlichen und freikirchlichen Raum in seinen letzten Konsequenzen erkannte – wenige Warner ausgenommen –, eine konservative antidemokratisch bürgerliche Ideologie unversehens mit christlichen Überzeugungen. Die endgeschichtliche Perspektive bildete ein Schema, in das sich die bürgerlich-konservativ-nationale Ideologie einschmiegte, ohne daß man sich dessen bewußt wurde. So bestätigten sich gegenseitig biblisch-prophetische endgeschichtliche Schau und nationale Hoffnung. Man geriet in ein Fahrwasser, in das man eigentlich nicht geraten wollte. So war es schließlich auch bei Nagel, dem Stimmführer der Evangelischen Allianz.«

Man darf hier das Schwergewicht nicht einseitig auf den politisch-ethischen Bereich legen. Die Fragen sind viel zu vielschichtig, als daß sie so einfach geklärt werden könnten. Sie liegen auch dort, wo Volkskirchen und Freikirchen in steter Spannung miteinander leben.

### *Kirche und Staat*

Die gläubigen außerkirchlichen Kreise im weitesten Sinn, die aus den verschiedenen Erweckungsbewegungen des 19. und des 20. Jahrhunderts entstanden sind, hatten immer wieder unter den Staatskirchen zu leiden. Diese bedienten sich des Staates, um Zusammenkünfte und Abendmahlsfeiern der Gläubigen zu verbieten.

Freikirchliche Christen wurden nicht auf kirchlichen Friedhöfen beerdigt. Ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung wurde oft diskriminiert.

Eine entscheidende Wendung begann erst in der Weimarer Republik. Schrittweise konnten sich die freikirchlichen Kreise gegenüber den Staatskirchen durchsetzen. Die Fortschritte, die erreicht wurden, waren nicht formalrechtlicher Art. Die Freikirchen mußten sich in diesem Ringen immer gleichzeitig mit dem Staat und den Volkskirchen auseinandersetzen. Für die Volkskirchen waren die Freikirchen sogar nach dem Zweiten Weltkrieg teilweise noch Sekten.

Grundlegend veränderten sich die Dinge auf der Seite des Staates nach 1933. So empfanden es wenigstens die Freikirchen, wenn Kirchenminister Hans Kerrl sagte: »Es ist an sich nicht die Aufgabe der nationalsozialistischen Regierung, die Erhaltung von Kirchen durch Zuschüsse und Steuern von sich aus zu sichern. Das ist Aufgabe der Gläubigen, denen es obliegen muß, für die Kirche zu sorgen, zu der sie gehören wollen.«

Aus all dem muß man verstehen, daß der sogenannte Kirchenkampf für die außerkirchlichen Kreise einerseits als Machtkampf zwischen Kirche und Staat gesehen wurde, andererseits stellte er für sie eine innerkirchliche Auseinandersetzung dar, bei der es vorrangig um das Überleben der Kirche als Institution ging.

Wie dies Gustav Friedrich Nagel sah, macht ein Artikel deutlich, der 1937 im Evangelischen Allianzblatt erschien:

»Geschichtlich überlieferte Meinungsverschiedenheiten bestehen, wie anderswo, so auch im deutschen Christenvolk in kirchlicher und bekenntnismäßiger Hinsicht. Seit beinahe hundert Jahren ist es Aufgabe der Evangelischen Allianz zu zeigen, daß diese Meinungsverschiedenheiten die brüderliche Liebe nicht hindern und die Gemeinschaft der Glieder Christi nicht stören sollen. Ihr Grundsatz, dem Vollgehalt des neutestamentlichen Schriftzeugnisses entnommen, lautet: Aus dem Einssein der Glieder mit dem Haupt erwächst das Einssein der Glieder untereinander, nicht aus dem einheitlichen kirchlichen Bekenntnis.

Nun sind in den Krisen der Gegenwart jene Meinungsverschiedenheiten erneut und verschärft spürbar geworden. Wir stehen in einem geistigen Ringen, das mit Recht eine »Prüfungsstunde der Weltchristenheit« genannt wurde. Da brennen erneut Fragen auf, in

denen auch unter sonst Treuen nicht rasch Einheitlichkeit der Meinungen gefordert werden kann.

Zwar sollen da, wo Glieder Christi auf dem Grunde des Glaubens und des unverletzten Gewissens zeugen und leiden, alle mitleiden (1. Korinther 12, 26). Und es entspricht den gesegneten Überlieferungen der Evangelischen Allianz, solches Teilnehmen in Krisenzeiten nicht unausgesprochen und nicht unbetätigt zu lassen. Wo hier ein Mangel vorliegt, da gilt es, ihn bußfertig zu erkennen, um völliger zu werden auch in der mitleidenden Bruderliebe.

Ein Eingehen aber auf den ›Kirchenkampf‹ in bestimmten Formen kann hier nicht die gestellte Aufgabe sein. Es würde ja mit solchem Eingehen notwendig sogleich die weitere grundsätzliche Frage verbunden sein, auf welche Form denn die Wahl fallen soll: ob Staats- oder Volks- oder Freikirche oder kirchenfreie Gemeinde sein soll. Eben dies aber ist eine vom Herrn und Haupt reichlich bestätigte Errungenschaft auf dem Boden der Allianz, daß diese Fragen hier außerhalb der Erörterung bleiben. Jede einzelne Kirche und Gemeinschaft ist in der Krise der Gegenwart aufgerufen, in bezug auf ihre Grundlagen neu biblische Unterweisung zu suchen. Keine kann solche Unterweisung für die andere suchen, keine kann sie der anderen geben wollen. Mit ganz neuem Ernst soll jetzt treues, geistgewirktes Erforschen des Schriftwortes einsetzen. Nicht ohneinander und gegeneinander, sondern miteinander und füreinander kann solches Erforschen fruchtbar sein (Epheser 3, 18 f.).«

Dieses Suchen nach innerer Gestalt und nach Formen des Zusammenlebens und -arbeitens kennzeichnet in den Jahren nach 1933 weite Strecken der Arbeit im freikirchlichen Raum. Es ging hier gleichermaßen um geistliche wie um organisatorische Fragen. Man war dort so stark mit sich selbst beschäftigt, daß die politischen Fragen zurücktraten, zumal es mindestens bis 1939 so schien, als hätten die Freikirchen vom Staat relativ wenig zu befürchten.

Es würde zu weit führen, wenn hier auf die Christenverfolgungen in der Sowjetunion eingegangen würde, die ihren Höhepunkt 1936 erreichten. Millionen Menschen – viele unter ihnen aus Glaubensgründen – kamen in den Vernichtungslagern Stalins um. Doch bei der Beurteilung der geistlichen Lage jener Jahre kann dies nicht außer Betracht gelassen werden.

Da es zum Wesen der Gläubigen gehört, für Christus Zeugnis abzulegen und weniger gegen etwas zu kämpfen, begnügte man sich im Bereich der Freikirchen und Gemeinschaften weithin damit, das

Evangelium klar zu verkündigen. Das wird von Erich Beyreuther ausdrücklich anerkannt und hervorgehoben: »Wir haben aber sehr deutlich darauf hinzuweisen, daß sich die Zeitbetrachtungen im Evangelischen Allianzblatt nicht in den Vordergrund drängten. Sie waren nicht zu übersehen, aber die Hauptartikel und die biblischen Betrachtungen blieben von diesen nationalen Ergüssen fast vollkommen frei. Hier wurde biblisch seelsorgerliche Kost geboten, nicht immer auf gleicher Höhe, aber doch unverfälscht. Die Zeitergebnisse klangen nur ganz gedämpft in ihnen an.«

All das Gesagte spricht Nagel und die freikirchlichen Kreise nicht frei von Versäumnissen und Schuld in ihrem Verhalten im Dritten Reich. Wir müssen aber auch sehen, daß die geistliche Auseinandersetzung nicht zu Ende geführt worden ist. Das gilt für den landeskirchlichen Raum, für den Bereich der kirchlichen Gemeinschaften und für die Freikirchen. Der Zweite Weltkrieg hat diese geistliche Auseinandersetzung zuerst einmal abgewürgt, und nach dem Zusammenbruch wurde sie nur ganz vereinzelt wieder aufgenommen.

Gerade das Lebensbild eines Mannes wie Gustav Friedrich Nagel zeigt, wie wichtig es wäre – unter Einbeziehung der zwanziger und der dreißiger Jahre –, die Gemeindefrage nach dem Neuen Testament gemeinsam zu durchdenken. Das Missionarische Jahr 1980 könnte dazu vielfältige Anstöße geben.

Beyreuther stellt aner kennend fest, daß es Nagel gelungen ist, die Evangelische Allianz in Deutschland bei und trotz allen Spannungen zusammenzuführen, und daß sich sein Verhältnis zur Landeskirche gegenüber seiner Frühzeit gewandelt hat. Wir sind darauf bereits eingegangen. So tat Gustav Friedrich Nagel einen wichtigen Dienst. Die Deutsche Evangelische Allianz hat die Pflicht, erneut zu prüfen, welche Aufgabe ihr heute gestellt ist beim Zusammenführen des Volkes Gottes.

### *Der Lebensausklang*

1943 zog Gustav Friedrich Nagel aus der Großstadt Hamburg zu Freunden nach Hartenrod bei Marburg. Seine treue Lebensgefährtin – Lina Alfermann aus Witten – ist ihm nicht nur auf der letzten Wegstrecke eine wertvolle Hilfe gewesen. Sie bereicherte sein ganzes Leben. Sie wirkte an der Seite des temperamentvollen Mannes oft ausgleichend. Sie half dem praktisch Unbegabten, durch die alltäglichen Erfordernisse und Schwierigkeiten hindurchzukommen. Diese geistlich reife Persönlichkeit hat bis in ihr hohes Alter – sie

starb 1959 im Alter von 96 Jahren – regen Anteil am Leben der Gemeinde Jesu genommen. Einem Besucher sagte sie einmal: »Ich beschäftige mich jetzt besonders viel mit der Herrlichkeit. Wenn ich dann hinkomme, ist sie mir nicht mehr so fremd.« – Die Ehe ist kinderlos geblieben.

Der greise und wohl auch müde gewordene Prediger konnte im Hessenland – jetzt vor allem wieder in der Freien evangelischen Gemeinde, von der er ausgegangen war – da und dort an leicht erreichbaren Orten noch einige Monate mit dem Wort dienen. Am 6. März 1944 ging er nach kurzer Krankheit im Frieden Gottes heim.

Waldemar Brenner

# Johannes Warns



Geb. 21. 1. 1874 in Osteel (Ostfriesland) als Sohn eines Pfarrers. Gymnasialzeit in Warendorf (Westfalen). Studium der Theologie in Greifswald, Halle, Berlin und Bonn. Bewußte Glaubensentscheidung für Christus in einer Versammlung der Heilsarmee in Berlin am 24. 2. 1896. Nach dem 1. und 2. theologischen Examen aus Erkenntnis- und Gewissensgründen kein Eintritt in das kirchliche Amt. Statt dessen freie Mitarbeit in der erwecklich geprägten Kirchengemeinde Schildesche bei Bielefeld bei Pastor Christoph Köhler und in Gemeinschaftskreisen. 1905

Berufung als theol. Lehrer an die neugegründete Bibelschule für Innere und Äußere Mission in Berlin. Anschluß an die Gemeinde der »Offenen Brüder«. 1919 Leiter der in diesem Jahr nach Wiedenest (Oberbergischer Kreis) verlegten Schule. Weite Reisen nach Rußland und anderen osteuropäischen Ländern. Gest. 27. 1. 1937.

## *Frühe religiöse Eindrücke*

Johannes Warns entstammte einer alten Pastorenfamilie, sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits. Die Warns lebten seit vielen Generationen in Ostfriesland. Die Mutter von Johannes Warns, Marie geb. Trommershausen, kam aus dem Oberbergischen im Rheinland, aus dem Ort Wiedenest, der später sein Wirkungsfeld an der Bibelschule werden sollte.

In Wiedenest verbrachte Johannes, der schon mit sieben Jahren seine Mutter verloren hatte, vor seiner Gymnasialzeit einige für ihn entscheidende Monate seines jungen Lebens. Hier erlebte er zum erstenmal das christusgläubige Gemeinschaftsleben, das unter der erwecklichen Verkündigung seines Großvaters Carl Trommershausen, des langjährigen Wiedenester Pfarrers, in der Gemeinde entstanden war.

Johannes Warns besuchte dann in Warendorf in Westfalen, wohin

der Vater von Ostfriesland als Pfarrer einer kleinen evangelischen Diasporagemeinde berufen worden war, das humanistische Gymnasium und kam dort in engste Berührung mit dem Katholizismus. Er geriet in scharfe Auseinandersetzung mit den katholischen Mitschülern. Schon als Primaner verstand er es, den evangelischen, d. h. vom Vater her den streng lutherischen Standpunkt geschickt zu verteidigen als »die einzig wahre und mögliche Verwirklichung des biblischen Christentums«. Er erkannte, daß das Schriftprinzip, die uneingeschränkte und alleinige Autorität der Bibel, die einzige sichere Grundlage der evangelischen Kirche sein konnte: »Mit diesem Grundsatz der Reformation steht und fällt allerdings das Recht der Reformation und der protestantischen Kirchen.«

Die Entzweigungen unter den Protestanten schmerzten jedoch den jungen Warns damals schon. Dabei wußte er zunächst nur von Lutheranern und Reformierten, ferner von der kleinen Gruppe der Mennoniten – und von den »Fienen« im Oberbergischen, bei denen die »schönen Lieder« und die starke Beteiligung bei den Beerdigungen und dann das polizeiliche Verbot von Ansprache, Lied und Gebet für die gläubigen Laien ihn bleibend beeindruckt hatten. Schließlich kam Warns von der Bibel selbst her zur Kritik an den eigenen Lehren und Gebräuchen. Die unterschiedlichen Abendmahlslehren bei Luther, Zwingli und Calvin machten ihm zu schaffen – vor allem aber das Erlebnis seiner eigenen Konfirmation trotz der herzangreifenden Predigt des eigenen Vaters. Johannes Warns wollte glauben und zweifelte doch. Er kniete mechanisch nieder, sagte ja zum Bekenntnis und nahm das Abendmahl. Aber Gewißheit, Friede und Freude fehlten.

### *Auf der Bußbank der Heilsarmee*

Sollte er Theologie studieren? Es hat ihn auch später noch angefochten, sich der geliebten Malkunst zu widmen. Aber er folgte dem Drang der väterlichen und mütterlichen Tradition. Zu Weihnachten vor dem Abitur lagen denn auch auf dem Gabentisch Pfeife und Tabak, »war doch der Beruf meiner Väter ohne die gemütliche Tabakspfeife nicht denkbar«.

Zunächst studierte Warns in Greifswald und hörte die gläubigen Professoren Hermann Cremer und Adolf Schlatter, ohne besonders beeinflußt zu werden. In Halle hörte er auch Philosophie. Aber »das Gefühl des Elends und das Verlangen nach einem festen Halt, ja die Sehnsucht nach einem Leben des Friedens mit Gott, des Sieges über mich selbst, kam zuweilen mächtig über mich. Doch waren



zunächst die anderen Einflüsse noch zu stark, als daß ich mich ihnen hätte entziehen können.«

Erst während der Semester in Berlin geschah die große Wende. An einem Abend im Restaurant »Schultheiß« in der Friedrichstraße trat eine Frau der Heilsarmee an den Tisch, wo die Angehörigen der Studentenverbindung Wingolf saßen, und verkaufte den »Kriegsruf«. Warns' Interesse erweckte, und er besuchte zusammen mit einigen Studienkameraden die Versammlung der Heilsarmee am Stettiner Bahnhof. Alles sprach ihn an: die einfachen Leute von der Straße, Gesang und Verkündigung des wirklichen Evangeliums in schlichten Worten, das Lied zur Gitarre: »Sünder, sieh die große Liebe: An dem harten Kreuzesstamm dir zum Heil aus freiem Triebe starb das reine Gotteslamm« mit dem von allen gesungenen Refrain: »Für dich ist eine Krone bereit, ein weißes Kleid. Komm, gleich dem verlorenen Sohne; Jesus stillt all dein Leid.«

Warns besuchte weitere Versammlungen, nicht ohne innere Kämpfe. Und schließlich, am 24. 2. 1896, ging er – der Pfarrerssohn und Wingolfstudent – nach vorn, kniete auf der »Bußbank« und fand Gewißheit des Heils in Christus Jesus. Zu Hause faßte er den »festen Entschluß, dem Herrn unbedingt zu trauen, zu gehorchen, zu dienen.« Dann dankte er, und »da überströmte und durchströmte mich – fast körperlich spürbar – eine solche Kraft und zugleich ein solches Gefühl des Glücks und der Wonne, daß ich nur danken, preisen, anbeten und jubeln konnte. Nun hatte ich auch die innere Gewißheit durch das Zeugnis des Heiligen Geistes, daß mir alle meine Sünden vergeben seien und ich selbst als ein Kind Gottes in Gnaden angenommen sei. Diese Gewißheit habe ich nie wieder verloren.«

Er hat dieses Widerfahrnis sofort den Mitstudenten bezeugt, die darüber bestürzt waren und es eine »Couleurblamage« nannten, daß er als Präses einer hochstehenden Studentenverbindung mit dem Verbindungsband, dem Couleur, um die Brust an einer Bußbank der verspotteten Heilsarmee gekniet hätte. Johannes Warns war ein neuer Mensch geworden, führte fortan ein neues Leben und las die Bibel mit Begierde und Freude. Sie war ihm ein völlig neues Buch – wahrhaftig Gottes lebendiges Wort. In Bonn, während seiner letzten Studienmonate, konnte er als »neuer Mensch« die lateinische Prüfungsrede über »De ordine salutis« (von der Ordnung des Heils) vor dem Dekan der theologischen Fakultät halten. Aus Bonn datiert auch die Freundschaft mit Fritz von Bodelschwingh, dem späteren Nachfolger seines Vaters in Bethel.

Johannes Warns fühlte mehr und mehr einen Zug zur Evangelisations- und Missionsarbeit. Er legte aber seine beiden theologischen Examina ab, obwohl ihm damals schon völlig klar wurde, daß er nicht ins Pfarramt gehen würde.

In diese Zeit fällt die Bekanntschaft und das Zusammenwirken mit Pastor Christoph Köhler von Schildesche bei Bielefeld. Warns ließ sich von Pastor Ernst Lohmann vom »Hülfsbund für Christliches Liebeswerk im Orient« (Arbeit unter den bedrängten Armeniern) nach Halerhof bei Bielefeld rufen und in die erweckliche Arbeit von Köhler in Schildesche und Umgebung mit hineinnehmen: »Je weniger Neigung ich zum Predigen im kirchlichen Chorrock verspürte, um so bereitwilliger diente ich im Blaukreuzverein in Schildesche und in Bibelstunden an verschiedenen Orten der näheren Umgebung.« Er nahm teil an Gemeinschaftskonferenzen, wurde bekannt mit Otto Stockmayer, traf auf der Tersteegensruh-Konferenz bei Mülheim a. d. Ruhr zusammen mit Ströter, von Viebahn, Rappard, Vetter und Modersohn, weiterhin mit Bernhard Kühn vom Blankenburger Allianzkomitee und lernte so die damalige Evangelische Allianz kennen.

Das Pfarrhaus in Schildesche wurde Warns für längere Zeit zur zweiten Heimat. Er erlebte die dortige Erweckung und wirkte mit am Aufbau der Schildescher landeskirchlichen Gemeinschaft. Dadurch erfuhr er ein scharfes Vorgehen der Kirchenbehörde gegen sich bis zum Verbot von Bibelstunden in kirchlichen Räumen und im gesamten »kirchlichen Bereich«, also auch in den Privathäusern. Warns konnte sich jedoch auf den Standpunkt des verstorbenen Generalsuperintendenten D. Hoffmann berufen, der über solche »Privatzusammenkünfte« erklärt hatte: »Solange das Volk nicht gelernt hat, in seiner Volkssprache seinen Glauben auszusprechen und in kleinen Kreisen Antwort zu geben auf die Worte von der Kanzel, hat die Reformation noch nicht erfüllt, wozu sie von Gott berufen ist. Ich werde den Augenblick segnen, wo ich sämtliche Glieder meiner Gemeinde auf Hunderte von kleinen Erbauungskreisen verteilt wissen würde.«

Schon 1903 befaßten Christoph Köhler und Johannes Warns sich mit dem Gedanken der Gründung eines »Brüderhauses« zur Ausbildung für den evangelistischen Dienst. Ähnliche Gedanken bewegten Kühn für Blankenburg. Ferner wurden die Brüder bekannt mit der Außenmission. Vollbrecht Nagel, Missionar aus Malabar in Ostindien, hielt bewegte Versammlungen in Schildesche. 1904

brachte Warns das Missionsblatt »Mich jammert des Volkes«, unter anderem mit Nachrichten aus Indien, heraus. Und in demselben Jahr begann er, durch die ständige Auseinandersetzung von staatsamtlicher Volkskirche und freiwilliger Gemeinschaft der Gläubigen veranlaßt, die Heftreihe »Wahrheit in der Liebe« zum Verständnis der Gemeinschaftsbewegung. Als Titelbild zeichnete er einen westfälischen Bauernhof, zu dem Versammlungsbesucher mit der Bibel unter dem Arm strömen. Später, in den Jahren 1908/09 übernahm Warns diese beiden Missions- und Lehrblätter in die heute noch in Wiedenest herausgegebene Missionszeitschrift »Offene Türen«.

### *In welche Richtung geht der Weg?*

Im Jahre 1905 legte Johannes Warns' älterer Freund und späterer Schwiegervater Christoph Köhler sein Pfarramt in Schildesche nieder. Kurz danach ließ sich Warns in Barmen in Gegenwart etlicher Brüder der Allianz-Chinamission (heute Barmer Allianzmission der Freien evangelischen Gemeinden) und des Predigers der Baptistengemeinde dort von dem China-Missionar Joseph Bender auf sein Glaubensbekenntnis hin taufen. Er hat über die Taufe nach dem Neuen Testament und darüber, was im Laufe der Kirchengeschichte daraus in der Staats- und Volkskirche gemacht worden ist, weiter theologisch gearbeitet. 1913 gab er ein 280 Seiten starkes Werk »Die Taufe – Gedanken über die urchristliche Taufe, ihre Geschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart« heraus. Es ist wohl eins der besten Bücher über die Taufe in der Auseinandersetzung von Kinder(Säuglings)taufe und Glaubenstaufe.

1905 reiste Warns zum erstenmal nach England. Er nahm teil am Weltkongreß der Baptisten in London und an der bekannten Glaubens- und Heiligungskonferenz in Keswick mit etwa 8000 Teilnehmern. Dort traf er die bekannten Allianzleute Pastor Dolman aus Wandsbek, Werner von Tiele-Winckler und seine Schwester Eva vom »Friedenshort«. Er hörte mit großem Interesse die Berichte des Hauptredners Dr. A. T. Pierson über die Erweckungsbewegung in Wales, die damals die Augen der Gläubigen in allen Ländern auf sich zog.

Johannes Warns wurde immer deutlicher in eine bestimmte Richtung geführt: »Das Schriftprinzip oder die Autorität des Wortes Gottes war die zwingende Macht, der ich mich nicht entziehen konnte und wollte. Der Beruf eines landeskirchlichen Pfarrers würde mich in fortgesetzte neue Gewissenskonflikte bringen.« Deshalb konnte er sich auch nicht zur Mitarbeit in Missionsgesell-

schaften entscheiden, »deren Grundsätze und Richtlinien kirchlich waren«. Am meisten beeindruckte ihn immer noch »der urchristliche Geist, der Angriffs- und Leidensmut« in der Heilsarmee. »Das Gefühl der Dankbarkeit der Heilsarmee gegenüber habe ich immer behalten, auch als mir klar geworden war, daß Gott mich einen andern Weg führen wollte.« Er kannte damals keine Gruppe innerhalb der großen »Christenheit«, »die in der Anwendung des Schriftprinzips auf die Gemeinde und die Arbeit konsequent war.« Warns suchte die auch in gemeindlicher Hinsicht konsequente Reformation nach der Schrift.

Noch bevor Köhler und Warns davon erfuhren, war am 11. 4. 1905 in Berlin in der Wohnung von Toni von Blücher, einer Großnichte des Marschalls der Befreiungskriege, eine Bibelschule für Innere und Äußere Mission gegründet worden. An diese wurden die beiden nun als Leiter und theologischer Lehrer berufen. Toni von Blücher war, wie so viele andere in den damaligen evangelischen Allianzkreisen, eine Frucht der Erweckungsbewegung der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Sie richtete Mütterversammlungen und Elternabende ein und erreichte über diese auch viele Männer. In besonderen Veranstaltungen bat sie bevollmächtigte Evangelisten um das Wort. So wuchs eine Arbeit heran, aus der eine Gemeinde der »Offenen Brüder« entstand, die 1894 in der jetzigen Berliner Hohenstaufenstraße 65 ihr Gemeindehaus erhielt.

Am 5. 9. 1905 fand die Eröffnungsfeier der Bibelschule statt. Zu dem Schulkomitee gehörten u. a. Dr. F. W. Baedeker (Evangelist in Rußland von den Offenen Brüdern in England), General von Viebahn (Evangelist von den Brüderversammlungen), die Missionsinspektoren Mascher und Simoleit (von der baptistischen Kamerun-Mission), ferner die mit der Blankenburger Allianzkonferenz eng verbundenen Freiherren von Thümmel und von Tiele-Winkler, und später auch Bernhard Kühn, der Herausgeber des Evangelischen Allianzblattes und Dichter vieler, gern gesungener Glaubenslieder. Die Lehrer und Schüler fanden Anschluß an die Offene-Brüder-Gemeinde Berlin, Hohenstaufenstraße, in der sie auch am Gemeindeleben und -dienst mitwirkten. Neben den zweijährigen Hauptkursen führte man auch theologische Ferienkurse durch. Höhepunkt bildete die jährliche evangelistische Mai-Woche mit von Viebahn. Die Allianz der Gläubigen fand in der Hohenstaufenstraße eine besondere Plattform. Es bestanden Verbindungen mit dem baptistischen Diakonissenhaus »Bethel« Berlin-Dahlem (Eduard Scheve) und der Kamerun-Mission, von der einige Missionare vorher auf der Bibelschule waren; ebenso zu dem Christlichen Ver-

ein Junger Männer (Forstmeister von Rothkirch), zur Gemeinschaft St. Michael (Graf Pückler) und zur Evang. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Pastor Walter Michaelis).

In zunehmendem Maße entwickelte sich die Verbindung mit den Offenen Brüdern in ganz Deutschland, in England und allen europäischen Ländern. »So gab es in Berlin viel Verkehr und Anregung«, hielt Warns in seinem Tagebuch fest; »ja beinahe zuviel Abwechslung, um in Ruhe und innerer Sammlung den Unterricht in der Schule erteilen zu können.«

Bereits im Jahr nach dem Beginn in Berlin trat Johannes Warns aus der Landeskirche aus. Die Gründe dafür hat er in der 1919 herausgegebenen Broschüre »Staatskirche? Volkskirche? Freikirche?« ausführlich dargelegt. Gegen Ende seiner Untersuchung stellt er fest: »Bei den heutigen Entwürfen für den kirchlichen Neubau ist deutlich immer wieder die Scheu zu spüren, die man hegt, ernst zu machen mit der biblischen Scheidung von Gläubigen und Ungläubigen. Daß die Schrift sie fordert, ist doch klar (vgl. 2. Kor. 6, 14–18)«. In einer anderen Schrift »Kennt das Neue Testament die Bedienung einer örtlichen Gemeinde durch einen einzelnen Prediger?« verdeutlicht Warns, wie die neutestamentliche Gemeinde das allgemeine Priestertum aller Gläubigen mit all ihren Gaben verwirklicht. Und ebenso in dem Heft »Gedanken über eine schriftgemäße Abendmahlsfeier« (1920) rückt er dieses wichtige Element gemeindlichen Lebens in die Sicht der vollen Gemeinschaft der Gläubigen am Tisch des Herrn.

Es wurde Warns je länger, je mehr bei seinen kirchengeschichtlichen Studien und seinem eigenen Einblick in die Kirchen und Gemeinden der Christen deutlich, daß von den Wahrheiten des Neuen Testaments zu allen Zeiten kaum eine so wenig verstanden und ausgelebt worden ist wie die des Priestertums aller Gläubigen. Es kam bei manchen Neuansätzen und auch bei der Reformation nicht zu einer wirkungsvoll »dienenden Gemeinde, sondern wieder wurde sie zur gänzlichen Unfähigkeit verurteilt.« Warns hat jedoch auch die ununterbrochene Kette von Gemeinden aus aktiven Brüdern in Christus durch die Jahrhunderte bis heute entdeckt und noch in seinen letzten Jahren darüber ein Werk »Die Brüdergeschichte« geschrieben, dessen Entwurf allerdings unvollendet geblieben ist.

Gingen diese schriftlichen Werke des theologischen Lehrers weit über den Rahmen der Bibelschule hinaus, so schrieb er als Hilfe für den rechten Umgang mit der Heiligen Schrift »Grenzen der Schriftauslegung«, ferner für die Verkündigung »500 Entwürfe zu bibli-

schen Ansprachen« und für den Griechischunterricht ein »Kurzgefaßtes Lehrbuch des neutestamentlichen Griechisch« (für Schule und Selbstunterricht).

Johannes Warns hat von Berlin aus und später auch von Wiedenest, wohin 1919 die Bibelschule verlegt wurde, viele Reisen unternommen nach Rußland bis nach Sibirien und Zentralasien, in die osteuropäischen Länder und in das westliche Europa. Die Bibelschüler kamen zum Teil aus diesen Ländern und gingen nach ihrer Ausbildung wieder dorthin zurück, um in den Gemeinden und unter ihrem Volk missionarisch zu wirken. Russische Schüler hatten die Veranlassung zur Gründung der Bibelschule gegeben. Das Missionsinteresse wuchs von Jahr zu Jahr, und durch die ausreisenden Bibelschüler vermehrten sich die Beziehungen zum Ausland. Die Reisen dienten der Stärkung der Gemeinden und der Hilfe im direkten missionarischen Dienst. Vielen Menschen in der Heimat und in manchen fremden Ländern durfte Johannes Warns den Weg zu Jesus Christus und in seine Gemeinde weisen. Vielen Gemeinden im In- und Ausland war er ein geschätzter Lehrer zur Vertiefung und Ordnung des gemeindlichen Lebens.

Die Brüder der Bibelschule lebten und wirkten im Glauben, in der vollen Abhängigkeit von Gott. Johannes Warns schildert, wie er Einladungen zu seinen weiten Reisen erhielt, zunehmende Freudigkeit empfing, alles dem Herrn unterbreitete und wie sich dann auch die Finanzierung auf irgendeine Weise regelte. Es galt, immer wieder auf Gott zu vertrauen für das »tägliche Brot« für die große Bibelschulfamilie, die zahlreichen Schüler und vielen Besucher. Es waren keinerlei Einnahmen gesichert. Die ganze Arbeit war ein freistehendes Missionswerk. Man lebte in großer Einfachheit.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Versorgung einer so großen Schar mit so vielen jungen Männern in dem Berliner Stadthaushalt besonders schwierig. So schauten sich die Brüder u. a. auf dem Lande im Oberbergischen im Rheinland, wo sie ihre Freunde hatten, nach einer günstigen Unterkunft um. In dem Dorf Wiedenest, nahe der Kirche an der Straße, wurde ein Gasthof zum Verkauf angeboten. Zwei Freunde besichtigten dieses Haus, und der eine erhielt auf dem Weg dorthin überraschend einen Schuldbetrag von 5000 Mark in bar zurückbezahlt. Der Besitzer des Gasthauses, das den Freunden für die Bibelschule sehr geeignet erschien, forderte die sofortige Anzahlung gerade dieser Summe. Der Kauf wurde sofort – es war der 19. März 1919 getätigt. Solche und ähnliche Zeichen unmittelbarer Führungen und Hilfen Gottes erfuhren die Brüder immer wieder.

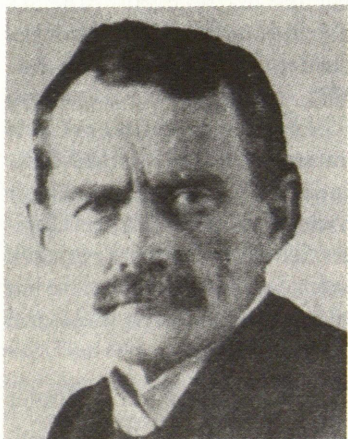
Mit der Verlegung der Bibelschule von Berlin nach Wiedenest übernahm dann Johannes Warns die Leitung des Werkes aus den Händen von Christoph Köhler. Schon vorher in Berlin hatte er 1912 die viel jüngere Tochter Annemarie dieses seines väterlichen Freundes geheiratet, die ihm nun bei dem Aufbau und der Weiterführung der Bibelschule in Wiedenest, dem Platz seiner mütterlichen Vorfahren, treu zur Seite stand. Gott schenkte dem Paar acht Kinder. Annemarie Warns starb am 31. 12. 1977, vierzig Jahre nach ihrem Mann. Diese betende und seelsorgerliche Frau, eine Mutter in Christus, hat in ihrer Person die Generationen des Bibelschul-Missionswerkes und der örtlichen Gemeinde in Wiedenest miteinander verbunden. Johannes Warns, der Schwiegersohn von Pastor Christoph Köhler, wurde durch die jüngere Schwester seiner Frau auch Schwager von Erich Sauer, seinem Nachfolger in Wiedenest. So hat Gott das Werk in Berlin und Wiedenest geprägt durch diese drei Männer einer Familie.

Hier in Wiedenest ist die Bibelschule zum Sammelpunkt für Kinder Gottes geworden, die ein Herz für die Mission und für die Gemeinde des Herrn und ihre Einheit haben. Es war vor allem der freundliche, liebenswürdige Vater Warns, der für alle Gäste ein herzliches Wort hatte und durch sein Wesen und die Gabe seiner schlichten, klaren Schriftauslegung ein besonderer Anziehungspunkt wurde. Er war auch der Vater der Gemeinde der Offenen Brüder, die sich durch die Bibelschule in Wiedenest bildete und von Jahr zu Jahr wuchs. Er war durch und durch ein Mann der Schrift und der schriftfundierte Gemeinde und ihrer Mission am Ort und bis an die Enden der Erde.

Johannes Warns war ein kunstbegabter Mann. Seine Tagebücher – aus denen wir öfter zitiert haben – schmücken ansprechende Zeichnungen. Immer wieder regte sich in ihm der Künstler. Aber, so berichtet er, »mein Lebensberuf war doch ein anderer, nämlich den Seelen Christus vor Augen zu malen . . . Der Wunsch, ein Künstler zu werden und ganz der Kunst zu leben, war geopfert, begraben. Meine Sehnsucht war längst eine andere geworden, und mein Flehen ging dahin zum Herrn, dessen Eigentum und Knecht ich sein und bleiben sollte.«

Ernst Schrupp

# Konrad Bussemer



Geb. 17. 3. 1874 in Eberbach (Nekar), hier Besuch der »Höheren Bürgerschule« bis 1888, dann des Gymnasiums in Saarbrücken bis 1893. 1893–1898 Studium an der »Evangelischen Predigerschule« in Basel. 1898/99 Prediger der Freien evang. Gemeinde in Homberg (Niederrhein), 1899–1908 in Witten und Bochum-Langendreer. Während dieser Zeit auch Schriftleiter des »Gärtner« (Wochenschrift der Freien evang. Gemeinden). 1908–1929 in Lüdenscheid, zugleich seit 1912 Mitarbeit am Predigerseminar der Freien evang. Gemeinden. 1929 Übersiedlung

nach Wuppertal-Vohwinkel und vollamtliche Tätigkeit am Seminar bis 1939. Dann bis 1944 Prediger in Köln. Gest. 16. 12. 1944.

## *Eine lebenslange Sehnsucht*

Der Mann, von dem in diesen Zeilen die Rede ist, hat seinen Dienst zwar wesentlich im Raum der Freien evangelischen Gemeinden getan, aber er hatte einen sehr weitherzigen Begriff von der Gemeinde Jesu Christi. Und darum war er über die gegebenen Grenzen hinweg auch für andere hilfreich und bei ihnen anerkannt.

Aus meinen Jugendjahren steht mir der hochgewachsene Mann vor Augen mit seiner leicht geneigten Haltung, dem ausdrucksvollen Gesicht und den starken Brauen über den grauen Augen, die immer in die Ferne zu schauen schienen. Später, als ich das Vorrecht hatte, sein Schüler zu sein, ist mir einiges von seiner reichen Persönlichkeit deutlich geworden. Mir scheint, er hat sein Leben hindurch eine Sehnsucht in sich getragen nach einer Welt, in der, was schön ist, auch gut ist. Diese Spannung zwischen dem Anliegen der klassischen und dem der biblischen Welt hat er ausgehalten. Sie hat ihn dazu geführt, auf den Anbruch des Reiches Gottes zu warten. Er sah darin die endliche göttliche Erfüllung der Geschichte dieser Welt. Oft habe ich ihn das Wort des schwäbischen Prälaten Oetinger



(1702–1782) zitieren hören: »Leiblichkeit ist das Ende aller Wege Gottes.«

Wenn man ihn als Kind hörte, konnte man gewiß nicht alles verstehen, was er sagte. Plötzlich war man nicht mehr in der Welt von heute, sondern man befand sich auf den Straßen der griechisch-römischen Welt, saß in einer Stadt Kleinasiens oder befand sich auf einem von Säulen umstandenen Platz in Athen. Doch es wurde zugleich deutlich: Die Probleme der Menschen, ihre Fragen und Sehnsüchte waren die gleichen wie bei den Heutigen. Dies scheint mir denn auch nach Jahrzehnten des Abstandes das Geheimnis von Bussemers Verkündigung gewesen zu sein. Er vermochte es in einer seltenen Weise, das Neue Testament zu vergegenwärtigen, den Hörer in seine Fragestellungen mit hineinzunehmen, so daß sie plötzlich als die eigenen sichtbar wurden. Daß dabei seine Predigt formal oft homiletischen Grundsätzen nicht entsprach, abgesehen von ihrer fast sprichwörtlichen Länge, war eine typische Eigenart seiner Verkündigung. Dennoch hat er wie kaum ein anderer die Geschichte und das Werden der Freien evangelischen Gemeinden geprägt.

#### *»Ein jegliches nach seiner Art«*

Als Sohn eines Müllers in Eberbach am Neckar geboren, hing Bussemer zeitlebens an seiner süddeutschen Heimat, wie an alemannischer Sprache und Kultur. Die Gedichte und Erzählungen Johann Peter Hebels (1760–1826) und anderer schätzte er sehr und zitierte sie gelegentlich. Nach dem Besuch der sogenannten »Höheren Bürgerschule« in Eberbach ermöglichte eine kinderlose Tante in St. Johann (Saar) die Fortsetzung des Schulbesuchs bis zum Abitur am Gymnasium in Saarbrücken. Hier begeisterten ihn besonders die alten Sprachen (Griechisch, Latein, Hebräisch) und die Geschichte des klassischen Altertums. Anschließend besuchte er die »Baseler Predigerschule«, eine Art freier Akademie mit gründlicher theologischer Ausbildung auf der Grundlage der entsprechenden Vorbildung. Dieses Werk hat eine ganze Anzahl trefflicher Männer hervorgebracht, die hernach ihren Weg in Kirche, Freikirche, Innerer oder Äußerer Mission fanden. Es war überkonfessionell und hat sich leider auf die Dauer nicht halten können.

Während seiner Zeit in St. Johann hat Konrad Bussemer in einem kleinen gläubigen Kreis eine entschiedene Hinwendung zu Christus erlebt. Bezeichnenderweise aber ist dies nicht im Stil der üblichen Bekehrungen geschehen, sondern als ein innerlicher Vorgang, über den er mit niemandem sprach, bis man an seinem anderen Verhalten

seine Umwandlung merkte. In seiner eigenen Menschenbehandlung war später diese Zurückhaltung und Vorsicht gegenüber dem andern wohl fast der hervorstechendste Zug. Er pflegte uns zu sagen: So wie Gott in der Schöpfung »ein jegliches nach seiner Art« schuf, so tut er es auch im Reich des Geistes. Gott handelt nicht nach Schablonen.

Basel wurde dem jungen Studenten zur geistlichen und geistigen Heimat, von der er später oft und gern sprach. Im Umgang mit andern Studenten wie Gustav Friedrich Nagel, dem späteren bekannten Allianzmann, und Otto Schopf wurde sein Blick auf das Vorhandensein freikirchlicher Kreise gerichtet, und er wurde bereit, nach Ende des Studiums seinen Weg in eine solche Arbeit zu nehmen.

Aus einer Rede zu einem Jubiläum seines Kollegen Jacob Millard ist mir eine typische Bemerkung in Erinnerung. Er sagte: »Jacob Millard hatte ein Gespür für geistliche Werte.« Das galt im Grunde auch für ihn selber. Für ihn war der Weg in eine Arbeit, die den Versuch macht, Gemeinden von Glaubenden aufzubauen, etwas vom Gehorsam gegenüber dem Bild der Gemeinde, das er im Neuen Testament sah. Freilich hat er immer wieder betont, wie verletzlich ein solcher Weg sei und wie vorsichtig er gegangen werden müsse, damit nicht unter der Hand Überheblichkeit und Heuchelei daraus werde. Es hat ihn zutiefst bewegt, wie schnell immer wieder aus den verschiedenartigen Aufbrüchen zur Gemeinde der Glaubenden im Lauf der Kirchengeschichte eine in Bekenntnissen, Ordnungen und Rücksichten gegenüber den Generationen verfestigte Organisation wurde.

### *Der theologische Lehrer*

In den Erinnerungen derer, die ihn gekannt haben, ist Konrad Bussemer besonders als der theologische Lehrer lebendig. Seit dem Anfang der Geschichte des Predigerseminars der Freien evang. Gemeinden war er zunächst nebenamtlich und später hauptamtlich daran tätig. Seine Hauptfächer waren Kirchengeschichte, Neues Testament und Griechisch. Er vermochte es, für das von ihm Gelehrte zu begeistern. In seiner Exegese ging er so vor: 1. Was steht da? 2. Was bedeutete das damals? 3. Was bedeutet das heute für uns?

Von Anfang an wurde es seinen Schülern klar, daß man im Grunde nur mit der Kenntnis des Griechischen wirklich sagen kann, was im Neuen Testament steht. Damit war die Motivation für den Grie-

chischunterricht gegeben. Bussemer verwandte viel Zeit darauf, den zeitgeschichtlichen Rahmen eines Schriftwortes zu schildern bzw. zu erhellen. Erst wenn man ein Wort ganz in seiner Zeit sieht, kann man es vorsichtig in das jeweilige Heute übertragen. Überzeugt von der unantastbaren Größe und Autorität der Heiligen Schrift, lehnte er gleichwohl jedes Inspirationsdogma ab. Es widersprach, seiner Meinung nach, der historischen Einbettung der Wahrheit Gottes in den Weg der Geschichte.

Er vermied es auch, sich einer besonderen theologischen Schule oder Richtung zu verschreiben. Während seines Studiums hat er sich weidlich mit der historischen Kritik am Neuen Testament herumgeschlagen und einen Standpunkt unerschütterlichen Vertrauens zu Gottes Wort gewonnen. Nun ging er mit großer Freude und Aufgeschlossenheit an den ganzen Reichtum des Neuen Testaments heran. Hierbei ist seine große Vorsicht hervorzuheben. Von der Kirchengeschichte her war er mißtrauisch gegenüber allen allzu starken Behauptungen, die dann später nicht standhielten. Ein von ihm oft gebrauchtes Wort war: »Nach meiner gegenwärtigen Erkenntnis scheint es mir so zu sein.« Er wollte damit nicht einer Stellungnahme für die Wahrheit ausweichen, aber darauf hinweisen, daß wir alle – um mit Paulus zu reden – im Stückwerk erkennen und gegebenenfalls weissagen. Dieses Wort des Apostels aus 1. Korinther 13, 9 f. zitierte er gern, wenn von irgendwoher eine Meinung allzu selbstgewiß vorgetragen wurde. Um so mehr war man geneigt, diesem vorsichtigen Mann seine gewonnenen Erkenntnisse abzunehmen.

In der Gemeinde des Neuen Testaments haben wir eine Gemeinde von Glaubenden vor uns, und dies ist nicht nur ein Vorzug einer besonderen missionarischen Situation, sondern für alle Zeit das Vorbild, an dem die Gemeinde sich auszurichten hat. Nur so vermochte Bussemer die Gemeinde zu sehen und von dorthier das Neue Testament auszulegen.

Der so aus dem Neuen Testament gewonnene Faden wurde in der Behandlung der Kirchengeschichte festgehalten. Auch hier suchte Bussemer durch die ganze Geschichte hindurch nach dem Zeugnis der Gemeinde der Glaubenden. Er verwies uns auf Gottfried Arnolds (1666–1714) Kirchen- und Ketzerhistorie. In dieser wird bekanntlich der Versuch unternommen, den Wahrheitsgehalt in Leben und Lehre der kirchlichen Außenseiter aufzuspüren. Ebenfalls lenkte er unser Interesse auf die Arbeit von Prof. Michael Baumgarten (1812–1889) und sein Programm einer »Freien Volkskirche«.

Um die Person dieses lautereren Mannes hat er sich sehr bemüht und z. B. dessen Schrift »David, ein König ohnegleichen« neu herausgegeben. So hat er seine Schüler durch das ganze weite Gebiet der Kirchengeschichte geführt, indem er immer wieder Schwerpunkte setzte.

Besonders eindrücklich beschäftigte er sich mit dem Versuch des mystischen Pietismus des 17. und 18. Jahrhunderts, Gemeinden nach neutestamentlichem Vorbild zu gründen. Er schilderte die Erfolge und Fehlschläge derart faszinierend, daß man während seines Unterrichtes die berühmte Stecknadel hätte fallen hören können. Ähnlich war es, wenn er auf die Frömmigkeitsbewegungen des 19. Jahrhunderts zu sprechen kam, besonders auf den westschweizerischen Réveil. Dieser Erweckung verdankt ja die Geschichte der Freien evang. Gemeinden in der Schweiz und in Deutschland maßgebliche Anstöße.

Die Beschäftigung mit der Kirchengeschichte war für Bussemer kein Selbstzweck. Wenngleich sie sicher nicht dazu da ist, um aus ihr zu lernen, so *kann* man das immerhin. Unser Lehrer versuchte, uns die Wellenbewegungen in der Geschichte aufzuzeigen. So werden beispielsweise Zeiten erhöhten Interesses für die »reine Lehre« von einem unaufhaltsamen Drang zur Verinnerlichung bis hin zum Mystizismus abgelöst. Unvermerkt wurde so die Kirchengeschichte zur strengen Meisterin, die uns selbst in Frage stellte und uns bereit machte zum kritischen Blick auf die eigene Gemeindegeschichte.

Gern verweilte Bussemer bei einzelnen Persönlichkeiten, in denen er den Geist und das Anliegen einer Zeit sich manifestieren sah. Die Einbettung seines historischen Ansatzes in der mehr idealistischen Betrachtungsweise der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts ist unverkennbar. Immerhin hat sein Interesse für Persönlichkeiten ihn dahin gebracht, daß er aus der eigenen Geschichte der Freien evangelischen Gemeinden eine Reihe Monographien verfaßte, die z. T. in der Wochenzeitschrift »Der Gärtner« erschienen und heute eine beachtliche Geschichtsquelle darstellen. Auch über die eigene Geschichte hinaus weckte er durch kirchengeschichtliche Beiträge das Interesse der Gemeinden.

Bei den sogenannten »großen Persönlichkeiten« unterschied er deutlich zwischen historischer Bedeutung und persönlichem Christsein. Über wie manchen »großen Mann« hörten wir ihn sagen: ». . . das Gemüt – ein Christ! . . . der Verstand – ein Heide!« Andererseits konnte er über manchen verfemten Kritiker einräu-

mend bemerken: »Wahrscheinlich hat er selbst innerlich mehr gehabt, als er sich äußerlich anmerken ließ.« Diese vorsichtige, aber nicht unkritische Toleranz hat er uns als seinen Schülern mitgeben wollen.

Allzu scharfe Spitzen in der Formulierung lehnte Bussemer ab. So fand er auch kein näheres Verhältnis zur Theologie Karl Barths. Daß Gott in keiner Weise beim Menschen anknüpft, erschien ihm biblisch nicht gerechtfertigt. Auch witterte er so etwas wie Inhumanität darin, und dies war dem Menschenfreund mit dem Herzen eines großen Kindes unannehmbar. Es war klar, daß ihm nicht alle seine Schüler folgen konnten. Er hat dies auch nie verlangt. – In der Zeit des Nationalsozialismus übte er – soweit möglich – Distanz und ließ uns dies auch deutlich merken. Obgleich selber durchaus national begeisterungsfähig, wurde ihm an der immer krasser zutage tretenden Unmenschlichkeit deutlich, was die Stunde geschlagen hatte.

### *In der Gemeinde verankert*

Bei einem so menschenfreundlichen Herzen, wie Konrad Bussemer es besaß, war es selbstverständlich, daß er mit seinem Denken und Handeln in der Gemeinde verankert war. Er selbst war durch viele Jahre hindurch Gemeindeprediger und mußte seine Aufgabe in der Schriftleitung des »Gärtner« und am Predigerseminar zusätzlich erfüllen. Als Lehrer am Seminar wurde er häufig zu Diensten in den Gemeinden gebeten, besonders als Redner zu Konferenzen. Durch diesen Dienst hat er einen prägenden Einfluß ausgeübt. Er konnte Liebe zu Gottes Wort wecken. Wer ihn gehört hatte, verfolgte gern die gegebenen Spuren weiter. Seine Verkündigung war im besten Sinne christozentrisch. Er hat gern den Ruf zu Evangelisationen angenommen. Diese waren freilich besonderer Art, und alles Drängerische fehlte. Doch hat mancher durch ihn den »Anstoß zu einer ewigen Bewegung« erhalten (wie er zu sagen pflegte).

Auch der gläubige Christ lebt nur aus der Bindung an Christus. Er braucht immer wieder Vergebung. Mit Nachdruck verfocht Bussemer in der Exegese des Römerbriefes, daß Kapitel 7 im Römerbrief das Bekenntnis eines gläubigen Christen im Blick auf die irdisch-menschliche Seite seines Lebens ist. Durch Liedzeilen belegte er dies gern und brachte so gleichsam den Chor der glaubenden Gemeinde zu Gehör. Eine davon sei angeführt: »Unsere Gerechtigkeiten wachsen nicht mit unsrer Kraft, weil ihr Grund vor unsern Zeiten in dem Opfer Christi haft't.«

Aus dem Neuen Testament und aus der Beschäftigung mit der Kirchengeschichte war Konrad Bussemer davon überzeugt, wie wichtig das prophetische Wort und die Beschäftigung mit ihm sowie der Dienst der Prophetie für die Gemeinde ist. Er hat gern mit Arbeiten über das prophetische Wort des Alten und Neuen Testaments den Gemeinden gedient. Mir selbst sind Arbeiten über Texte aus der Offenbarung des Johannes wie über den »Heilsstrom« im Propheten Sacharja in lebhafter Erinnerung. In einer Exegese der Petrusbriefe verwies er auf deren prophetischen Charakter, und in der Alten Kirchengeschichte erwärmte er sich durchaus für den sog. Montanismus, indem er darin vor allem eine Rückkehr zu urchristlichen Anliegen, besonders zur Prophetie, sah. Eine Darstellung dieser besonderen Bewegung schloß er mit den folgenden ins Allgemeine weisenden Ausführungen:

»Laßt uns lernen, daß an jeder geistlichen Bewegung viel berechtigt sein kann! Laßt uns versuchen, das Berechtigte zu erkennen, anzuerkennen und anzunehmen!

Laßt uns das Wahre nicht deshalb verwerfen, weil ihm Falsches, Übertriebenes und Unwahres beigemischt ist! Laßt uns alles prüfen, das Gute annehmen, das aber, was ein böses Aussehen hat – und das allein –, meiden!

Laßt uns aber lernen, daß wir der Wahrheit nicht zum Siege verhelfen, wenn wir sie durch die Art, wie wir sie vertreten, in Mißkredit bringen! Die größte Gefahr solcher Bewegungen, wie wir sie seinerzeit in der »Kasseler Bewegung« hatten, ist die, daß durch die falsche Art, wie sie das Wahre erstrebt, die Wahrheit selbst in Mißkredit gebracht wird bei der Welt und den Gläubigen!

Laßt uns aber vor allem und überall nach der Darstellung der vollen und ganzen Wahrheit trachten! Laßt uns Irrtümer nicht mit anderen Irrtümern bekämpfen, sondern durch Gegenüberstellung der vollen Wahrheit! Geschieht das nicht, so helfen wir den Irrtümern erst recht zur Befestigung und zum Sieg. Und davor bewahre uns Gott!

In der Auslegung der Offenbarung Johannes warnte unser Lehrer vor Kurzschlüssen und sensationellen Enthüllungen. Er lehrte sie uns verstehen aus der Situation der Christen im Römischen Reich und besonders in Kleinasien. In den Bildern der Offenbarung treten Typen menschlicher Verirrung und Bosheit einerseits und des göttlichen Heils- und Gerichtshandelns andererseits zutage. Gewiß gipfeln die einzelnen Geschehnisse irgendwann in der Geschichte in einem letztgültigen Ereignis. Aber wann dies eintritt, kann wohl

immer nur im Ereignis selbst offenbar gemacht werden. Dann wird es Gott durch seinen Geist offenbaren.

### *Eng und weit*

Für die Freien evangelischen Gemeinden und für die ihnen nahestehenden Kreise ist Konrad Bussemer wichtig geworden durch die Neuherausgabe und Bearbeitung einer Programmschrift aus dem schweizerischen Réveil. In den tiefgreifenden Auseinandersetzungen um Religions- und Kirchenfreiheit innerhalb dieser Bewegung hatte ein schweizerischer Pfarrer in Rolle am Genfer See namens August Rochat (1789–1847) die kleine Schrift »Die Gemeinde Jesu Christi« herausgegeben. Schon Hermann Heinrich Grafe (1818–1869), einer der Gründer der ersten Freien evangel. Gemeinde in Wuppertal (1854) hatte deren Wert erkannt und die Herausgabe in Deutsch veranlaßt. Auf dieser Schrift fußend und sie ergänzend, gab Konrad Bussemer sein Büchlein unter dem obigen Titel heraus. Es enthält die ganze weitherzige Gemeindelehre, die für die Freien evangel. Gemeinden kennzeichnend ist.

Der Zugang zur Gemeinde muß eng sein für alle Nichtgläubigen, weit aber für *alle* Gläubigen. An dieser Stelle wird dann die eigenartige Taufpraxis dieser Gemeinden deutlich. Die Taufe Glaubender auf ihr persönliches Bekenntnis hin ist zwar die im Neuen Testament allein ersichtliche Form der Taufe. Für den, der sie begehrt und für verpflichtend hält, muß sie auch im Raum der Gemeinde praktisch möglich sein. Da aber ein großer Teil derer, die den Weg in eine Gemeinde bekennender Christen suchen, bereits als Kind getauft ist, soll man für sie die Frage nach der Taufe nicht an den Eingang zur Gemeinde stellen, sondern die Frage nach Glaube und Leben. Wen Christus angenommen hat, den können Christen nicht aus der Gliedschaft der Gemeinde zurückweisen um eines anderen oder noch nicht durchdachten Taufverständnisses willen.

Bussemer selbst war zwar von der Richtigkeit der Taufe auf den Glauben hin überzeugt, hat aber zu vielen Malen sich dagegen verwahrt, daß diese Praxis als Forderung an den Zutritt zur Gemeinde gebunden wurde. Sicher wirkte an dieser Stellungnahme seine gründliche Kenntnis der Kirchengeschichte mit. Er verwies gern darauf, daß die neutestamentliche Praxis nur Sinn habe, wenn unmittelbar mit dem Gläubigwerden die Taufe angeboten werde. Dies ist aber kirchengeschichtlich sehr früh fraglich geworden dadurch, daß der Taufe ein Katechumenat vorangestellt wurde. Diese Erkenntnis sollte einen kurzschlüssigen Biblizismus verhindern.

Um so konsequenter betonte Bussemer im übrigen die Gemeinde der Glaubenden. Sie allein entspricht der Vorstellung des Neuen Testaments. Nicht nur in der Missionssituation ist sie eine notwendige Gegebenheit, sondern in jeder Generation der Nachgeborenen muß sie neu gesucht werden. In einer Gemeinde von Glaubenden gibt es Gemeindezucht, doch hat diese frei zu sein von Kleinlichkeit und Engherzigkeit. Es geht um den Glauben und nicht um heiliggesprochene Formen des christlichen Gesellschaftslebens. An manchen Orten ist Bussemer solchen, die in die Irre gegangen waren, persönlich bis an die Grenze des Möglichen nachgegangen, um sie zurückzugewinnen.

In solcher Haltung einer verantwortlichen Toleranz und einer an den Glauben allein gebundenen Freiheit des Christen steht dieser liebenswerte Lehrer in der Erinnerung vor mir.

Hermann Ruloff



# Karl Immer



*Geb. 1. 5. 1888 in Manslagt in Ostfriesland. Studium der Theologie in Marburg, Halle und Tübingen. 1914–1925 Pastor in Rysum in Ostfriesland und 1916–1918 Feldprediger im Ersten Weltkrieg. 1925–1927 Direktor des Erziehungsvereins in Neukirchen, Kreis Moers. Dann bis 1944 Pastor in der Evangelisch-Reformierten Gemeinde Barmen–Gemarkte. 1925–1931 Schriftführer des Pastoren-Gebetsbundes (später Pfarrer-Gebets-Bruderschaft genannt). 1927–1944 Herausgeber des Neukirchener »Jugendfreund«-Kalenders. 1928–1932 Schriftleiter der Zeitschrift*

*»Jugendkraft« der Schüler-Bibelkreise. 13. 10. 1933 Gründung des Coetus reformierter Prediger. Mitglied des Reichsbruderrats der Bekennenden Kirche in Deutschland 1934–1936, des Bruderrats der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union 1934–1944. Gest. 6. 6. 1944.*

## *Es hat uns nie gereut*

Für Karl Immer ist es durch sein ganzes Leben hindurch bedeutsam gewesen, daß seine Vorfahren zu den Evangelischen im Salzburger Land gehörten, die um ihres Glaubens willen in den Jahren 1731 und 1732 aus ihrer Heimat vertrieben wurden und in Ostpreußen, von dem König Friedrich Wilhelm I. eingeladen, eine neue Heimat fanden. Die Väter, die ihren Glauben bewahrten und ihrem Bekenntnis treu blieben, sind ihm immer Vorbild gewesen.

Sein Vater, in Ostpreußen geboren, war Missionar in Togo (Westafrika). Er konnte dort nur fünf Jahre bleiben und mußte in die Heimat entlassen werden, weil er an Schwarzwasserfieber erkrankt war. Er hat dann noch Theologie studiert und war als Pastor in verschiedenen Gemeinden in Ostfriesland tätig, zuletzt in Manslagt. In dem Pfarrhaus, in dem Karl Immer mit seinen acht Geschwistern heranwuchs, ging es sehr einfach zu. Trotz aller Entbehrungen waren seine Eltern fröhliche Christen. Der Sohn hat als ihr Vermäch-

nis festgehalten: »Es lohnt sich, sein ganzes Leben dem König aller Könige zu opfern; es hat uns nie gereut. Aber es lohnt sich auch, ihm unbedingt zu vertrauen; er hat uns nie enttäuscht.« Dieses Wort ist Karl Immer in seinem ganzen Leben entscheidend wichtig geblieben.

### *Neues Leben in Ostfriesland*

Er begann sein Studium in Marburg, ohne schon genau zu wissen, welchen Beruf er einmal ausüben sollte. Durch den Tod seines Bruders Ferdinand, der Medizin studierte und ein entschiedener Jünger Jesu Christi geworden war, wurde er im Innersten so ergriffen, daß er sagte: »Ein Jünger des Herrn ist von uns gegangen, ich trete an seine Stelle.« Von da an studierte er entschlossen Theologie, zunächst in Halle, wo er vor allem Professor Martin Kähler hörte, und dann in Tübingen, wo Adolf Schlatter sein Lehrer war.

Als er sein Studium und seine Vikariatszeit beendet hatte, wählte ihn die Gemeinde Rysum in Ostfriesland zu ihrem Pastor. Es war kein leichter Dienst bei den ostfriesischen, oft sehr eigenwilligen und verschlossenen Bauern. Seit zweihundert Jahren herrschte in der Gemeinde Scheu, am Abendmahl teilzunehmen, weil viele Gemeindeglieder meinten, nicht würdig genug zu sein, um den Leib und das Blut des Herrn zu empfangen. Unter der Predigt von Pastor Immer wurden viele, vor allem junge Gemeindeglieder, von dem Wort erfaßt und gelangten zur Gewißheit ihres Heils in Jesus Christus.

Der junge Pastor scheute sich auch nicht, Kirchengucht zu üben. Die maßgebenden Leute in der Gemeinde meinten, ein Anrecht auf einen Sitz im Gemeindegkirchenrat (Presbyterium) zu haben. Dem mächtigsten und einflußreichsten von diesen Leuten sagte er mit aller Klarheit, daß die inneren Voraussetzungen für das Ältestenamte bei ihm nicht vorhanden seien. Als er dann einen Besuch bei diesem Mann machen wollte, wurde er unter Drohungen von dem Bauernhof verwiesen.

Man kann heute kaum ermessen, was Karl Immers Verhalten bei der seit Jahrhunderten herrschenden Sitte bedeutete. Aber »dieses Bekenntnis wurde der Anfang der geistlichen Reform des Ältestenamtes« in der Gemeinde. »Hier wurde nicht aus taktischen oder sozialen Gründen gehandelt, sondern aus der Ehrfurcht vor dem Herrn, der seine Gemeinde allein durch sein Wort und seinen Geist erbauen will.« Das Wort wurde in den Bürger- und Bauernstuben lebendig.

»Die Botschaft von der Versöhnung wurde angenommen und konnte in den Häusern und Familien ihre Kraft beweisen.« Karl Immer nahm für seinen weiteren Dienst die Erkenntnis mit, »daß lebendige Gemeinde dort ist, wo sich Menschen unter dem Wort zusammenfinden und in der Kraft des Heiligen Geistes ein neues Leben anfangen.«

### *Dienst an jungen Menschen und an Pfarrern*

In der nur kurzen Zeit im Dienst der Inneren Mission in Neukirchen erkannte Immer, daß es neben dem bekannten und in der ganzen Welt verbreiteten Neukirchener Abreißkalender noch einen besonderen für Kinder geben müsse, der ihnen das Evangelium in einer ihnen gemäßen Weise nahebrachte. Daher begründete er den »Neukirchener Jugendfreund« und hat ihn bis an sein Lebensende herausgegeben. Dieser Kalender fand ebenfalls weite Verbreitung und wurde im Dritten Reich zeitweilig und schließlich ganz verboten. Für viele ist er ein guter Begleiter in ihrer Kindheit und Jugend gewesen. Karl Immer selbst hatte sechs Kinder, die zur Freude der Eltern unter dem Wort heranwuchsen.

Man übertrug ihm sehr bald nach seinem Eintritt in den Pastoren-Gebetsbund das Amt des Schriftführers. In diesem Dienst – dem wichtigsten in der Bruderschaft, den er bis Ende 1931 ausübte – kam es ihm vor allem darauf an, die Gemeinschaft der Pfarrbrüder untereinander zu stärken und sie für ihren Dienst zuzurüsten. Er hat öfter Reisen unternommen, die ihn bis nach Ostpreußen und Siebenbürgen führten, wo er Rüstzeiten für die Pfarrbrüder durchführte. Bischof D. Friedrich Müller schrieb später darüber: »In seiner klaren Glaubenstiefe und Entschiedenheit, dabei mit seiner Güte und seinem erquickenden Humor, hatte Immer die Herzen gewonnen.«

### *Wieder in der Gemeinde*

Bald zog es Karl Immer wieder in die Gemeinde. Am 16. 10. 1927 wurde er in den Dienst im 6. Bezirk der reformierten Gemeinde Gemarke in Barmen eingeführt. In seiner Einführungspredigt über Johannes 10, 1–5 hieß es: »Die Hirten kommen in Gottes Auftrag, ausgerüstet mit seiner Vollmacht. Wehe uns, wenn wir in falschem Zagen diese Vollmacht nicht nützen! Bevollmächtigte sind die, deren Stimme den Heimatklang besitzt. Jesu Nachfolge ist immer auch Kreuzesweg. Im Tiefsten beglaubigt werden die Hirten erst durch Sterben. Aus dem Wort des Hirten sollte eine zwiefache

Liebe hervorleuchten: die Liebe zu den Verlorenen und die Liebe zu den Erlösten des Herrn.«

Karl Immer begann ein freudiges Arbeiten in seinem Bezirk. Ein großer Teil der Gemeindeglieder kam aus der Erweckung im Wuppertal, die um die Jahrhundertwende viele Menschen ergriffen hatte. Unter diesen Männern und Frauen fanden sich viele Helfer und Helferinnen, die gern bereit waren, Dienste in dem Gemeindebezirk zu übernehmen. Wichtig war für Pastor Immer vor allem die biblische Zurüstung der Helferkreise. Im Mittelpunkt aller Arbeit stand das Wort Gottes. Wenn er predigte, dann kannte er keine Leisetreteri. Er »nannte die Dinge beim Namen«. Viele Gemeindeglieder erinnerten sich später an manche seiner Predigten und konnten noch Sätze aus ihnen zitieren. Ebenso wichtig war ihm die Bibelstunde, zu der sich ein großer Kreis im Gemeindehaus im Klingelholl einfand.

Schon bald nach seiner Einführung in der Gemeinde Gemark wurde Immer in den Vorstand der Evangelistenschule Johanneum gewählt. Er gehörte ihm bis zu seinem Heimgang an. Er sah in dem Dienst der aus dem Johanneum hervorgegangenen Jugendleiter, Gemeinschaftsprediger, Evangelisten und Pastore einen sehr wichtigen Dienst für die ganze evangelische Kirche.

### *Im Dritten Reich*

Dann kam der 30. Januar 1933, der politische Umschwung, der unser Volk in den Abgrund führen sollte. Karl Immer hatte das wahre Gesicht des Nationalsozialismus schon vor diesem Ereignis erkannt und ließ sich nicht bezaubern noch einschüchtern. Er sah schon sehr früh, daß Hitler das Verderben über Deutschland bringen würde. In jener Zeit sagte er einmal: »Tyrannen enden im Krieg. Der auf uns zukommende Krieg aber wird geführt werden um des alt- und neutestamentlichen Bundesvolkes willen.« Er ließ sich von den Nationalsozialisten nicht herausfordern. Daß seine kirchliche Haltung auch ihre politische Seite hatte, konnte nicht verborgen bleiben. Als er bei einer der häufigen Wahlen im Dritten Reich nicht wählte, machten Parteigenossen ihre Anhänger mobil, die die Fensterscheiben des Pfarrhauses einwerfen und an die Wand des Hauses schmierren mußten: »Hier wohnt der Volksverräter Karl Immer.«

Karl Immer war von Anfang an ein entschiedener Gegner der »Deutschen Christen«, einer nationalsozialistischen Kampftruppe in der evangelischen Kirche. Er, seine Pastorenbrüder und die Gemeinde erkannten und betonten, daß Jesus Christus allein der Herr

der Kirche ist. Nur durch sein Wort und seinen Geist kann Gemeinde und Kirche gebaut, geleitet und geordnet werden. Sie wollten nur auf die Stimme ihres Herrn hören und sich nicht von einem fremden Geist beherrschen lassen. Auf der Kreissynode Barmen sagte Pastor Immer in seiner Predigt am 28. Mai 1933 im Anschluß an Apostelgeschichte 3, 1–10: »In der heutigen Notzeit steht die Gemeinde des Herrn vor der gleichen Entscheidung, ob sie Gottes Verheißungen ernst nehmen und mit dem gegenwärtigen, allmächtigen Christus rechnen will. Dann wird die Gemeinde das Wort Gottes, das zugleich ein zweischneidiges Schwert gegen unsere Sünde und Balsam für alle Wunden unseres Menschenlebens ist, mit Vollmacht handhaben können. Das ist der Weg für die Ältesten und Prediger in unsern Gemeinden: durch die Tiefe der Buße hindurch zur Vollmacht.« Man wird diese Predigt nur dann recht verstehen und würdigen können, wenn man sie mit anderen Predigten vergleicht, die in dieser Zeit gehalten wurden und die sehr häufig die Verherrlichung des Führers Adolf Hitler und seiner Taten zum Inhalt hatten. Von solchen gotteslästerlichen Verstiegenheiten hörte die Gemeinde in den Predigten von Pastor Immer nichts. Er wußte, daß die Gemeinden es gerade damals nötig hatten, in die Buße geführt zu werden.

In der Zeit, als die Deutschen Christen in Berlin die Macht ergriffen hatten und auch den Gemeinden im Westen ihre Herrschaft aufzwingen wollten, wehrte sich das Presbyterium der Gemeinde Gemark mit aller Entschiedenheit. Aus dieser Zeit ist ein vielfältiger Brief von Pastor Immer erhalten, der nur die Anrede: »Liebe Brüder« trägt. Er könnte auch an die Mitglieder des Pastoren-Gebetsbundes gerichtet sein. Im Anschluß an die Frage: »Was sollen wir tun?« (Apostelgeschichte 2, 37) gab er fünf Antworten:

»1. Betet für Volk und Kirche! Jetzt braucht unser Volk Priester. Ich erinnere an John Knox, den schottischen Reformator. Von ihm sagte die Königin Maria Stuart: ›Ich fürchte seine Gebete mehr als alle Heere Europas.«

2. Heraus aus allen kirchlichen Fronten und Bindungen! Hinein in die Gemeinde! Hinein in die Bibel!

3. ›Werde wacker und stärke das andere, das sterben will‹ (Offenbarung 3, 2). Wir sind füreinander verantwortlich und müssen einer den andern stützen und stärken.

4. ›Führt euren Wandel mit Furcht‹ (1. Petrus 1, 17). Wer Gott allein fürchtet, der hat die Menschenfurcht überwunden.

5. Fertig machen. Zum Schluß mahne ich euch, die gegenseitige Ermutigung zu suchen, miteinander die Bibel zu lesen und miteinander zu beten.«

### *Jeder Brief ein Licht im Nebel*

Im Spätsommer des Jahres 1933 entstand der »Coetus (Bund) reformierter Prediger«. Es war die Zeit, in der die Gegner der Deutschen Christen begannen, sich zusammenzuschließen. Karl Immer schrieb am 21. September 1933: »Ausgangspunkt für unsern Zusammenschluß ist die Not der Kirche, insonderheit der Zustand der Pastorenschaft, deren theologische Ahnungslosigkeit und charakterliche Brüchigkeit uns tief beschämt. Der Sinn eines Zusammenschlusses reformierter Prediger Deutschlands besteht darin, diejenigen Diener am Wort, die dem Zeitgeist nicht erlegen sind, um Wort und Sakrament zu sammeln zu gegenseitiger Erziehung und zur Fürsorge im Amt durch Gebet, tägliche Vertiefung in Gottes Wort, ernste theologische Arbeit und monatliche Gemeinschaft der Brüder«. Am Schluß dieses Schreibens heißt es: »Wir erklären, daß wir die Kirchenwahlen vom Juli 1933 und die durch sie gebildeten Körperschaften, einschließlich der Generalsynode, für ungeistlich und dem Bekenntnis widersprechend ansehen und deshalb ihre Gesetze und Beschlüsse nicht anerkennen können. Die nach Gottes Wort reformierten Gemeinden werden sich mit einem Kirchenbau auf der Grundlage politischer Gewaltmethoden niemals abfinden.«

Am 13. Oktober 1933 fand die erste Versammlung dieses Coetus in Elberfeld statt. Man hatte diesen damals kaum noch bekannten Namen gewählt, weil 400 Jahre vorher Johannes a Lasko in der jungen evangelischen Kirche Ostfrieslands die Zusammenkünfte der Pastoren so bezeichnet hatte. Jetzt sollte deutlich werden, daß es sich nicht um eine Neugründung, sondern um eine Weiterführung des noch in Ostfriesland bestehenden Pastorenkreises handelte. Mitglied konnten auch lutherische Pastoren und Älteste werden, die der Satzung zustimmten. Dieser Coetus gewann sehr bald eine große Bedeutung in der Bekennenden Kirche, sowohl durch seine klare biblische Ausrichtung als auch durch die Entschiedenheit, mit der er im Kirchenkampf zu dem Wort Gottes und dem Bekenntnis der Kirche stand.

Die Verbindung mit den Mitgliedern erhielt Karl Immer durch seine »Coetusbriefe« aufrecht. Ihr Inhalt war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. In diesen Briefen hat er seine Erkenntnisse und Erfahrungen mitgeteilt, die er in den kirchlichen Auseinandersetzungen

machte. Unaufhörlich rief er zur Treue und Standhaftigkeit auf. An seine persönlichen Worte schloß er Nachrichten an, die sonst nicht verbreitet werden durften, und die doch nötig waren, um die Leser wissen zu lassen, wie es tatsächlich in der Kirche und um sie stand. So war jeder Brief ein Licht in dem Nebel und der Dunkelheit der damaligen Zeit. Am 17. Februar 1936 schrieb er: »In den letzten Tagen bin ich durch eine ganze Reihe von Briefen reich erquickt worden. An allem spürte ich das starke Mittragen der Brüder. Möchte es uns allen gehen nach Kolosser 4, 12! Dann werden wir erfahren, was ich als ein Wort von Kohlbrügge las: »Christus ist doch am Ende mächtiger als alles Widerspiel.«

### *Unter dem Wort*

Das Presbyterium der reformierten Gemeinde in Elberfeld hatte Pastor Hermann Klugkist Hesse die Schriftleitung des Reformierten Wochenblattes entzogen, weil er ein entschiedener Gegner der Deutschen Christen war. Karl Immer war mit einem kleinen Kreis von Pastoren und Gemeindegliedern entschlossen, ein neues Blatt herauszubringen, das zeigen sollte, wie auch unter der Herrschaft der Nationalsozialisten der Weg der Christen durch die Heilige Schrift und das Bekenntnis zu dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus bestimmt sein mußte. Das neue Blatt erhielt den Namen »Unter dem Wort«. Dieser Name wurde bald zu einem schlagkräftigen Losungswort in der Zeit des Kirchenkampfes und auch danach. Er geht auf ein Wort von Adolf Schlatter zurück, das er sagte, als er noch Professor in Berlin war. Ein Minister hatte ihn mit den Worten begrüßt: »Nun endlich einmal ein Professor, der auf dem Boden der Heiligen Schrift steht!« Darauf entgegnete Schlatter: »Ich stehe *unter* der Schrift.«

Die Parole »Unter dem Wort« bedeutete Absage an alle Menschensherrschaft in der Kirche Jesu Christi, aber auch die Beugung unter das Wort und die alleinige Bindung an das Evangelium. Das Blatt geriet wegen seiner konsequenten Haltung immer mehr in das Schußfeld der Geheimen Staatspolizei. Am 15. August 1936 wurde es endgültig verboten.

Daß Pastor Immer eine unmißverständliche Sprache liebte, zeigte sich in der Predigt, die er am 1. Januar 1934 in der Immanuelskirche in der Gemeinde Gemarkte hielt. Ein Deutscher Christ, der noch im Presbyterium war, meldete sie dem Konsistorium, anstatt zuerst nach Matthäus 18, 15–18 seine Bedenken dem Presbyterium mitzuteilen. In dieser Predigt über Jesaja 55, 6 hatte Pastor Immer gesagt:

»Die Kirche ist zur Hure des Staates geworden.« Gemeindeglieder, die im Gottesdienst waren, wollten diesen Satz etwas anders gehört haben: der Reichsbischof habe die Kirche zur Hure des Staates gemacht. Karl Immer mußte sich wegen dieser Predigt verantworten. Er schrieb: »Ich bedaure den Ausdruck, weil er von einem Fernstehenden politisch mißdeutet werden konnte. Es lag mir aber völlig fern, etwas über den Staat zu sagen.« Er fügte aber hinzu: »Das Volk Gottes im Alten Bund hat allein auf den Herrn zu hören und ihm allein zu vertrauen. Hört es auf die Stimme eines Fremden, oder vertraut es auf die Götter oder die Macht der Heiden, so wird es zur Hure, die treulos ihren Mann ›Jahwe‹ verläßt und sich Fremden in die Arme wirft. In der Kirche hat man im letzten Jahr fortgesetzt auf die Stimme von Fremden gehört und sich besonders in der Gewaltanwendung fortgesetzt des Ungehorsams gegen das Wort Gottes schuldig gemacht. Das bezeichnet die Bibel als Hurerei.«

Immer betonte stets: »Nur eine vom Staat gelöste Kirche kann ein bevollmächtigtes Wort an den Staat richten.« Als ein Beamter der Geheimen Staatspolizei einmal entschuldigend sagte: »Wir müssen«, trat ihm Karl Immer entgegen und sagte in heiligem Ernst: »Und wir müssen auch.«

### *Unter die Übeltäter gerechnet*

In den nächsten Jahren gewann das Wort von Karl Immer immer mehr Bedeutung in der ganzen evangelischen Kirche. »Er hatte eine Initiative zum Handeln, die aus der unerschrockenen Einfalt des Glaubens kam.« Schon Ende 1933 hatte er zu Gemeindetagen »Unter dem Wort« eingeladen, zu denen viele Gemeindeglieder strömten, die nicht nur über die Vorgänge in der Kirche unterrichtet sein wollten, sondern auch Stärkung für ihren Glaubenskampf suchten, der oft auf einsamem Posten durchgestanden werden mußte. Und dann die »Freien Synoden«. Im Jahre 1933 hatten die in der Kirche üblichen Synoden unter dem Zwang der Deutschen Christen gestanden und sich zu Sprechhören degradieren lassen. Dagegen wagte es Karl Immer mit einigen Brüdern, für den 3. und 4. Januar 1934 eine Freie Reformierte Synode einzuberufen, auf der frei gesprochen und ein klares Bekenntnis zu der alleinigen Herrschaft Jesu Christi abgelegt wurde.

Auf der ersten Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche am 30. und 31. Mai 1934 wurde Karl Immer in den Reichsbruderrat und von der Synode der evangelischen Kirche der altpreußischen Union in deren Bruderrat gewählt. Wir müssen es uns



hier versagen, auf seine Tätigkeit auf den Synoden und in den Bruderräten einzugehen. In den oft schwierigen Beratungen fand er meist ein gutes seelsorgerliches Wort, das weiter half. Er war es auch, der dafür sorgte, daß die Beschlüsse der Freien Synoden und andere Schriften der Bekennenden Kirche gedruckt und weit verbreitet wurden.

Im März 1934 wurde er mit Pastor lic. Klugkist Hesse in Elberfeld von der staatseigenen Kirchenbehörde in den Ruhestand versetzt. Aber er gab keine Ruhe. Das Presbyterium von Gemarke beauftragte ihn, seinen Dienst nach wie vor gemäß dem Wort Gottes und seinem Amtsgelübde auszurichten. Am 26. Mai 1937 erhielt er Re-  
deverbot für das ganze Deutsche Reich. Nur in der Gemeinde Gemarke durfte er predigen und reden. Und dann geschah es am 5. August 1937, daß er verhaftet und am selben Tag noch nach Berlin in das Polizeigefängnis am Alexanderplatz gebracht wurde. Im Gefängnis erlitt er einen Schlaganfall und wurde am Abend des 11. August in das Martin-Luther-Krankenhaus in Berlin gebracht. Dort blieb er vier Wochen. Aus der Zeit seiner Gefangenschaft hat er in dem »Strahlenbrief« an seine Kinder berichtet. Er erzählt, wie er den Mitgefangenen mit dem Wort Gottes helfen konnte und für sie zum Seelsorger wurde. Bei allem, was er sonst erdulden mußte, dachte er an das Wort: »Er ist unter die Übeltäter gerechnet.« Dazu schrieb er: »Das sind schwere Wege, wenn man daran denkt, daß die eigene Staatsführung die Zeugen der göttlichen Wahrheit unter die Übeltäter rechnet.«

». . . die loben dich immerdar«

Am 2. Oktober 1937 kehrte Karl Immer als ein körperlich gebrochener Mann nach Hause zurück. Nach seiner Genesung hat er in der Gemeinde noch weiter Dienst getan. Wenn er ausging, nahm er sich zur Vorsicht einen Begleiter mit. Es muß hier erwähnt werden, daß er die vielfältige Arbeit nicht hätte bewältigen können, wenn er nicht einen Stab von treuen, erfahrenen und zuverlässigen Mitarbeitern gehabt hätte. Die letzten Jahre seines Lebens wurden aber immer mehr Jahre der Stille. Aber er nahm an allem Geschehen in Kirche und Volk regen Anteil. Er sah sehr deutlich und schwieg vor Freunden nicht darüber, daß unser Volk immer mehr dem Abgrund entgeneilte. Gelegentlich predigte er auch.

Aus dem Jahre 1938 haben wir eine Predigt über Philipper 1, 27–28. Zum Schluß sagte er in Anknüpfung an den Text, der an dieser Stelle

lautet: »Das ist für sie ein Anzeichen der Verdammnis, euch aber der Seligkeit, und das von Gott«:

»Es ist ein bedeutsames Wahrzeichen für die Verdammnis der Welt und für die Errettung der Kinder Gottes, wenn wir stehen, wenn wir würdig des Evangeliums in himmlischer Verfassung sind. Als Zeugen des künftigen Gerichtes bezeugen wir der Welt, daß sie verloren ist. Damit bezeugt Gott der Welt ihren Tod und uns unsere Errettung: das soll dir ein Anzeichen sein, daß du erwählt bist.«

Das sind Worte, die in unserer Zeit kaum noch zu hören sind.

Am Sonntag nach dem 9. November 1938, als die jüdischen Synagogen zerstört und die Geschäfte der Juden beraubt und angezündet wurden, war der ganze Gottesdienst in der Gemarker Kirche, den Immer hielt, in Lied, Gebet, Schriftlesung und Predigt ein Ruf zur Buße für das, was Glieder unseres Volkes den Juden angetan hatten. Er sagte in seiner Predigt: »Seht ihr es nicht, daß die Dämonen des Teufels heute losgelassen sind?« Während des Krieges verschwieg er in seiner Verkündigung nicht, daß der Krieg ein Gericht Gottes über das deutsche Volk sei. Als während des Krieges viele Holländer zwangsverpflichtet in Wuppertal arbeiten mußten, nahm er sich ihrer an und lud sie jeden Sonntag in das Gemeindehaus seines Bezirkes ein, um ihnen mit dem Wort Gottes zu dienen und ihnen Gemeinschaft zu bieten.

Im April 1944 erlitt Immer einen zweiten Schlaganfall. Der Arzt schickte ihn zur Kur nach Bad Meinberg im Lipperland. Es schien zuerst, als würde ihm die Gesundheit noch einmal geschenkt werden. Aber dann, mitten in der Nacht zum 6. Juni 1944, wurde er aus diesem Leben in die Ewigkeit abgerufen.

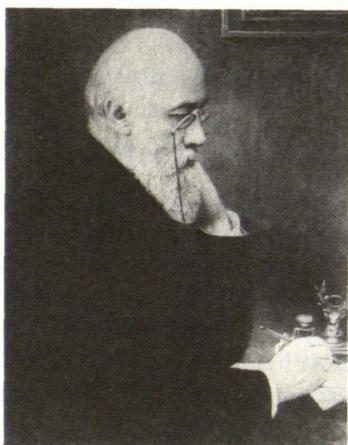
Schon lange vor seinem Heimgang hatte Karl Immer einmal erwähnt, daß bei seiner Beerdigung über Psalm 84, 5 gepredigt werden sollte: »Wohl denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar.« So ist es dann auch geschehen. Voller Dank für alles, was Gott seiner Gemeinde und Kirche durch seinen Diener gegeben hatte, wurde das Lied angestimmt:

»Gloria sei dir gesungen  
mit Menschen und mit Engelzungen . . .«

Robert Steiner

# Anhang

# Carl Heinrich Rappard



*Geb. 26. 12. 1837 in Giez bei Grandson in der Nähe des Neuenburger Sees (Schweiz). Seit 1845 auf Gut Löwenstein bei Neuhausen am Rheinfall. 1861 Eintritt in die Pilgermission St. Chrischona, 1864 Einsegnung. Aufenthalt in England zur Vorbereitung auf den Missionsdienst. 1865 »Pilgermissionar« in Alexandria, 1867 in Kairo. Am 29. 8. 1868 Übernahme der Leitung auf St. Chrischona. 1874 und 1875 Teilnahme an den Heiligungsversammlungen in Oxford und Brighton (England). Lange gesegnete Wirksamkeit als Vorsteher, Evangelist und einer der Väter der Gemein-*

*schaftsbewegung in der Schweiz und in Deutschland. Gest. 22. 9. 1909.*

## *Kindheit und Jugendjahre*

Carl Heinrich Rappards Vater, ein Landwirt erst in der Nähe des Neuenburger Sees, dann auf dem Gut Löwenstein bei Neuhausen am Rheinfall, in der Nähe von Schaffhausen, legte besonderen Nachdruck auf die Gesetzespredigt und verkündigte den ganzen Ernst des göttlichen Willens. Carl Heinrich äußerte sich später einmal, er habe den Herrn Jesus zunächst nur gekannt als den Mann, »der alles Scheinwesen und alle Heuchelei straft«. Erst später habe er ihn kennengelernt als den Heiland, »der die Sünder liebt und selig macht.«

Früh arbeitete Gottes Wort an ihm, das in der Familie reichlich gelesen und ausgelegt wurde. In ihm erwachte die Überzeugung, daß seine Stellung zu Gott nicht klar sei. Er fühlte sich gleichgültig, kalt und tot. Da kam ihm plötzlich das Wort in den Sinn: »So denn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten« (Luk. 11, 13). Das Wort packte ihn so, daß er an einem verborgenen Platz niederkniete und betete: »Vater im Himmel, meine Eltern haben mir ja gern alles Gute gegeben, so gib denn

du mir den Heiligen Geist, wie du es verheißen hast!« Er machte in diesem Augenblick keine besondere Erfahrung, aber es war der Anfang eines bewußten Glaubens- und Gebetslebens.

Seinem Wunsch, Theologie zu studieren, widersetzte sich der Vater, weil er für seinen Sohn Gefahr befürchtete durch die ungeistliche, modernistisch betriebene theologische Ausbildung an den Universitäten. Der Sohn fügte sich in Ehrerbietung in den Willen des Vaters, weil er von dessen Liebe überzeugt war und dessen reichere Erfahrung anerkannte. Als er auf den herbstlichen Feldern Weizen säte, wurde ihm klar: »So sollst du den unvergänglichen Samen des Wortes Gottes ausstreuen in die Herzen der Menschen.« Als er dem Vater davon Kenntnis gab, weigerte sich dieser nicht, dem Wunsch des Sohnes zu entsprechen. Am geeignetsten erschien Vater Rappard die Ausbildung auf St. Chrischona, »weil dort fleißig Gottes Wort getrieben würde, ohne Abirring in eine kritische Behandlung der Bibel.«

### *In der Schule des Meisters*

Im Herbst des Jahres 1861 trat der junge Rappard auf St. Chrischona zur Ausbildung ein, wo er sich, trotz der Armut, die damals herrschte, bald heimisch fühlte. Mit Eifer widmete er sich dem Studium, aber auch in allen Handarbeiten in Feld und Haus war er freudig dabei. In der Erntezeit kam ihm seine frühere Arbeit in der Landwirtschaft sehr zugute.

Während seiner Studienzeit auf St. Chrischona führte Rappard sorgfältig ein Tagebuch. Er schreibt darin u. a.: »Nun ist bald ein Jahr verflossen, seit ich diesen Berg mit so mannigfaltigen Gefühlen bestieg. Der Herr hat mich vom ersten Tage meines Eintrittes bis zu dieser Stunde gesegnet mit hohen Segnungen: der Erkenntnis meiner selbst und der Erkenntnis meines Gottes und Heilandes. Er gibt mir Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit und läßt mich täglich die Seligkeit der Sättigung empfinden. Er gibt mir den Geist des Gebets, und dann erhört er mein Flehen.«

»Was ich mit Inbrunst begehre, das ist: die erste Liebe, die der Herr bei den Seinen sucht. Mein Gott, bewahre mich, daß ich kein Gewohnheitsarbeiter werde! In mir selbst habe ich nichts, habe keine besonderen Gaben. Ich lebe von lauter Gnade, und ich will immer besser lernen, in Jesus zu bleiben.«

Am Ende der dreijährigen Ausbildung heißt es: »Herr, ich warte noch auf die Salbung von oben, die du den Jüngern, nachdem sie

drei Jahre mit dir gewesen waren, zuschicktest. Ich möchte gern *dein Bote* sein.«

Am 14. 8. 1864 wurde Rappard mit zehn anderen Brüdern für den Dienst des Herrn eingesegnet. Unter den »Ältesten«, die den jungen Streitern Jesu Christi die Hände auflegten, war Carl Heinrichs Vater. Er richtete ernste Wort an die große Versammlung und durfte mit der Mutter lobenden Herzens das Zeugnis des Sohnes vernehmen, der für die im elterlichen Haus empfangene Unterweisung in Gottes Wort seine tiefe Dankbarkeit aussprach und gelobte, durch Gottes Gnade an dem Wort des Zeugnisses festzuhalten bis in den Tod.

Nach der Einsegnung reiste Rappard zu seiner weiteren Vorbereitung für den Missionsdienst und zur Erlernung der englischen Sprache nach England. Die Begegnungen mit bekannten Gottesmännern und die großen Jahresfeste von verschiedenen Missionsgesellschaften waren für ihn eine große Bereicherung. Er fand auch in christlichen Gemeinden soviel Wertschätzung, daß Freunde bei seinem Abschied sich verpflichteten, jährlich eine größere Summe aufzubringen für die Missionsarbeit in Alexandrien, für die er als Pilgermissionar in Aussicht genommen wurde.

Im Blick auf die Arbeit in Ägypten war es wünschenswert, daß Rappard die kirchliche Ordination erhielt. Dies geschah am 27. 8. 1865 in Leonberg durch Dekan Wächter.

### *Der Missionar*

Christian Friedrich Spittler, der unermüdliche Gründer von verschiedenen Werken der Inneren und Äußeren Mission (er gründete die Pilgermission St. Chrischona am 8. März 1840) und Sekretär der »Deutschen Christentumsgesellschaft mit Sitz in Basel«, hatte den Plan der »Apostelstraße« entworfen. Die Missionare in Abessinien waren sehr abgeschlossen, darum sollte eine Verbindung hergestellt werden durch Einrichtung von zwölf Missionsstationen, von Alexandrien bis ins abessinische Hochland. An jedem Ort sollten mindestens zwei Missionare stationiert werden. Im Jahre 1860 wurde der erste Anfang gemacht, und in den folgenden Jahren wurden die Stationen St. Matthäus in Alexandrien, St. Markus in Kairo, St. Petrus in Assuan, St. Thomas in Khartum und St. Paulus in Matammah eröffnet.

Am 20. 10. 1865 traf Rappard in Alexandrien ein. Der Ordnung gemäß mußte sich jeder neue Missionar vor Beginn der Arbeit dem

Lokalkomitee der Pilgermission in Jerusalem vorstellen. Rappard hatte in der Anfangszeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zuerst eröffnete er eine Schule, doch die Verkündigung des Wortes Gottes und die Hausbesuche waren für ihn die Hauptsache. So unmöglich es zunächst schien, so wurde es doch Tatsache: bald trug sich die St.-Matthäus-Station finanziell selber. Rappard hatte ein besonderes Geschick, mit wenig Geld viel auszurichten, und er bekennt von jener Zeit freudig: »Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt!«

### *Die Lebensgefährtin*

Als der »Vater der Pilgermission«, C. F. Spittler, Rappard von Basel aus schrieb, es würde ihn freuen, wenn die Pilgermissionsfamilie in Alexandrien eine Mutter bekäme, erhielt Rappard mit diesem Brief die Erlaubnis, sich zu verheiraten. Die Osterferien 1867 waren vor der Tür, und er beschloß, diese Zeit bei Geschwistern in Jerusalem zu verbringen. Bevor er sich einschiffte nach Jaffa, kniete er vor seinem Gott nieder und sprach: »Herr, du weißt, ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen, daß ich nicht schauen wollte auf eine Jungfrau. Du hast mir Gnade gegeben, den Bund zu halten. Nun ist die Zeit gekommen, da ich, auch nach der Mahnung meiner Vorgesetzten, eine Gehilfin haben sollte. Darum löse ich vor dir den Bund auf, den ich vor dir gemacht habe, und bitte dich in Einfalt: Laß mich schauen die Jungfrau, die du mir bestimmt hast und mir geben willst.«

Der Missionar aus Alexandrien wurde im Hause von Bischof Gobat herzlich aufgenommen. Dort lernte er die Tochter Dora näher kennen, und sein innerer Entschluß stand fest. Er ließ durch seinen Schwager Hermann den Bischof fragen, ob die Hand seiner Tochter Dora noch frei sei, und ob er die Erlaubnis bekäme, um sie zu werben. Der Bischof antwortete, von seiner Seite gebe es »kein Hindernis«, stellte aber für die Verheiratung seiner Tochter drei Bedingungen: daß der Bewerber ein wahres Gotteskind sei, daß er eine Stellung habe, die ihm erlaube, eine Familie angemessen zu ernähren, und daß gegenseitige Liebesneigung vorhanden sei.

Alles drei traf auf Carl Heinrich Rappard zu, und der Verbindung der beiden stand nichts im Wege. Bemerkenswert sind Auszüge von Briefen, die Rappard an seine Braut schrieb: »Du weißt, daß mein teurer Vater ein sehr ernster Mann war, der es mit der Nachfolge in den Fußstapfen des Herrn Jesus genau nahm. Mein fester Wille ist es, in diesem Stück ein würdiger Sohn meines Vaters zu sein. Solche Worte des Herrn: ›Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich

selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach«, sind tief in meinem Herzen eingegraben, und ich mache mehr und mehr die Erfahrung, daß es unmöglich ist, in dieser Welt ein treuer Jünger Jesu zu sein, ohne seine Schmach zu tragen. Als einer, der im speziellen Dienst des Herrn steht, muß ich zu jeder Stunde bereit sein, alles für ihn daranzugeben. Mein hochgelobter Herr und Gott hat sich tief für mich Sünder erniedrigt, und sollte ich, der ich diese unaussprechliche Liebe erkenne und genieße, ein anderes erwählen, als ihm nachzufolgen? Der Stand der Niedrigkeit in freiwillig dienender, sich aufopfernder Liebe soll der Grundton meines Lebens und Wandeln sein. O wie es mich freut, Dir so schreiben zu können mit der Gewißheit, daß Du mich verstehst! Unser Herr ist kein harter Herr. Sein Herz ist zart und warm, das hast Du, das habe ich erfahren. Das gibt uns Zuversicht, in seiner Nachfolge auch seiner Leiden teilhaftig zu werden. Mache Dir keine Sorge wegen der ungewohnten Haushaltung. Du wirst alles lernen. Ein reiches Gemüt ist mir mehr wert als praktische Hände.«

Das junge Paar wurde nach seiner Hochzeit nach Kairo entsandt, wo Rappard das Pfarramt der deutsch-schweizerischen Kolonie übernehmen sollte. Seine Arbeit bestand in sonntäglichen Predigten und in Hausbesuchen bei Kranken und Sterbenden, während seine Frau, die gut arabisch sprach, Eingang fand in Harems und dort eine intensive Missionsarbeit unter Frauen hatte.

### *Gesegnetes Wirken auf St. Chrischona*

Nach dem Heimgang von Christian Friedrich Spittler im Dezember 1867 berief das Komitee der Pilgermission Rappard zum Vorsteher von St. Chrischona. Seine erste Reaktion lautete: »Beim ersten Durchlesen war in mir lauter: Nein, nein! Ich bin dazu niemals tüchtig oder würdig. Die lieben Leute überschätzen meine Kraft sehr. So denke ich auch jetzt noch nach ein paar stillen Stunden, doch mit einem Unterschied. Das Fleisch fängt an mitzureden und spricht mir vor, wie schwer und unangenehm die Stellung auf St. Chrischona sein wird. Aber solche Gründe sollen mich nie abhalten. Ich traue es dem Herrn zu, daß er mich auch in dieser Sache nach Psalm 32, 8 leiten wird. Welch ein Trost ist das! Ich fühle mich überaus klein und gering und nicht wert aller Barmherzigkeit meines Gottes. Doch sein bin ich und will ich sein, und zwar sein Knecht. Er kann mich hinstellen, wohin er will.«

Es war ohne Zweifel ein Schritt des Glaubens, als das junge Paar die Leitung auf St. Chrischona übernahm. Dies war am 29. August



1868. Rappard hielt seine erste Ansprache über die Geschichte Gideons (Richter 6): »Der Herr mit dir! – Ich habe dich gesandt, gehe hin in dieser deiner Kraft!«

In den ersten Jahren gab es manche neue Aufgaben zu erlernen. Die Schulden waren eine große Last. Es galt, äußerst sparsam zu sein und für sich und die Hausgenossen nur das Allernötigste anzuschaffen.

Die Arbeit, die Rappard zu übernehmen berufen war, sollte seine eigentliche, ihn ganz erfüllende Lebensaufgabe werden. In seinem ersten Jahresbericht schrieb er: »Zu einer richtigen Beurteilung des Unterrichts ist es nötig, den Charakter und Zweck der Pilgermission nicht aus den Augen zu lassen. Unsere Anstalt ist kein wissenschaftliches Seminar und will auch keines sein; sondern sie ist dafür da, allerlei Kräfte und Gaben, auch geringe, für die verschiedensten Tätigkeiten im großen Feld des Herrn flüssig zu machen, indem sie den aufgenommenen Jünglingen eine einfache, aber möglichst gründliche Ausbildung gibt . . . Lehrer und Schüler sitzen zu den Füßen des Herrn, der durch sein Wort Alten und Neuen Testaments zu ihnen redet . . . Der Unterricht soll eine Erbauung, eine Durchbildung, ein Starkwerden des inneren Menschen bewirken . . . St. Chrischona hat sich das Ziel menschlich niedrig, aber göttlich hoch gesteckt.«

Als besondere Losung hatte sich Rappard das Wort vorgesetzt: »Gläubig beten und einfach leben.« Die Gemeinschaft des Glaubens und des Gebetes sollte die Grundlage für den Unterricht und für alles andere bilden. Das Gebet des Glaubens zu dem barmherzigen Gott und Vater im Himmel, zu dem lebendigen, treuen Heiland Jesus Christus ist die Quelle des Segens für St. Chrischona geworden und geblieben.

Mit großem Ernst rief Rappard zum Leben in der Heiligung. Im Jahre 1874 reiste er mit seinem Schwager Paul Kober-Gobat nach England, wo in Oxford der Amerikaner Pearsall Smith Heiligungsversammlungen hielt. Von jenen Tagen berichtet Rappard: »Unter dem Einfluß des Gebetes und des Wortes Gottes, abgeschlossen von den Zerstreungen des täglichen Lebens, wurden zuerst die Gemüter stille; wir fühlten uns vor das Angesicht Gottes gestellt. Es kam Licht in die geöffneten Herzen, Gottes Geist erforschte uns. Manche bisher entschuldigete Sünde, viel ungöttliches Wesen und besonders die zähe Selbstsucht und Ichheit, das Selbstsuchen und Selbstmeinen wurden vom Licht gestraft wie nie zuvor. In den stillen Stunden der Nacht, da jeder mit seinem Gott allein war, gab es

heiße Tränen und harte Kämpfe . . . Alle Sünden und alle Bosheit wurden im Licht des Wortes Gottes offenbar, und sie wurden besiegt durch den »Löwen aus Juda« und im Aufblick zu Jesus behandelt nach dem Wort des Apostels Paulus: »Haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christus Jesus, unserem Herrn.« Das größte Hindernis des Segens ist das eigene Ich, das muß durchaus verleugnet werden – auch das Ich des Predigers – das ist eines der schlimmsten.«

Im Jahre 1875 wurde die Heiligungskonferenz im Seebad Brighton wiederholt und brachte neuen Segen. Leider blieb die Heiligungsbewegung nicht verschont von Entgleisungen. Es ist das Verdienst Rappards, daß er von Anfang an alle Überschwenglichkeiten abwies. Er vermochte die geistlichen Anstöße, die er erhielt, in die deutschen und schweizerischen Verhältnisse zu übertragen und half so, den Segen der Bewegung zu erhalten. Ein erwecklicher Aufbruch auf St. Chrischona war die Folge der biblischen Verkündigung von der Heiligung.

In jener Zeit gründete Rappard die Monatsschrift »Der christliche Glaubensweg – Blätter zur Weckung und Förderung des christlichen Lebens«, die ihre Fortsetzung fand in dem Mitteilungsblatt der Pilgermission »Der Glaubensbote«. Gemeinsam mit seiner Frau gab er die »Gemeinschaftslieder« heraus, die noch heute auf St. Chrischona und in vielen Gemeinschaften und Gemeinden im gesegneten Gebrauch sind.

### *Freude im Dienst*

Die Botschaft des Evangeliums zu verkündigen, war Rappards besondere Lust und Freude. Schon bei seiner Berufung nach St. Chrischona teilte er dem Komitee mit, daß er sich zum Evangelisten berufen wisse und diesen Beruf nicht aufgeben könne, auch wenn ihm die Leitung des Werkes übertragen werde. So wurde er – der keine konfessionelle Engherzigkeit kannte – oft zu Evangelisationen, Konferenzen und Allianzversammlungen eingeladen in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich. Auch reiste er als Evangelist und Verkündiger biblischer Heiligung nach England, Südrußland und Nordamerika, wohin er zu Diensten eingeladen wurde.

Über die Art seines Wirkens schrieb Dr. Christ-Socin nach seinem Heimgang: »Die Persönlichkeit Rappards war eine imposante . . . Autorität strahlte von ihm aus, aber ein tiefes Wohlwollen, eine herzliche Liebe milderte deren Strenge. Er war ein Mann, dem

man abfühlte, daß er vor Gott stand und daß das Gebet seine Stütze und Waffe war. Die Anziehungskraft, die er ausübte, war nicht eine seelisch gefühlige, sondern eine geheiligte. Als Redner war er unerschöpflich in stets neuer und belebter Behandlung des einen großen Grundthemas: Christus den Gekreuzigten zu verkündigen und das neue Leben in ihm zu bezeugen. Er war populär und traf den gemeinen Mann wie den Gebildetsten, und – wunderbar bei so langer Laufbahn – er verfiel nicht in Manier; denn er schöpfte alles, was er wußte und redete, aus dem einen klaren Quell.«

In den Gemeinschaften und bei ihren Predigern stärkte Rappard das volle Vertrauen zur Heiligen Schrift: »Wir nehmen die Heilige Schrift, wie sie ist. Da wir in der Schrift keine Inspirationslehre finden, so stellen wir auch keine Inspirationslehre auf. Wir bleiben mit der ganzen gläubigen Gemeinde dabei, daß der allmächtige, allweise und allgegenwärtige Gott über dem Inhalt seines Buches gewaltet hat und die Bibel hat werden und bleiben lassen, wie sie ist. Getrieben von dem Heiligen Geist, haben die heiligen Männer Gottes geredet (2. Petr. 1, 21). Wir üben keine Kritik an der Bibel und haben dafür wichtige Gründe. Unser hochgelobter Herr und Meister, der uns auch in Behandlung der Schrift ein Vorbild ist, hat, so oft er von ihr redete, sie immer voll und ganz anerkannt, wie sie sich gibt.«

Was Rappards Predigten so wirksam machte, war vor allem seine eigene Überzeugung von der Wahrheit, die er verkündigte. Das Wichtigste war ihm, Gottes Wort in »Herz, Sinn und Gedächtnis einzuprägen«. Im Unterricht sagte er seinen Schülern: »Wenn ihr je in eurer Bibelstunde Mühe habt, durchzukommen, so sorget dafür, daß den Zuhörern wenigstens das Schriftwort, das ihr behandelt, eindrucklich werde; das ist viel wichtiger als alles, was ihr selbst darüber sagt.«

Eindringlich wies er im Unterricht darauf hin: »Ein Evangelist muß voll sein vom Evangelium. Wer die Frohe Botschaft wirksam verkündigen will, muß selbst darüber froh sein. Gottes große Liebe zu den Menschen, sein Wille, alle zu retten, seine Macht, das tiefste Verlangen des Herzens zu stillen, das ist es, was den Prediger mit froher Zuversicht erfüllt.«

Für den praktischen Dienst gab Rappard den Brüdern folgende Richtlinien, die auch heute nicht überholt sind:

1. »Die Brüder verkündigen, wo der Herr ihnen die Tür öffnet, das Evangelium des Heils in Christus, wobei sie hauptsächlich die Fernstehenden zu erreichen suchen, um sie in die Lebensgemeinschaft mit Jesus zu bringen.

2. Die Brüder pflegen und fördern die durch Gottes Segen entstandenen Gemeinschaften und suchen sie zu erbauen in der heilsamen Lehre (1. Tim. 6, 3. 5), nach dem Inhalt der ganzen Heiligen Schrift und dem Bekenntnis der wahren Kirche aller Zeiten.
3. Die Brüder befeißigen sich der Unterweisung der einzelnen, der Erwachsenen und der Kinder bei allen Gelegenheiten, ohne sich dabei auf eine verwerfliche Art aufzudrängen.
4. Die Brüder besuchen Gesunde und Kranke, namentlich in abgelegenen Häusern und Gegenden, und nehmen sich nach dem Vorbild ihres Meisters der Verkommenen, Unwissenden und Elenden besonders an, eingedenk des Wortes: »Den Armen wird das Evangelium gepredigt« (Matth. 11, 5).
5. Die Brüder verbreiten Heilige Schriften und Traktate, was unter Umständen als Einführung in die Häuser und Anknüpfungsmittel für Gespräche dienen kann. Sie leiten auch die Leute an zum Lesen des Wortes Gottes und gediegener christlicher Schriften und empfehlen Hausandacht und Tischgebet.«

Ein großes Geschenk, für das Rappard immer wieder bewußt dankte, war, außer seiner fast unverwüstlichen Arbeitskraft und Gesundheit, die er besaß, daß er in all den Jahrzehnten der Arbeit treu und verständnisvoll unterstützt wurde von seiner Frau Dora.

» . . . dann geht's ganz leis und still«

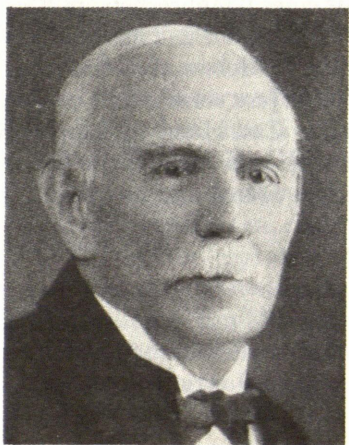
Bei der letzten Brüdereinsegnung im Jahre 1909 war Rappard von tiefem Ernst erfüllt: »Wir fühlen unsere Armut und Unwürdigkeit sehr, aber obwohl uns dieses Bewußtsein beugt, verzagen wir nicht, weil wir es dem Herrn sagen können.« Noch immer stand er, obwohl sich auch Spuren des Alters zeigten, frisch und freudig im Werk. »Ich will nicht selbst die Arbeit niederlegen«, sagte er, »sondern auf die Führung Gottes warten . . . Wenn der Meister ausspannt, dann geht's ganz leis und still.«

Seine letzte Predigt auf St. Chrischona hielt er am 5. 9. 1909 über das Wort Römer 1, 16. Am 21. 9. hatte er in der Hammerhütte in Siegen einen Dienst bei einer Gemeinschaftskonferenz, und anschließend sprach er in der Stadtmission Gießen beim Erntedankfest über Psalm 103. Er führte dabei u. a. aus: »Je älter ich werde, desto mehr erkenne ich, wie arm ich bin und wie töricht es ist, hochmütig zu sein . . . Ich wünsche ein junges Herz zu behalten. Ich will jung bleiben und im Dienst meines Heilandes stehen bis zum letzten Atemzug.«

Am folgenden Morgen fand man Carl Heinrich Rappard entschlafen in seinem Bett. In Riehen, am Fuß von St. Chrischona, wurde er im Familiengrab beigesetzt. In einem Nachruf hieß es: »Der Adel seiner christlichen Gesinnung, die Freiheit eines wahren Gottesmenschen und die schöpferische Kraft eines Bahnbrechers im Reiche Gottes – sie wohnten harmonisch in Rappard und machten ihn zu einer jener seltenen Gestalten im Reiche Gottes, die herrschen, indem sie dienen und ihr Leben im Dienste Jesu verzehren. Das Geheimnis aber der Kraft und des Erfolges Carl Heinrich Rappards von Jugend an bis in sein Greisenalter lag in seinem völligen Glaubensgehorsam gegen seinen himmlischen Herrn und sein Wort.«

Edgar Schmid

# Francis Edward Clark



*Geb. 12. 9. 1851 in dem kleinen Dorf Aylmer am Ottawa-Fluß in Kanada. Sohn eines Ingenieurs und Holzhändlers. Als Siebenjähriger Vollwaise. Neue Heimat im Hause des Onkels Edward Clark, eines kongregationalistischen Pfarrers in Auburn-dale im amerikanischen Bundesstaat Massachusetts, ab 1864 in Claremont (New Hampshire). 1873–1876 Studium auf der Theologischen Hochschule Andover. Ab 19. 10. 1876 Pfarrer an der Williston-Gemeinde in Portland (Maine). 2. 2. 1881 Gründung der ersten »Young People's Society of Christian Endeavor«*

*(deutsch: Jugendbund für entschiedenes Christentum). 1883 Pfarrer der Philippus-Gemeinde in New Boston. 1887 Abschied vom Pfarrdienst, um alle Zeit und Kraft der aufstrebenden Christian-Endeavor-Bewegung zu widmen. Rege Reisetätigkeit in aller Welt. 1894 erster Besuch in Deutschland. Letzte Versammlung dort 17. 5. 1926. Gest. 26. 5. 1927.*

*»F. E.« bis zum Jahre 1881*

Dartmouth College hieß die Schule, die Francis Edward Clark vor seinem theologischen Studium besuchte. Dort gab es mehrere andere junge Männer, die auch den Familiennamen Clark trugen. Damit er nun nicht mit diesen verwechselt wurde, gewöhnten seine Freunde sich an, ihn mit den Anfangsbuchstaben seiner beiden Vornamen »F. E.« zu nennen. Unter diesem Namen wurde er rasch bekannt, und er ist bis an sein Lebensende von vielen so genannt worden. In seinen späteren Jahren gewann die Abkürzung »F. E.« noch eine andere Bedeutung, von der wir noch hören werden.

Clark war nicht der eigentliche und ursprüngliche Familienname des Jungen. Der Vater, ein Holzhändler aus den USA, der in den riesigen kanadischen Wäldern tätig war, hieß vielmehr Charles Symmes. Er starb früh, nachdem er sich bei der Pflege von Cholera-kranken angesteckt hatte. Die Mutter, Lydia Symmes, machte sich um die Zukunft ihres Sohnes – der Frank gerufen wurde – mancher-

lei sorgenvolle Gedanken. Sie schien eine Ahnung zu haben, daß auch ihre Erdentage bald gezählt sein würden. Darum schrieb sie an ihren Halbbruder Edward Clark: »Sollte es Gott gefallen, mich abzurufen, willst Du dann meinen Liebling Frank aufnehmen und ihm Vater sein?« Wirklich, als er sieben Jahre alt war, war der kleine Frank Vollwaise!

Frau Symmes hatte nicht vergeblich für ihren Buben gebeten. Dieser fand bei seinem Onkel Edward Clark und dessen Frau fortan eine liebevolle Heimat. Das kinderlose Ehepaar adoptierte ihn bald. Dadurch bekam er den Familiennamen Clark.

Onkel Edward war ein Pfarrer der kongregationalistischen Kirche. In dieser Denomination wird auf die Eigenständigkeit der Einzelgemeinde großer Wert gelegt. Franks Herz und Gewissen erwachte früh für Gott und den Ruf des Heilandes. Der Junge war dreizehn Jahre alt, als er – ohne jedes Drängen von außen – an einem Sonntagabend in der Gebetsstunde der Gemeinde aufstand und mit ein wenig zitternder Stimme seinen Wunsch mitteilte, fortan zu den Nachfolgern Jesu Christi gezählt zu werden. Kurz vor seinem 14. Geburtstag, am 3. September 1865, wurde er als Kirchenmitglied aufgenommen, was Vater Clark in der kurzen Tagebucheintragung festhielt: »James P. Piper und mein Sohn Francis E. Clark treten der Kirche bei. Ein glücklicher Tag!«

Während der Zeit im Dartmouth College trieb den jungen Francis für eine Weile der Gedanke um, ob er nicht die Laufbahn eines Journalisten einschlagen solle. Doch dann wurde ihm klar: Ich muß Verkündiger des Evangeliums werden. Nach dem Studium fing es für ihn sehr bescheiden in der kongregationalistischen Williston-Kirche in Portland (Maine) an. Aber Clark und seine Frau Harriet Elisabeth Abbot gingen in Treue und Hingabe gemeinsam an die Arbeit. Die Gemeinde stand erst in ihren Anfängen. Sie nannte eine unscheinbare Kapelle ihr eigen und hatte knapp 50 eingeschriebene Mitglieder, zu denen sich noch eine Reihe von Freunden und Gottesdienstbesuchern gesellte. Es setzte jedoch bald ein fröhliches Wachsen und Blühen ein. In zwei Jahren stieg die Zahl der Gemeindeglieder auf 400! Ein größeres Gotteshaus wurde errichtet. Die Neuen wurden nicht aus den Teichen anderer Kirchengemeinden weggeangelt, sondern aus dem großen Heer der Ungläubigen und Kirchenfremden gewonnen.

So sehr sich Francis Clark über das frische Werden in seiner Gemeinde freute, mit *einer* Sache war er gar nicht zufrieden. Das war die Jugendarbeit. Nicht, daß es an Jugend gefehlt hätte! Ihr galt von

den ersten Tagen seines Dienstes in Portland an Clarks liebendes Interesse. Er wußte es von seiner eigenen frühen Glaubensentscheidung her und hatte es an dem Reifen und triumphierenden Sterben seines siebzehnjährigen Bruders Charles gesehen, welche Macht Christus in einem jungen Leben gewinnen kann. Immer wieder überlegte er mit seiner Frau, was man tun könne, um die jungen Leute zu einer klaren Entscheidung für Jesus und dann vor allem zu einer lebendigen Mitarbeit in der Gemeinde zu führen. Bisher ließen sie sich am liebsten anpredigen und blieben in den Gebetsstunden stumm, während ältere Kirchenmitglieder den Mund oft zu laut und zu lange auftraten. Daß einmal jemand aufstand und ein Zeugnis von Jesus und seinen Erfahrungen mit ihm ablegte, das war unbekannt. Ob und wann da eine Wendung kommen würde?

### *Ein denkwürdiger Februarabend*

Die Wendung kam! Sie kam im Zuge einer Jugenderweckung, die sich in der Williston-Kirche im Winter 1880/81 ereignete. Viele junge Menschen suchten und fanden den Herrn. Bekehrungen hatte es schon in früheren Jahren unter dem jungen Volk gegeben. Aber es hatte Pastor Clark immer wieder traurig gemacht, daß die Jungen und Mädchen nach dem schönen Anfang steckengeblieben, keine Bekenner im Alltag und keine Mitarbeiter in Gottes Reich geworden waren. Würde diese Enttäuschung sich auch dieses Mal wiederholen? Die Frage ließ Clark nicht los.

Über seinen bangen betenden Überlegungen kam der 2. Februar 1881 heran. Es waren für den Nachmittag und Abend alle vor kurzem in der Gemeinde zum Glauben gekommenen jungen Leute mit einigen schon erfahrenen Gemeindegliedern ins Pfarrhaus eingeladen worden. Es sollte vor allem über die Frage gesprochen werden: Wie geht es weiter?

Frau Clark kümmerte sich um das leibliche Wohl der Eingeladenen und war in der Küche mit Kuchenbacken beschäftigt. Auf einmal kommt ihr Mann hineingestürmt und hält ihr einen Zettel hin: »Da, lies mal und sage mir, was du davon hältst!« Sie schließt noch gerade die Ofentür mit dem vierten Blech Kuchen und ist dann mit ganzem Interesse bei der Lektüre dessen, was ihr Mann auf das Papier geschrieben hat. Und was ist das? Die Satzung für einen neuen Jugendbund! Die wichtigsten Sätze lauten:

»Der Bund soll heißen ›Williston Young People's Society of Christian Endeavor‹ (wörtlich übersetzt: Jugendbund für christliche Be-



strebung in der Williston-Gemeinde). Sein Ziel ist, unter seinen Gliedern den Sinn für ernstes Christentum zu fördern, die Verbundenheit untereinander zu stärken und sie brauchbarer im Dienst Gottes zu machen. Es wird erwartet, daß alle Mitglieder des Bundes an jeder Versammlung teilnehmen, wenn sie nicht durch irgendeine schwerwiegende Notwendigkeit verhindert sind, und daß jeder tätigen Anteil an der Versammlung nimmt.«

Was Frau Clark über den Namen und den Zweck des Bundes liest, findet ihre volle Zustimmung. Ihre Bedenken gelten dem Abschnitt, in dem von den Mitgliedern erwartet wird, daß sie zu jeder Versammlung kommen und nicht stumm da sitzen, daß sie vielmehr zu fröhlicher Mitarbeit bereit sind. Sie sollen diese Bereitschaft sogar – so erläutert es Clark – durch ihre Namensunterschrift in einer Art Gelübde bestätigen. Die junge Pfarrfrau kann sich nicht vorstellen, daß man das den jungen Leuten zumuten darf. Ihr Mann hält ihr entgegen: »Das ist doch eigentlich nur das, was jeder Christ tun sollte, ganz gleich ob er es gelobt oder nicht.« Er kann die Zweifel seiner Frau nicht zerstreuen. Immerhin ist diese von dem ganzen Plan so hingegenommen, daß sie darüber die Kuchen vergißt, die im Ofen verbrennen. Sie wird aber nicht ruhig über ihrer Ablehnung. Auf einmal ist ihr klar, daß sie selber zu den ersten gehören soll, die das vorgelegte Gelübde unterschreiben. Leicht fällt ihr das nicht, ist sie doch bisher in den Versammlungen auch meistens stumm geblieben und hat sich höchstens einmal in der Frauen-Gebetsstunde zu einem mühsamen Gebet aufgegriffen.

Es gibt trotz den verbrannten Kuchen noch ein ganz leidliches Abendessen. Und dann kommt der Augenblick, wo Pastor Clark seinen Besuchern die Grundsätze und die Ordnung des neuen Jugendbundes vorliest, der in der Williston-Gemeinde ins Leben treten soll. Das erste Echo ist verlegenes Schweigen. Dann werden die Bedenken vorgetragen, aber Frau Clark macht sich zum beredten Anwalt für die Gedanken ihres Mannes. Da erklärt auf einmal der erste der jungen Männer sich bereit, das Gelübde zu unterschreiben. Er begreift: Hier wird kein Appell an die eigene fromme Kraft und Leistung gerichtet, es steht vielmehr deutlich da: »Indem ich auf die Kraft Jesu Christi vertraue, gelobe ich . . .« Schließlich stehen 57 Unterschriften unter dem ersten Entwurf der EC-Verfassung, und mit Granville Staples wird der erste Jugendbundvorsitzende der Welt gewählt.

Rasch zeigte es sich, daß nicht ein Mensch eine Sache ausgeheckt und andern aufgeschwätzt hatte, sondern daß die neuen Gedanken

vom Geist Gottes dem Pastor Clark ins Herz gegeben worden waren und daß der Eifer jener ersten Mitglieder von eben diesem Geist entzündet worden war. Man kannte die Jugendstunden bald nicht mehr wieder. Was war das jetzt für ein frisches Beten, Zeugnisgeben und Sich-Beteiligen beim Bibelgespräch! Die Älteren, die bisher immer die Stunde bestritten hatten, konnten es gar nicht recht fassen. Sie kamen kaum noch zu Wort. Bis ins tiefste Herz hinein glücklich saß Pastor Clark unter seiner jungen Schar und hörte ihrem frohen Eifer zu. Höchstens faßte er am Ende die Hauptgedanken noch einmal zusammen.

In der Ordnung des ersten Jugendbundes war auch die Bildung von Arbeitsgruppen vorgesehen. Jeder sollte nach Maßgabe seiner Gaben und Kräfte in der Gemeinde und im Reich Gottes tätig werden. Bald traten die Versammlungs-, die Einladungs-, die Musik-, die Missionsgruppe usw. in Aktion. Es war wie ein Frühling für die ganze Gemeinde.

### *Father Endeavor*

Das Geschehen des 2. Februar 1881 in der Williston-Kirche mit seinen erfreulichen praktischen Auswirkungen wurde bald weithin bekannt. Brieflich und mündlich mußte Clark auf viele dadurch angeregte Anfragen antworten. In zahlreichen Gemeinden wurden auch Jugendbünde für EC begründet, nicht nur bei den Kongregationalisten, sondern schon bald bei den Baptisten, Methodisten, Presbyterianern und andern. Es war von Anfang an ein besonderes Merkmal und ein wichtiger Segen der EC-Bewegung, daß sie in vielen Denominationen heimisch wurde und das junge Volk bei bewußter Treue zur eigenen Kirche zu einem weitherzigen Allianzdenken erzog. Natürlich fehlte es auch nicht an Kritik und Widerstand. Das Gelübde erfuhr heftige Angriffe, die Clark immer wieder aus der Erfahrung mit dem Hinweis parieren konnte, daß gerade eine klare Bindung die entschieden jungen Christen anziehe.

Schon nach wenigen Jahren waren EC-Bünde über die ganze Welt verstreut, z. B. auch in China. Der originelle Name, unter dem die neue Jugendarbeit dort eingeführt wurde, heißt in deutscher Übersetzung etwa: »Der Jugendbund, der fröhlichen Lärm macht und die Leute aufweckt.«

Pfarrdienst und EC-Arbeit – diese Doppellast war auf die Dauer nicht tragbar. Clark gab das sichere Einkommen des Pfarramtes auf und wählte ein unstetes Reiseleben in allen Kontinenten. Er wurde

der erste Präsident des EC-Weltverbandes. Die uns bekannten Anfangsbuchstaben »F. E.« meinten fortan auch den Ehrennamen »Father Endeavor« (Vater des Jugendbundes). Schon dem verhältnismäßig jungen Mann wurde diese Benennung zuteil. Je mehr dann Clarks Jahre im Dienste des weltweiten EC zunahmen, um so mehr und herzlicher wurde er überall wie ein Vater geachtet und geliebt.

Clark hat neunzehn große Reisen ins Ausland gemacht, von denen fünf den ganzen Erdball umspannten. Dazu kamen Hunderte von kürzeren Reisen auf dem riesigen amerikanischen Kontinent. Über 1 600 000 Kilometer legte er für die EC-Sache zurück, wobei ihm die Annehmlichkeiten des Autos nur anfangsweise und die Vorteile des Flugzeugs noch gar nicht zur Verfügung standen. Es klingt unglaublich, ist aber wahr: Clark hat von der EC-Bewegung nie ein Gehalt bezogen und verlangt. Alle seine Einnahmen verdankte er seiner umfangreichen Schriftstellerei. Davon unterhielt er seine Familie, finanzierte er seine Reisen und unterstützte er noch an manchen Orten die junge, sich ausbreitende EC-Bewegung, so auch in der Anfangszeit in Deutschland.

Er ist im Luxuswagen gereist und im Ochsenkarren durchgeschüttelt worden. Staatsoberhäupter haben ihn empfangen. Mit etlichen Präsidenten der USA hat ihn eine herzliche Freundschaft verbunden. Aber was sein Herz immer am meisten bewegte und glücklich machte, das war die Liebe und Anhänglichkeit all der Tausende von unbekanntem EC-lern in aller Welt.

### *Eindrücke einer deutschen Dolmetscherin*

An anderer Stelle dieses Buches (s. Lebensbild des deutschen EC-Pioniers Friedrich Blecher) ist davon die Rede, wie die Gedanken von Francis E. Clark auch in Deutschland heimisch wurden. Dieser hat eine Reihe von Besuchen in unserm Land gemacht. Hören wir, wie ihn dabei eine seiner Dolmetscherinnen erlebt hat:

»Eine meiner liebsten Erinnerungen führt mich nach Vandsburg in die Frühlingstage 1922. Dort fand – zum erstenmal auf polnischem (früher westpreußischem) Boden – eine Jugendbundtagung statt. Dabei trat mir eine von Clarks Eigenschaften sofort vor Augen: die menschlich-gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, ich möchte sagen: Ritterlichkeit, die ihm wohl so selbstverständlich war, daß er nie und nirgends anders als im schönsten Sinne des Wortes »liebenswürdig« sein konnte, sowohl in der Art seiner Haltung wie in Blick, Wort und Tat.

Sowohl Dr. Clark (ihm war die theologische und die juristische Ehrendoktorwürde zuteil geworden) wie auch die liebe fürsorgliche Frau Clark wußten meiner anfänglichen Ängstlichkeit so ermunternd entgegenzuwirken, daß sich mir der völlig neue Dienst zu einer herrlichen Aufgabe gestaltete. Gleich zu Beginn versicherte Dr. Clark, er würde ganz schlicht und in kurzen Sätzen sprechen, um den Dolmetscherdienst möglichst zu erleichtern. Nach keiner Ansprache unterließ er sein in so lieber Art geäußertes »Thank you!« Er war ein Mann von selbstloser Anspruchslosigkeit und herzerquickender Demut, gepaart mit hingebender Treue im Dienst an der Jugend.

Dr. Clark besaß auch ein hohes Maß edler Selbstbeherrschung. Seine Pflichttreue ließ ihn nicht im Stich, er mochte noch so ermüdet und von Schmerzen gequält sein. Seine Hauptansprache fand nachmittags statt. Obwohl er den Vormittag hätte der Ruhe widmen können, nahm er – sicher aus brüderlicher Rücksicht und aus Anteilnahme an den außer ihm mitwirkenden Rednern – an dem Gottesdienst teil. Von drei Uhr ab war er ununterbrochen in Anspruch genommen bis zum Abendessen und hatte wohl den Wunsch, sich nun zurückzuziehen. Da trat man an ihn heran mit der Bitte, die große Versammlung doch noch durch ein Schlußwort zu erfreuen. Niemand wußte – außer Frau Clark – wie schwer dem lieben Präsidenten dieser Dienst wurde, so schwer, daß er nach einer Ansprache von vielleicht 25–30 Minuten zum Schluß um Entschuldigung bat, daß er sich sofort heftiger Kopfschmerzen wegen zurückziehen müsse.«

»Liebe EC-ler!«

Im Sommer 1927 fand in Budapest die Europäische EC-Tagung statt. Die letzte schriftliche Botschaft des altgewordenen EC-Präsidenten war an ihre Teilnehmer gerichtet. Als sie verlesen wurde, war der Verfasser schon in der Ewigkeit. Schwindelanfälle und eine zunehmende Arterienverkalkung hatten ihm zuletzt sehr zugesetzt. Zu diesen Beschwerden kam schließlich noch eine Nierentzündung hinzu, deren Gift schnell ins Blut überging.

Wir besitzen eine Art Vermächtnis von Francis Edward Clark an seine EC-ler. Er hat dieses geschrieben im Frühjahr 1916 in einer Zeit schwerer Erkrankung in China, als es ihm scheinen wollte, seine Arbeit gehe zu Ende. Im September desselben Jahres hat er es erneuert, als er im Begriff stand, sich im Krankenhaus einer schweren Operation zu unterziehen. Und noch einmal hat er seine Worte

bestätigt am 26. Januar 1926, bevor er seine letzte große Reise nach Palästina und Europa antrat. Hier ein Auszug:

»Liebe EC-ler! – Ich bitte euch in Christi Namen, immer die wesentlichen Grundsätze des Jugendbundes hochzuhalten: eigene persönliche Hingabe; die Treue, die ihr Christus gelobt habt und der Kirche, zu der ihr gehört; regelmäßige Teilnahme an den wöchentlichen Versammlungen; treuer Dienst für Christus und unsere Mitmenschen, in jeder geeigneten Form von Tätigkeit; Gemeinschaft mit allen, die unsern Herrn Jesus Christus lieben.

Haltet diese wichtigen Grundsätze fest und dehnt das EC-Werk in gottgewollter Weise aus. Bedenkt dabei, daß wir, als einzelne und als Bünde und Verbände, dem Herrn Christus gelobt haben, »im Vertrauen auf seine Kraft zu tun, was ihm wohlgefällt«.

Stellt überall an die Spitze – im Weltbund, in den Landes- und Kreisverbänden – stets selbstlose christliche Männer und Frauen, die nicht ihren eigenen Gewinn oder ihre Ehre suchen.

Vergeßt nicht, für die Arbeit rings in der Welt zu beten und zu opfern. Denkt daran, daß ihr verantwortlich seid für die Millionen Chinas und Indiens.

Meine Liebe gehört jedem Jugendbündler. Möge Gott jeden von euch segnen!«

Und nun noch einige Sätze aus der letzten Ansprache von Francis Edward Clark, die er vor EC-lern aller Kontinente auf der Welttagung in London 1926 gehalten hat. Sie weisen ins Herz dessen, was er mit dem Jugendbund für EC gewollt und durch Gottes Gnade in einem langen Leben praktiziert hat:

»So hat der EC seine Früchte gebracht, daß er der Jugend die Verantwortung für die Sache Christi auferlegt und sich bemüht hat, jedem einzelnen von den Millionen, die das Gelübde auf sich genommen haben« – es gab in Clarks Tagen rund vier Millionen EC-ler in der Welt – »zu sagen: Auch du mußt Frucht tragen. Es ist unseres Herrn Befehl. Es ist sein einziger Wertmesser. Ja, das ist die Bedeutung des vielumstrittenen Gelübdes, daß die jungen Nachfolger Christi in einer Atmosphäre des Gebetes heimisch werden, daß sie sich am Worte Gottes nähren, daß sie die Gaben ihres Geistes im Dienst für Christus gebrauchen und immer mehr befähigt werden, Frucht zu tragen . . .

Der Jugendbund für EC ist darum ein großer Erzieher, weil er dem religiösen Leben der Jugend zur Entwicklung und zur Entfaltung

hilft. Er zeigt dem jungen Menschen, daß er eine Zunge hat, um für Christus zu wirken, Hände, um für Jesus zu schreiben und für ihn zu wirken, Füße, um seine Botschaft auszubreiten, und vor allem ein Herz, um ihn über alles zu lieben.«

Clark war immer der Meinung: »Gebt den jungen Christen Aufgaben! Ruft sie zum Dienen! Mutet ihnen etwas zu! Sie werden euch eine tapfere Antwort geben.« Er hat diese Antwort unter der Jugend vieler Völker, Rassen, Sprachen und Kirchen vernehmen dürfen.

Arno Pagel

# Christa von Viebahn



Geb. 25. 11. 1873 in Wiesbaden. Vom achten Lebensjahr an gehört die Bibel zu ihrer täglichen Lektüre, als Vierzehnjährige findet sie Frieden. In Hannover, in Engers a. Rh., Frankfurt, Tübingen, Trier, Stettin wächst sie auf. Sie sammelt junge Mädchen zum Bibellesen im eigenen Zimmer, hält Frauenstunden in Arbeitervororten Stettins, verbunden mit praktischer Hilfe. Nach dem Tod des Vaters, General Georg von Viebahn (15. 12. 1915), führt sie den 1899 angefangenen »Bibellesezettel« fort. 1915 Beginn der evangelistischen Arbeit unter Frauen und Mädchen in Stutt-

gart. 1927 Gründung des Diakonissenmutterhauses in Aidlingen mit Bibelschule, Freizeitarbeit, Schriftenmission, Krankenpflege und Schularbeit. Gest. 2. 1. 1955.

## Die Kindheit

Die kleine Christa von Viebahn war lange Zeit körperlich schwächlich. Umso mehr erwachte und erstarkte ihr Geist. Sehr früh zeigte sich die Geschicklichkeit ihrer Hände. Schon mit drei Jahren wußte sie mit Nadel und Faden umzugehen. Ihre frühe Selbständigkeit wuchs um so mehr, als sie die Älteste eines großen Geschwisterkreises war – hatte General von Viebahn doch schließlich neun Kinder. Als Offizierstochter erlebte Christa immer neue Umzüge und dadurch eine stets neue Umgebung. Ein besonderer Festtag war der achte Geburtstag. Christa schrieb später darüber:

»An diesem Tag gab mir mein lieber Vater die Bibel in die Hand, die meine Patin, die von klein auf ernstlich für mich betete, mir einst zur Taufe geschenkt hatte. Er sagte zu mir: »Von heute ab darfst du in deiner eigenen Bibel lesen, jeden Tag!« Das tat ich dann auch mit großem Eifer. Was mir wichtig wurde, unterstrich ich mit einer feinen Feder und fand so unendlich Herrliches in meiner Bibel. Mein Hunger und Durst nach dem Wort Gottes war immer wieder da, je-

den Morgen . . . Wie habe ich mich jeden Morgen gefreut! Und wenn ich auch zuerst die Bibel kennenlernen mußte, so wurde sie mir doch dadurch ganz vertraut.«

Mit der eigenen Bibel setzte eine Entwicklung ein, die Christa zu dem Werkzeug Gottes machte, das er brauchen wollte. Christa von Viebahn ist nicht zu verstehen ohne die stetige, lebendige Verbundenheit mit dem biblischen Gotteswort. Das gilt ohne Unterbrechung bis zu ihrem Tod.

So reich das Familienleben Viebahns war, so gefiel es doch Gott, schon auf die Kindheit Christas einen tiefen Schatten fallen zu lassen. Der Vater war im Herbst 1883 nach Engers (nahe Koblenz) als Leiter der dortigen Kriegsschule versetzt worden. Wenige Monate später schenkte die Mutter einem sechsten Kind das Leben, und eine reichliche Woche später rief Gott sie in die Ewigkeit.

Nun begann für die zehnjährige Christa eine schwere Zeit. Lange konnte der Vater den Schmerz um die Mutter seiner Kinder nicht überwinden. Und Christa nahm an diesem Weh teil. Dazu kam, daß eine lieblose, strenge Gouvernante den Kindern viel Bitteres antat. Christa litt um die jüngeren Geschwister. Der Dienst des Vaters ließ ihn wenig in diese Nöte schauen.

Drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau – sie war die Tochter eines holländischen Großkaufmanns – heiratete der Vater deren jüngere Schwester. Bald kamen Christas innere Kämpfe zur Ruhe. Jahrelang hatte sie im Bewußtsein des Zornes Gottes über sich gelebt. »An einem Karfreitag, als mein lieber Vater in der Andacht von Jesu Erlösungswerk sprach, konnte ich zum erstenmal annehmen, daß Jesus alle meine Sünden getilgt hat.« Damals war Christa vierzehn Jahre alt.

### *Jugend- und Reifezeit*

Zweieinhalb Jahre später kam sie in ein Internat nach Tübingen, während der Vater als Regimentskommandeur nach Trier versetzt wurde. Die anschließenden drei Jahre nannte Christa später ihre »Tarsusjahre« (vgl. Apg. 9, 30 und 11, 25). Sie war eine treue Tochter und stand der Mutter im wachsenden Familienkreis zur Seite. Aber jede freie halbe Stunde gehörte ihrer Bibel. Auch brannte ihr Herz schon jetzt, Menschen für Jesus zu gewinnen. Bald konnte sie schreiben, das Kindermädchen des jüngsten Brüderchens sei ihre »liebe Schwester in Jesus«.



Dann kamen die entscheidenden Jahre in Stettin, wohin der Vater 1893 als Brigadegeneral versetzt wurde. In der aufblühenden Industrie- und Hafenstadt begann Christa von Viebahn eine selbständige Missionsarbeit unter Frauen und Mädchen. Im großen Haus, das die Eltern bewohnten, durfte sie in ihre Stube, wo sie oft stundenlang über dem Wort ackerte und betete, junge Mädchen einladen, um mit ihnen die Bibel zu lesen. Auch ein Schrifitentisch mit guten christlichen Büchern fehlte nicht. »Da ich deine Jüngerin bin, muß ich doch auch Seelen gewinnen«, betete sie. »Mein Herz brannte danach, und auf viel heißes Flehen hat der Herr es mir geschenkt und hat mich umgestaltet, daß ich es konnte. Es gibt nichts Schöneres, als das erste innere Erwachen zu erleben, wie der Geist Gottes ein Herz aufmerksam, fragend macht, ins Licht zu kommen und sich dem Herrn Jesus zu ergeben.« So schreibt Christa.

### *Im Dienste Jesu*

Aber dieser Dienst im eigenen Raum genügte ihr nicht. Bald sehen wir sie mit einer Freundin abends vor den Fabrikatoren stehen, um den heimkehrenden Arbeiterinnen ein christliches Blatt zu reichen. Aus dieser Schriftenmission entwickelten sich zwei Hauskreise. Einige Frauen gaben gerne ihre Zimmer dafür her. Ein eifriger Besuchsdienst schloß sich an. Christas geschickte Hände arbeiteten für arme Familien. Die Not der Arbeiter war damals groß. Kranke wurden besucht und gepflegt, und Wöchnerinnen wurde geholfen.

Jahrelang tat Christa diesen Dienst einer Magd Christi. Als Kind hatte sie am Grab der Mutter dem Vater einmal gesagt: »Ich möchte gern Diakonisse werden.« Diakonisse heißt Dienerin. Eine Dienerin Jesu Christi an den Armen, den Verirrten, den Fernen war Christa geworden.

Ihre geistliche Nahrung empfing sie zusammen mit den Eltern in der sogenannten »Versammlung« (Darbysten), der sich der Vater schon unter dem Einfluß seiner ersten Frau angeschlossen hatte. Sie blieb zeitlebens für die biblische Verkündigung der Versammlung dankbar.

Was Christa immer mehr innere Not machte, war der Gegensatz zwischen der vielen Armut, die sie sah, und dem recht aufwendigen Lebensstil in ihrem Elternhaus. Ein General im Kaiserreich war dem Gesetz einer gewissen Repräsentation unterworfen. Christa fühlte sich darin immer weniger wohl: »Ich sehnte mich, selbständig zu werden, um ganz ungeteilt für die Arbeit des Herrn dasein zu können.«

Schließlich kam es zum Bruch mit dem Elternhaus, wenn auch auf beiden Seiten die Liebe gewahrt wurde. General von Viebahn schrieb in die Chronik: »Am 4. September 1907 verließ Christa unser Haus, um nach Stuttgart zu ziehen – ein großer Verlust, ein tiefer Schmerz!« Einer der Söhne erzählt, er habe an jenem Abend den Vater im Nebenzimmer laut weinen gehört. Die Mutter aber war bereit, Christa reichlich für ihren eigenen Hausstand auszustatten, den sie in Stuttgart mit einer Freundin aus Tübingen führte.

### *Die Stuttgarter Zeit*

Christa von Viebahn war gewohnt, auf Gottes Befehle zu achten. Darum konnte sie warten. Es hatte Jahre gebraucht, bis sie den Ruf hörte: »Geh aus deinem Vaterhaus!« Nun war sie in Stuttgart, und wieder dauerte es fast sieben Jahre, bis sie eine selbständige und dann allerdings stetig wachsende Arbeit an jungen Mädchen und Frauen begann. Sie hat sich in der ersten Zeit treu zur »Versammlung« gehalten. Vor allem diente sie mit ihrer gewandten Feder. Sie übersetzte Bücher aus dem Französischen und Englischen, zum Beispiel ein Lebensbild des Genfer Reformators Farel. Sie schrieb an einem christlichen Abreißkalender und am Jahrbuch »Botschafter des Heils in Christo«. Aber auf die Dauer war die Zeit und Kraft nicht ausgefüllt, obwohl sie auch hier je und dann gefährdeten Mädchen nachzugehen suchte und sie sogar vorübergehend bei sich aufnahm.

Es kam die Zeit, wo sie erkannte: Ihr Platz war nicht in der »Versammlung«, wo für den Dienst der Frau wenig Gelegenheit war. Schon ihr Vater hatte sich davon gelöst, weil er, wie er schrieb, »sich allen Kindern Gottes zugehörig fühlte.« In einem ausführlichen brüderlichen Brief hatte er seinen Schritt begründet. Er blieb fortan ohne kirchliche Bindung und nannte sich einen »kirchenfreien Christen«. Anders Christa. Wohl kannte sie die Grenzen und Fehler der Landeskirche, schloß sich dieser aber nach mancherlei Kämpfen doch an. Hier sah sie die großen Aufgaben.

Bei Beginn des Ersten Weltkrieges hörte Christa den Befehl Gottes, über die fleißig praktizierte Schriftenmission und die gelegentlichen Hausbesuche hinaus das Arbeitsfeld zu erweitern. Sie schreibt:

»Der Krieg kam im Sommer 1914. Gott legte uns die innere Not der Frauen und Mädchen aufs Herz. Wir wollten ihnen helfen. Wir sahen: hier ist Arbeit für uns. Zu Neujahr 1915 mieteten wir einen Laden und begannen mit einer Evangelisation. Zuvor hatten wir 5000 Einladungen drucken lassen, die wir auf den Straßen, in den Häu-

sern, in der Straßenbahn, vor den Fabriken nach Arbeitsschluß verteilt.« So fing es an. Am ersten Abend kamen nicht viele. Dennoch hielt Christa von Viebahn acht Tage ihre evangelistischen Bibelabende und lud zu persönlicher Aussprache ein. Wie in jeder Großstadt gab es auch in Stuttgart viele berufstätige Mädchen, die von auswärts in die Stadt gekommen waren und hier sehr einsam blieben. Aus diesen Kreisen kamen die meisten der ersten Gäste.

Nach einem Jahr war ein loser Verein entstanden, der so schnell wuchs, daß nach einem größeren Raum gesucht werden mußte. Dieser wurde auch gefunden. Ein regelmäßiges Wochenprogramm lud ein. In den kirchlichen Anzeigen war zu lesen: »Evangelisation und Bibelstunden für Frauen und Mädchen. Jede Frau und jedes Mädchen ist herzlich willkommen.«

Was war das Anziehende an diesem Kreise? Gewiß zuerst die tiefe Auslegung der Schrift mit der warmen Einladung zum Glauben. Aber immer wieder schreiben jene »Ersten« von der herzlichen Liebe Christa von Viebahns und ihrer persönlichen Seelsorge. Man vertraute sich ihr gern an. Gott schenkte viele echte Entscheidungen. Und so wuchs ein enger Kreis von jungen Christinnen unter der Führung der im Glauben und in der Nachfolge gereiften Christa von Viebahn.

Als im Jahre 1915 dem alt und schwach gewordenen Vater die Feder aus der Hand sank, rief er Christa nach Berlin, wohin die Eltern nach der Pensionierung des Generals gezogen waren. Er bat Christa, den fälligen »Bibellesezettel«, den er seit Jahren schrieb, zu übernehmen. Nach dem Tode des Vaters Ende 1915 blieb ihr dieses reiche Erbe, das sie ihrerseits bis zu ihrem Tode als wichtigen Auftrag ihres Herrn unter seinem Segen weiterführte. Durch diese Arbeit wurde ihr Name weit über die Grenzen Deutschlands bekannt.

Als die Freundin aus der Mitarbeit ausschied, bestand schon ein lebendiger Helferkeis. Ihre zum Dienst verpflichteten Mitarbeiterinnen erzog Christa von Viebahn zu selbständiger Missions- und Seelsorgearbeit. Das war ihr Hauptziel in der Arbeit: nicht die Bindung an ihre Person, sondern die Bindung an Jesus! Jedes Glied des Helferkreises – eine lebendige Zeugin des Auferstandenen!

Da viele wieder zurück in die engere Heimat zogen, die Verbindung aber aufrechterhalten blieb, wuchs der Dienst bald über Stuttgarts Grenzen hinaus. Anfang Januar wurde zu einem Treffen der Auswärtigen eingeladen. Das führte im Lauf der Jahre zu großen Tagungen.

## *Aidlingen*

Eine in ihrer Bedeutung zuerst noch gar nicht erkannte Entwicklung nahm Christa von Viebahns Arbeit dadurch, daß in Aidlingen eine eigene Bibelstunde entstand. Das Dorf liegt in der Nähe der Kreisstadt Böblingen. 1921 hielt eine Helferin dort eine Stunde, zu der auch die Schwester des Pfarrers mit ihrem Mädchenkreis kam. Aus dieser Stunde erwuchs eine weitgehende Erweckung. Eine Familie baute ihre Scheune zum Versammlungsraum aus. Fünf Jahre später begann Christa von Viebahn mit dem Bau einer Evangeliumshalle. Das war ein Glaubensschritt. Seit der Inflation war sie bettelarm geworden. Zwar war 1925 ein »eingetragener Verein« aus dem Kreis in Stuttgart geworden, aber ohne feste Beiträge, weil Christa sich jede zwingende Verpflichtung strikt verbat.

Am 1. Januar 1927 konnte unter großer Beteiligung die Evangeliumshalle auf dem Sonnenberg über dem Dorf eingeweiht werden. Erst bei dieser Freier verriet Christa von Viebahn, daß sie während des Baues, der durch Gaben aus dem Kreis der Leser des Bibellezettels möglich wurde, von Gott den Auftrag bekam, hier zugleich eine Bibelschule zu gründen, die eine Ausbildungsstätte für junge Schwestern sein sollte. So entstand mit der örtlichen Evangeliumshalle die Bibelschule und auch bald darauf die Schwesternschaft. Zwar trugen einige der Helferinnen schon seit 1924 eine Schwesterntracht, aber erst bei der festlichen Einweihung des Mutterhauses erschien auch Christa von Viebahn in Tracht. Nun war ihr Wunsch, den sie einst als Kind ausgesprochen hatte, in Erfüllung gegangen.

Es bleibt für die von Schwester Christa gegründete und geführte Schwesternschaft charakteristisch, daß der Plan einer Bibelschule voranging. Es stand für sie unerschütterlich fest, daß alle fruchtbare Arbeit in Kirche und Reich Gottes sich auf das ewige Gotteswort gründen muß: »Das Wort Gottes muß einen ganz umfassenden Platz in unserem Herzen haben. Nur soweit der Herr täglich an uns arbeiten kann durch sein Wort und seinen Geist, so ganz im Verborgenen – nur so weit wird auch das Licht und die Liebe des Evangeliums von uns ausstrahlen.«

Über den Auftrag zur Diakonie schreibt Schwester Christa: »Wir wissen, daß jeder Dienst, auch der geringste, mithelfen soll zu dem großen Zweck, daß Gottes Königsherrschaft sich ausbreitet auf Erden und Menschen gerettet werden für die Ewigkeit. Alle, die Gott in unser Haus führt, möchten wir in die tiefen Gedanken Gottes, in die Zusammenhänge der ganzen Heiligen Schrift hineinführen.«

Im November 1927 war das Mutterhaus fertiggestellt. Jahrzehntelang – über den Tod von Schwester Christa hinaus – haben sich die Schwestern in der schnell wachsenden Schwesternschaft mit wenig Raum begnügen müssen. Erst im Jahr 1964 konnte ein neues weiträumiges Mutterhaus am Wald auf der Höhe bezogen werden.

Es war bisher durch viele Engpässe gegangen. Es fehlte auch weiterhin oft am Geld, so daß selbst Freunde warnten und meinten, Schwester Christa wäre zu schnell vorgegangen. Die junge Schwesternschaft mit ihrer Oberin wurde in Gottes Gebetsschule genommen, ohne die kein gesegnetes Gotteswerk auf Erden entsteht und wächst. Es wurde viel gebetet, aber auch viel gesungen. Oft erklangen buchstäblich »neue Lieder«, wie sie in den Psalmen des Alten Testaments gefordert werden. »Neue Lieder« heißt noch heute die Sammlung der Lieder in den Aidlinger Häusern.

### *Jahre der Not*

Schwester Christa hatte ihr Hauptquartier immer noch in Stuttgart, wo sie im Jahre 1929 eine neue Zentrale der Arbeit in der Danneckerstraße beziehen konnte. Die »Danneckerstraße« ist für die Freunde der Aidlinger Arbeit bis heute ein Begriff geblieben. Hier wurden die Bibelstunden und die Evangelisation unter Frauen und Mädchen weiter gepflegt. Zum Unterricht an der Bibelschule fuhr Schwester Christa allwöchentlich nach Aidlingen.

Immer neue Möglichkeiten zu missionarischem Dienst wurden mit einer göttlich erleuchteten Phantasie gesucht und gefunden. Bald erschienen die Schwestern zum erstenmal mit einem Bibelstand beim Stuttgarter Volksfest auf dem Cannstatter Wasen, wo sie heute gar nicht mehr wegzudenken sind. Selbst die Schausteller freuen sich, wenn ihre Kinder von den Schwestern gesammelt werden. Je mehr Schwestern eintraten, um so mehr Dienstmöglichkeiten ergaben sich. Wie in Aidlingen entstanden in einer ganzen Reihe anderer Orte regelmäßige Bibelkreise. Im Sommer wurde zu den geliebten Freizeiten eingeladen, die vielen neben der körperlichen Erholung den Zugang zur Bibel und zum lebendigen Glauben öffneten. Auf dem Weihnachtsmarkt vor der Stuttgarter Stiftskirche oder auf dem Marktplatz wurden die Schwestern mit ihrem Bibelstand heimisch.

Auf all diese glaubensfrohe Aufbauarbeit und den Missionsdienst legte sich jedoch bald eine schwere Last. Anfang der dreißiger Jahre – noch nicht fünf Jahre nach Gründung des Mutterhauses – erkrankten Schwester Christas Augen. Und schon im April 1936 hieß

es: »Mutters Augen sind fast erblindet.« Mit erstaunlicher Glaubenskraft trug Schwester Christa diese notvolle Einschränkung ihrer Gesundheit im Alter von sechzig Jahren. Es wurde viel gebetet um ihr Augenlicht, aber dem Herrn gefiel es, seine Magd buchstäblich durch ein dunkles Tal zu führen. Sie schrieb damals, als sie ihre Arbeit nur mit Hilfe von Sekretär-Schwestern fortsetzen konnte, an eine Bekannte: »Sehr froh bin ich, daß ich im Leben von früh an in der Schrift geforscht und studiert habe und daß ich in meinem Herzen in der Bibel leben durfte. So kann ich mich auch jetzt allezeit am Wort Gottes freuen.« Ihre Seelsorgearbeit nahm nicht ab, und sie war dankbar, daß ihr Gehör scharf blieb, so daß sie den vielen zuhören konnte, die innere Hilfe suchten. Siebzehn Jahre, von 1938 bis zu ihrem Tod Anfang 1955, hat Schwester Christa ohne Augenlicht den Bibellesezettel weitergeführt und die wachsende Arbeit der Schwesternschaft geleitet.

In der dunklen Zeit des Nationalsozialismus war das junge Werk mannigfach bedroht. Wenn Gott nicht an vielen und entscheidenden Stellen seine Werkzeuge und Helfer gehabt hätte, wäre es ausgelöscht worden.

Dann kam der Krieg. Noch konnten die Schwestern Schriften und unzählige Briefe an die Front schicken. Viel dankbarer Widerhall stärkte sie.

Es folgten die Bombenangriffe auf Stuttgart, das zu großen Teilen in Trümmer sank. Juli 1944 erlebte die blinde Schwester Christa die völlige Zerstörung ihres Hauses in der Danneckerstraße. Fast ihre ganze Bibliothek, das Werkzeug für ihre Arbeit an und mit der Bibel, wurde vernichtet. Ihre Glaubensantwort lautete: »Ich kann nicht anders, als Gott zu vertrauen. Er nimmt mir das Gute, um das Beste zu geben!«

Am Schluß des Krieges befand sich ein Alterspflegeheim für Flüchtlinge im Mutterhaus in Aidlingen. Dieses war dafür beschlagnahmt worden und nun durch das »Rote Kreuz« auf dem Dach geschützt. Frauen und Mädchen aus der Nachbarschaft fanden hier Zuflucht beim Einmarsch der französischen Marokkaner.

Wie schwer war der Wiederaufbau nach dem Krieg! Schwester Christa mobilisierte ihre Schwesternschaft, die in kümmerlichen Lagern die Flüchtlinge pflegte, tröstete und speiste und auf den Straßen Ludwigsburgs und Stuttgarts in der Mitternachtsmission die Jugend vor Verführung zu schützen suchte.

Das Mutterhaus in Aidlingen platzte aus den Nähten; viele Flücht-

linge aus dem Osten kamen und wurden aufgenommen. Mit großer Energie wurde das zerstörte Haus in Stuttgart aufgebaut, Schwester Christa konnte ihre Arbeit wieder von der Danneckerstraße 48 aus tun. Nicht nur der Bibellesezettel erschien wieder, sondern im benachbarten Grafenau-Döffingen wurde ein eigener Aidlinger Verlag geschaffen. Krankenhäuser wurden mit Schwestern besetzt, und die Bibelschule für Schwestern und Nichtschwestern ging weiter. Im Mutterhaus entstand ein Schulwesen für die weibliche Jugend. Fast das ganze Jahr hindurch wurden Freizeiten gehalten, wozu im Schwarzwald und an anderen schönen Stellen des Schwabenlandes leerstehende Hotels und Pensionen gemietet wurden. Auch ein Kreis von jungen Männern, zum Teil Kriegsteilnehmer, zum Teil aus der Jungenarbeit erwachsen, sammelte sich um die Bibel.

Für alle Arbeit galt und soll weiter gelten: »Unser Werk ist ein Rettungswerk, das auf der Grundlage des biblischen Evangeliums und unter der Leitung und der Liebe des Geistes Gottes an die Menschen herantritt, um ihnen zu helfen. So habe ich die Arbeit in Stuttgart und Aidlingen begonnen, und in diesen Linien wird der Herr uns weiterhin segnen.«

### *Der Heimweg*

Doch Schwester Christas Lebensaufgabe neigte sich zum Ende. Trotz aller schweren Belastungen vollendete sie das einundachtzigste Lebensjahr. Ließen die Kräfte nach, so verlor sie doch nicht den Lebensmut. »Sie fühlt sich subjektiv wohl, sogar wie noch nie«, heißt es in einem Bericht. Schon 1948 gab der Arzt im Sanatorium, das sie auf Bitten der Schwestern aufsuchte, ihr nur noch wenige Wochen. Aber daraus wurden sieben Jahre! »Mein Sanatorium ist im Himmel, ich bin zur Arbeit geboren«, hörte man sie sagen. Als einmal arge Schmerzen vergeblich bekämpft wurden, folgerte sie: »Nun, so will eben Gott, daß ich Schmerzen habe! Kommt, laßt uns an die Arbeit gehen!«

1952 blickte Schwester Christa auf fünfundzwanzig Jahre des Aidlinger Aufbruchs zurück. Aber bald nahm die Schwäche zu; doch die dankbare Fröhlichkeit blieb bis zuletzt: »Ich bin so glücklich, weil ich die Gemeinschaft mit dem Herrn Jesus habe.«

Am 2. Januar 1955 schlossen sich ihre blinden Augen auf Erden, um droben die Herrlichkeit ihres Herrn zu sehen.

Wir schließen mit ein paar kurzen tagebuchartigen Notizen, die uns Christa von Viebahns wichtigste persönliche Erfahrung, die sie an-

deren zunutze machen durfte, zeigen: »Ich habe erkannt und gelernt, daß ich keine Zeit spare, wenn ich die Zeit des nahen Umgangs mit Gott kürze. Im Gegenteil, ich beraube mich meiner Befähigung und Ausrüstung und brauche dann zu meinen Aufgaben viel mehr Zeit. Vor allem kann ich sie nicht so reif und gesegnet erfüllen, wie es sein soll.«

»Was Gottes Aufträge für mich auch sein mögen, das Vor-ihm-Sein ist das Wichtigste!«

Hans Brandenburg



## C = Allgemeine Themen

- 1 Friedrich Hauß, Die uns das Wort Gottes gesagt haben
- 2 Curtis C. Mitchell, Jesus als Beter
- 3 Martha Pampel, Wer in der Liebe bleibt
- 4 Erich Schnepel, Wie sieht die Zukunft der Menschheit aus?
  - 5 Martin Schacke, Der Brief an die Kolosser
  - 6 Paul Humburg, Keiner wie ER
  - 7 Richard Kriese, Hand in Hand durchs Leben
  - 8 Hellmuth Frey, Handkommentar Jesaja, Bd. II
  - 9 Anny Wienbruch, Adelheid, Königin und Kaiserin
  - 10 Erich Schnepel, Gemeinde aktuell
- 11 Gerald S. Strober, Ein Tag in Billy Grahams Leben
- 12 Eckart zur Nieden, Mit anderen Worten
- 14 Christuszeugnis im Nebel des Zeitgeistes
- 15 Dr. Gerhard Maier, Die Hoffnung festhalten
  - 16 Arno Pagel, Er weiß den Weg
  - 19 James P. Leynse, Gobi
  - 20 Werner Penkazki, Was ich glaube
- 21 Philipp J. Swihart, Der Tod – wirklich anders?
  - 22 Zdunek, Das unsichtbare Band
  - 23 Fritz Binde, Vom Geheimnis des Glaubens
- 24 Georg Huntemann, Diese Kirche muß anders werden
  - 25 Anna Lawton, Frauen dienen Christus
  - 26 Albert Zeilinger, Was soll ich tun?
- 27 Lee Bryant, Vom Glas beherrscht . . . und endlich frei
- 33 Anny Dyck, Frieden, die Sehnsucht der Welt

## W = Werkbuchreihe »Wege zum Dienst«

- 1 Marie Jürgenmeyer, Frohes Feiern um die Bibel
- 2 Hermann Traub, Zum Leben eingeladen
- 3 Ada Lum, Befähigt zu lehren
- 4 Jürgenmeyer, Frohes Feiern in der Advents- und Weihnachtszeit
  - 6 Udo Ritter, Stunden der Begegnung
  - 7 Wolfgang Heiner, Weihnachtsanspiele

## T = Taschenbücher (11 x 18 cm)

- 1 Dietrich Bonhoeffer, Das Gebetbuch der Bibel
- 2 Michael Green, Neues Leben – neuer Lebensstil
- 3 Margaret Johnson, 18 Jahre und keine Zeit zu verlieren
- 4 Hans Joachim Eckstein, Laß uns Liebe lernen
- 5 Jörg Erb, Dichter und Sänger des Kirchenliedes, Bd. IV
- 6 Fritz Schmidt-König, Als der Wald brannte
- 7 Elisabeth Ohlig, Gottes Fügen – mein Genügen
- 8 Fritz Schmidt-König, Weihnacht feiern heißt nach Hause kommen
- 9 Hans Brandenburg, In die Entscheidung gestellt
- 10 Alexander Seibel, Gemeinde Jesu – endzeitlich unterwandert
- 11 Arno Pagel, Originale
- 12 Elsbeth Walch, Ein Medaillon zum Weihnachtsfest
- 13 Helmut Bauer, Sende dein Licht und deine Wahrheit
- 14 Ortwin Schweitzer, Liebe hat ihre eigene Sprache
- 15 Martin Schacke, Die Neuordnung Gottes u. das Sein in Christus
- 16 Karl Kühnle, Sieg des Lichts
- 17 Alfred Stückelberger, Ein Kind begegnet Gott
- 19 Arno Pagel, So war's in China
- 20 Fritz Schmidt-König, Heilige Nacht der unendlichen Liebe
- 21 Rudolf Irmiler, Weihnachten leuchtet durchs ganze Jahr
- 22 Gerd Rumler, Aufbruch ins heute
- 25 John White, Eros – Segen oder Fluch

## M = Medium (12 x 19 cm)

- 1 Nathanael Olson, Meine Familie für Christus
- 2 Gayle Roper, Ehefrau sein . . . Beruf, Bestimmung oder Auftrag?
- 3 Ann Kiemel, Die Erde ist voll Himmel
- 5 Henning Günther, Alarm um die Familie

## P = Präsente

- 1 Oswald Chambers, Was ihn verherrlicht
- 2 Thomas Lardon, »Du bist die Tür, Herr, die zum Leben führt«
- 3 Unterrichtstafeln »Stiftshütte u. Tempel«



Die Reihe der Kurzbiographien aus dem Bereich des neueren deutschsprachigen Pietismus wird mit diesem fünften (vorletzten Band) fortgeführt.

Wie ein großer Fächer entfaltet sich vor uns eine Geschichte des Segens. Menschen von Gott berufen und bevollmächtigt, wirken in dem ihnen zugewiesenen Lebensbereich bahnbrechend für das Evangelium. Sie gingen uns als Glaubende voran und ermuntern uns, mit unserem Glauben und Leben heute Antwort zu geben.

*Folgende Bände – alle herausgegeben von Arno Pagel – liegen vor:*

*SIE WIESEN AUF JESUS  
SIE FÜHRTEN ZU CHRISTUS  
SIE RIEFEN ZUM LEBEN  
ER WEISS DEN WEG  
ER BRICHT DIE BAHN  
ER FÜHRT ZUM ZIEL (In Vorbereitung)*

**Der Adel einer christlichen Gesinnung, die Freiheit wahrer Gottesmenschen und die schöpferische Kraft von Bahnbrechern im Reich Gottes werden uns in diesen Büchern neu vor Augen gestellt.**

ISBN 3-88224-140-3

Verlag der  
Francke-Buchhandlung  
Marburg/Lahn

EDITIONIC